Schloß Roncanet.

Roman aus der Gegenwart

von

Robert Waldmüller (Ed. Duboc).



Erster Band.

Hannover.
Carl Rümpler.
1874.

Druck von August Grimpe in Hannover.

Inhalt des ersten Bandes.

Erstes Capitel.

Im Gebirgsthal.

Es war noch zeitig im Lenz, die ersten Blumen begannen in dem Gärtlein des Stiegenbauers sich zu erschließen, und dieser, ein früh gealterter Mann, ging, mit der ausgebrannten Ahornpfeife im Munde, und der Gartenscheere in den gichtischen Händen, finstern Blickes zwischen den Buchsbaum-Rabatten auf und ab, indem er bald sich mit einer Aurikel zu thun machte, bald die dürren Zweiglein eines Rosenstockes abschnitt, bald auch ein Pfropfreis prüfte, das im vorigen Jahre nicht zum Keimen gelangt war, aber den Winterfrost doch glücklich überstanden hatte. Zwischendurch schaute er, wie um ein Unbehagen zu verbergen, mit scheinbarer Aufmerksamkeit nun nach dem Wolkenzuge, nun nach denjenigen Trieben, welche am wenigsten eine strenge Nachtkälte vertragen würden, schielte aber dann wieder mit scheuem Seitwärtsspähen nach einem von frischgrünem Hollunder verdeckten Hügel des Gärtleins, von wo in kurzen, heftigen Stößen der Ton eines arbeitenden Spa-

tens herüberklang. Daneben ließ er, wenn die Spatenklänge eine Zeit lang gemessener und besänftigter wurden, mit sichtlicher Erquickung die Nachmittagssonne auf seinem breiten Rücken brennen, schüttelte sich aber gleich darauf fröstelnd und unruhig, wie ein Mann, dem nicht wohl ist, oder der eine bedrohliche Gemüthsbewegung im Anzuge glaubt.

Der Stiegenbauer war ein Mann von etlichen sechszig Jahren; die Gicht hatte seinen stattlichen Körper jedoch merklich gekrümmt; übrigens war sein Gang noch fest, und wenn er redete, — und eben jetzt gab er, nach längerem Schweigen, trotz dem Ausbleiben jeglicher Antwort, seine Meinung über Wind und Wetter und Blume und Fruchttrieb mit Ausführlichkeit zum Besten, — da klang seine Stimme noch derb und herrisch genug. Auch sein Haupthaar und seine linke buschige Braue waren noch schwarz; die rechte freilich fehlte beinah völlig; eine breite, blanke, rosenfarbige Narbe, wie eine Brandwunde solche wohl nachläßt, saß an ihrer Stelle und gab dem Gesicht, von dieser Seite gesehen, einen gar kläglichen Ausdruck.

Er trug eine bequeme, stark geflickte steyerische Joppe, braun mit verblaßt grünen Aufschlägen, dazu breite grüne Tragbänder, eine schon vielfarbige, alte gemslederne Kniehose, grasgrüne Strümpfe und schwärzliche, rindslederne Bundschuhe mit lässig geschürzten ledernen Schnürbändern. Dennoch war seine Art, sich zu behaben, nicht ganz bäuerisch.

Nach einer Weile verstummte das Geräusch des Spatens.

Der Alte blieb stehen und blickte sich unbehaglich nach der Seite des Hollunders um.

„Bist fertig mit dem Beete?“ fragte er, „bist schon fertig, Tonerl?“

Die Angesprochene ließ sich auch diesmal zu keiner Antwort herbei. Doch kam sie, den Spaten in der Hand, langsam näher und stand endlich, verdrossen zur Erde gerichteten Blickes, diesseits der Hollunderwand. Sie war ein stämmiges, schöngebautes Mädchen von etwa 18 Jahren. Wie ihr Vater, trug sie sich bäuerisch, aber in weniger abgenützten Kleidern, und an ihren Ohrläppchen hingen schwergoldene Ohrringe. Auch das schwarzseidene Kopftuch, das, der landesüblichen Tracht entsprechend, ihr krauses, braunes Haar bedeckte, war offenbar ihr sonntägliches, und wenn sie gegenwärtig — wohl um leichter zu arbeiten — barfuß ging, so hatte sie ohne Zweifel Strümpfe und Schuhe in erreichbarer Nähe.

„Vater“, sagte sie, ohne aufzublicken, aber mit durchaus nicht furchtbewegter Stimme und wie Eine, die in häufiger Nothwehr gegen unbillige Zumuthungen ihren Verstand und ihre Zunge ungewöhnlich geschult hatte, „ich hab' mir's überlegt und sofern Er mir frei zu reden gestatten will, soll Er jetzt gleich meinen Entschluß erfahren.“

„Will ihn heut noch nicht wissen“, gab der Bauer abweichend zur Antwort; „was ich Dir gesagt hab', magst bis morgen überlegen. Der Engelbert mit meinem Segen und mit dem Stiegenhof, oder der Waldersam ohne Eins wie das Andere, — das war mein letztes Wort. Nicht ein Tüttelchen wird daran geändert, und bis morgen, wenn die Sonn' in Gold geht, nicht früher, nicht später will ich Deinen Bescheid. Abgemacht.“

Er schwenkte sich auf dem Absatze herum und wandte ihr den Rücken, um seine Scheere wieder in Arbeit zu setzen.

Das Mädchen stand mit gesenktem Kopfe, beide Hände auf den Spaten gestützt. Ihre Brust hob sich ungestüm. „Er sagt morgen, Vater“, begann sie langsam von neuem, „ich sage aber heute, und ich sage deshalb heute, weil ich morgen nicht mehr hier sein möchte.“

„Nicht mehr hier?“

„Nein.“

Wider Willen wendete sich der Bauer von neuem nach der Tochter um. Sie sah ihn mit einem festen Blicke an. Er biß zornig auf seine Pfeife. „So red'“, sagte er barsch, „zum vierten Male erleb' ich's also, daß eins meiner Kinder ins Unglück rennt, einzig aus Starrköpfigkeit und aus Mangel an kindlicher Liebe. Was hast denn an dem Fratz, dem Schul-

fuchser? Narrheit und kein Ende! Wohin es führt, wenn Mädchen den väterlichen Rath für nichts achten und aus toller Verliebtheit sich auch des väterlichen Segens entschlagen zu können meinen, das lehrt Dich doch wahrlich das Unglück Deiner Schwestern."

„Von toller Verliebtheit", versetzte das Mädchen stolz, „hab' ich Ihm, dächt' ich, noch keine Proben gegeben, Vater. Der Waldersam ist's ja auch gar nicht, auf den mir's ankommt, wenn schon ich ihn für brav und rechtschaffen halte und ihn mir mit bösen Namen noch lange nicht verreden lasse. Worauf mir's ankommt, ist etwas ganz Anderes und ich bestreite Ihm das Recht, Vater, seine Töchter darum zu bringen."

„Um die Ausstattung? Hm? Du sollst ja den ganzen Stiegenhof haben!"

„Nein, um den Segen."

„Das wäre kurios; als ob ich nicht nach freiem Belieben segnen und auch nicht segnen könnt'?"

„Nach freiem Belieben? Nein, ich denke, Vater, nach freiem Belieben darf Er das nicht. Eben so gut hätte Er uns nach freiem Belieben an Heiden verkaufen, mit Steinen füttern, ohne Schutz und Obdach lassen können. Das Kind, so hat mir Pfarrer Wögerer gesagt, ist auf den Segen des Vaters angewiesen, wie auf seine Atzung, auf seine Anleitung, auf seine Zuchtruthe. Nach freiem Belieben schaltet man nicht über das, was Einem der liebe Gott zu

Anderer Schaden oder Frommen in die Hand gegeben hat. Das waren neulich die eigenen Worte des Pfarrers."

Der Stiegenbauer klippte zornig mit der Scheere. „Du möchtest mir wohl gar die Schuld zuschieben, daß es Deinen Schwestern schlecht ergangen ist?"

„Das möcht' ich nicht", verneinte das Mädchen. „Es wär' mir Seinetwegen zu leid, Vater. Wie wollt' Er's ertragen! Auch denk' ich, geht es ihnen, so weit sie noch am Leben, nicht schlimmer als so Vielen, die mit dem Stier im Felde um die Wette arbeiten müssen. Aber am rechten Segen fehlt es ihnen freilich und das hat Er mit zu verantworten, Vater."

„Sie haben ihn nicht wollen und damit basta. Ich glaub' gar, ich hätt' ihnen meinen Segen nachwerfen sollen. Warum hat keine den Engelbert genommen?"

„Die Aelteste", sagte Tonerl, „vermuthlich, weil sie ihn nicht mochte."

„Und die Zweite? He?"

„Weil sie sich nicht für schlechter hielt, als ihre Schwester."

„Und die Dritte vermuthlich, weil sie wiederum nicht wollte, was schon zwei Andere verschmäht hatten?"

„So wird sich's wohl verhalten haben; Er weiß,

Vater, ich war damals noch ganz kleines Kind. Wer wird aber einen Mann wollen, der, wie unsere alte zerlesene Fiebel, sich's gefallen läßt, immer wieder auf dem Posten zu sein, wenn ein neuer Nachwuchs in die Stelle des vorigen rückt."

Der Alte schnitt zornig einen fröhlich grünenden Pfropf=Rosenzweig ab. Er brummte vor sich hin.

„Vater", begann das Mädchen von neuem, indem sie einen Schritt näher trat, „ich bin die jüngste von allen meinen Schwestern. Wie in aller Welt mag Er mir etwas zumuthen, was gegen alles Recht und alle Billigkeit läuft. Sei Er doch nicht härter gegen mich, als Er schon gegen meine Schwestern gewesen ist. Was hab' ich Ihm denn zu Leide gethan, daß Er mich noch ungleich schärfer als meine Schwestern heimsuchen will?"

Der Stiegenbauer schüttelte ärgerlich den Kopf. „Was Du wieder in den Tag hinein salbaderst!" sagte er, „als ob ich für Dich ein anderes Maaß hätte, als für eine Deiner Schwestern!"

„Ein ganz anderes Maaß, Vater", gab Tonerl zurück, „muß ich Ihm denn das noch erst klar machen? Wie lang' ist's her, daß unsere Aelteste den Engelbert ausschlug?"

„Was weiß ich!"

„Siebenzehn Jahre."

„Nein sechszehn."

„Nein siebenzehn, Vater; zähl' Er nur nach, Vater."

„Gleichviel", brummte der Alte.

„Nein, Vater", sagte Tonerl, „das ist durchaus nicht gleichviel; denn so hat meine älteste Schwester den Engelbert nicht wollen, als er doch erst in den Zwanzigen war, und mir will der Vater den Mann aufbürden, nun er, ich weiß nicht wie hoch, in den Dreißigen steht. Keiner meiner Schwestern hat Er so etwas Arges zugemuthet, auch der Vorjüngsten nicht, der Tini. Alle haben einen Jüngern von Ihm empfangen sollen, als ich. Ist das recht und billig? Himmelschreiende Härte, Vater, ist's, himmelschreiende Härte!"

„Du bist nicht gescheidt", rief der Alte, noch ärgerlicher als zuvor, „als ob der Mann vor 16 oder 17 Jahren schon so viel werth war, wie er jetzt ist! Damals kannte ich ihn kaum, konnte mich in ihm irren, wußte nicht, ob er einen guten Haushalter abgeben würde; — heute hat er ein schuldenfreies Häuserl, hat den Grund gelegt zu einem müheloſen Auskommen, hat Proben seiner Beständigkeit beigebracht . . ."

„Eine absonderliche Beständigkeit!" lachte Tonerl bitter.

„Eine sechszehnjährige Beständigkeit."

„So heißt Er Beständigkeit, Vater, wenn ein Mann vier Male sein Herz an eine andere hängt?"

„Auch damit treibst Du mich nicht in die Enge", herrschte der Stiegenbauer die Ungefügige an; „der

Engelbert weiß so gut wie alle zu Verstand gekommenen Leute, daß ein heißer Brautstand gerade so sicher und gewiß eine kühle Ehe nach sich zieht, wie ein heißer Lenz einen kalten Sommer. Es hat, denk' ich, Deine Mutter selig nichts dabei verloren, daß wir einander erst im Laufe der Jahre recht lieb gewannen ... Der Engelbert nun hat sein Herz an mich und die Meinen gehängt: dabei ist er geblieben treu und beharrlich und hat nimmer nach Töchtern aus einem andern Hause ausgeschaut. Soll ich das nicht Beständigkeit heißen dürfen? Laß den Schulmeister fahren, Tonerl, komm, sei mein Trost im Alter! Laß den Waldersam fahren."

Er hielt inne und streckte seiner Tochter die Hand hin. Tonerl stand unbeweglich, aber ihre Wimpern zitterten, in ihr kämpfte es.

„Komm, Kind", drängte der Alte; und nochmals „sei nicht ungefügig, Tonerl", und noch einmal, indem er fast schmeichelnd bat, „laß den Waldersam fahren."

„Gut", sagte Tonerl, „Er soll seinen Willen haben, Vater. — Ich meine, den Waldersam noch ohne Herzbrechen abweisen zu können, denn ich bin nicht weiter mit ihm gegangen, als daß ich ihn gern hab'. Auch brennt mir's mit dem Ehestand nicht auf den Nägeln. Um in Frieden bei Ihm bleiben zu können, Vater, da wart' ich schon noch ein paar runde Jahr' und wären's auch noch mehr. Aber wird Er mir dann zu guter

Letzt auch sicher und gewiß, mir und meinen Schwestern, Seinen Segen geben, Vater?

„Und den Engelbert willst auch Du nun doch nicht zum Mann?“ fragte der Stiegenbauer enttäuscht und mit plötzlich aufsteigender Röthe.

„Den Engelbert? Nein, Vater, den nehm' ich nicht.“

„Meinen Segen willst, aber mir gehorchen willst nicht?“

„In Allem, was ein Vater seinem Kinde zumuthen darf, nicht im Aufdrängen eines Mannes.“

„Amen?“ fragte der Alte knirschend; „sagst Du dazu Amen?“

„Ja, Vater, Amen, Amen! Nie und nimmer werd' ich des Engelbert's Weib.“

„Und nie und nimmer bekommst Du meinen Segen“, rief der Alte wüthend.

„Und nie und nimmer, Vater, will ich dann fürder mich an Seinem Tische sättigen“, rief wiederum die Tochter ihm entgegen. Auch ihre Wangen glühten. Stahl und Feuerstein waren an einander gerathen und die Funken flogen.

Sie warf den Spaten weit von sich. „Mag der Auserwählte Seines Herzens, Vater, Ihn beerben und sein tückisches Werk ganz beenden. Ich gehe in fremder Leute Dienst.“

„Wohl bekomm's!“ spottete fast blau vor Aufregung der Alte.

„Das möge in des Himmels Willen stehen“, klang es kräftig zurück.

„Wohl bekomm's!“ wiederholte der Alte und zerbrach seine Scheere, daß die Stücke klirrend auf die Erde fielen, während seine Tochter heftigen Schrittes dem Hause zueilte.

Mit tiefgefurchter Stirn sah der Stiegenbauer ihr nach. Die Nachmittagssonne lachte mit ihren fröhlichen Strahlen durch das junge Heckengrün des Gartens und die Blumen dufteten mit dem frischen Laub einer Balsam-Pappel um die Wette. Aber des Stiegenbauers Sinne waren taub für Alles ringsum, und selbst die Gestalt der in der Richtung des Hauses Verschwundenen zerfloß ihm in Dunst, als versage ihm auch das Augenlicht. Er tastete nach der Stirn. Ihm schwindelte. Einen Augenblick meinte er von einem Schlaganfalle zu Boden geworfen zu werden. Doch seine zähe Natur widerstand.

Er athmete ein paar Mal tief auf, streckte die Glieder, wie ein vom Schlafe sich Erhebender, bückte sich nach den Trümmern seiner Scheere, hob sie auf, warf sie über die Hecke in den an dieser vorüber fließenden Bach, ergriff dann den am Boden liegenden Spaten und trug denselben, nachdem er noch zuvor mechanisch nach seinem Bienenstande gesehen hatte, festen Schrittes in die Geräthkammer des Schuppens hinter dem Hause.

Während er dort noch kramte und geflissentlich die Zeit verstreichen ließ, trat Tonerl, zur Wanderschaft geschürzt, vorn wieder ins Freie. Sie begab sich, ohne rechts, noch links zu blicken, auf den Wiesenpfad, welcher auf die ferne Landstraße hinüberführte. „Nie und nimmer“, sagte sie vor sich hin, „nie und nimmer.“

Zweites Capitel.

Der verwunschene Hof.

Das Gütchen des Stiegenbauers lag in einem offenen, dem Hochgebirge nahen Thale, unweit des langgestreckten Kirchdorfes Riedbach, in welchem die landesheimische Gewerbthätigkeit sich in Hammerwerken und Sägemühlen emsig und geräuschvoll bekundete. Das Haus, ein mächtig gefugter alter Holzbau, hatte Wiese und Ackerland rings um sich herum. Es war ein mäßig umfangreiches Heimwesen; aber die Lage war günstig, der Boden nicht zu kalt und nicht zu warm, der Graswuchs auch im heißesten Sommer durch reichliche Berieselungs-Vorkehrungen gesichert; der hinter dem Hause hügelan sich ausbreitende Nadelwald wohl bestanden; jeder Zaun in guter Beschaffenheit, jede Dachschindel fest auf ihrem Fleck, jeder Laden, jedes Gatter fest in seinen Angeln.

Davon gewahrte man freilich von der Landstraße aus wenig genug, denn zwischen dem Stiegenhof und dieser lag nicht nur eine breite Wiese, auch der Bach

schlängelte sich, von Weiden und Erlen eingefaßt, in mannigfachen Krümmungeu zwischen beiden hindurch, und dann gab es rings um Garten und Haus noch einen hohen, lebendigen Zaun von Weißdorn, Berberitzen, Heckenrübe, Hollunder und Teufelszwirn, so daß an manchen Stellen kaum einer der rothbraunen Giebel des Hauses und der dazu gehörigen Scheuern zu erspähen war, und höchstens der bläuliche Rauch des Schornsteins oder das fern herüberklingende Geräusch eines Dengelhammers oder Dreschflegels erkennen ließ, daß hinter den hohen Gebüschen menschliche Thätigkeit walte. Dieser nahe zu kommen, dazu hatten aber nur wenige der die Straße Ziehenden oder der im Dorfe Heimischen Lust und Neigung. Denn es giebt in Gebirgsländern noch mehr als in flachen Gegenden Häuser, an die sich irgend ein unheimliches Gerücht knüpft, und der Stiegenhof gehörte zu diesen verrufenen Orten.

So lag er denn nicht nur abseits und durch wuchernden Baum- und Strauchwuchs von der übrigen Welt abgesperrt, der Eigner des Hofs hatte auch seit Langem durch eine wunderlich geheimnißvolle Lebensweise und durch augenfällige Menschenscheu das Seinige dazu gethan, um die Leute in ihrer ungünstigen Meinung über den Stiegenhof zu bestärken, und außer seinem Günstlinge Engelbert verkehrte Niemand daselbst. Vor Allem über eine Seite seines Verhaltens wurde dem

Stiegenbauer Vieles nacherzählt, über den Verbleib seiner jährlichen Wirthschafts=Erträge nämlich. Obschon dieselben beträchtlich sein mußten, kaufte er, selbst bei günstigen Gelegenheiten, keine neuen Felder oder Waldstücke zu den seinigen hinzu, wie jeder Landwirth der Nachbarschaft doch beim Anwachsen seines Vermögens zu thun pflegte. Nach Einigen spielte der Stiegenbauer Jahraus, Jahrein im Lotto und zwar ohne zu gewinnen. Nach Andern mußte ihm Engelbert nach jeder Ernte Staatspapiere kaufen. Die das behaupteten, hatten beobachtet, daß der Stiegenbauer drei oder vier Blitzableiter auf seinem Hause und ebenso viele auf jeder seiner Scheunen habe, woraus sie schlossen, daß er brennbares Gut aufbewahre, welches sich nicht wie der Stiegenhof selbst unter Assecuranz bringen lasse. Auch wollten sie wahrgenommen haben, daß er, wenn auf dem Felde beschäftigt, bei jedem aufsteigenden Gewitter Alles stehen und liegen lasse, um nur hurtig nach seinem Hause zu kommen.

Alle diese Eigenthümlichkeiten und besonders seine Menschenscheu hatten mit den Jahren zugenommen und waren seit dem Tode der gutherzigen Stiegenbäuerin erst recht abstoßend geworden. Man nahm an, daß sie nicht mit der Grille des Alten in Betreff der Verheirathung seiner Töchter einverstanden gewesen, ja, daß jene Grille sogar der Nagel zu ihrem Sarge geworden sei. Hierin irrte man jedoch. Den ältesten zwei Töch=

tern gegenüber hatte auch sie die Bewerbung Engelbert's nachhaltig unterstützt, wennschon, nachdem diese Töchter selbstständig gewählt hatten, die Stiegenbäuerin beflissen gewesen war, unter der Hand die Ehepaare in ihrem Fortkommen zu fördern. Das Heranreifen der jüngeren beiden Töchter erlebte sie nicht und brauchte solcher Art nicht für die Wünsche dieser gegen die Zumuthungen des Stiegenbauers Partei zu ergreifen, wie sie wohl allerdings gethan haben würde.

Uebrigens war zwar eins der jungen Weiber im Kindbett gestorben — heimlich gepflegt von der alten Stiegenbäuerin — aber zu Grunde gegangen, wie der Alte seiner jüngsten Tochter solches als Warnung vorhielt, war keine.

Und das durfte wohl zum großen Theil auf Rechnung der Sorgfalt gebracht werden, mit welcher die Mädchen, bis eins nach dem andern seiner Hut entflatterte, durch den Vater zu ehrbarem Wesen und tüchtiger Arbeit angeleitet worden waren. Denn ganz gegen Bauernsitte hatte er sie sämmtlich selber unterrichtet, und ihnen gerade so viel Liebe und Pflege angedeihen lassen, wie seiner Obstbaumschule, die auch in der ganzen obstarmen Nachbarschaft von keiner andern übertroffen wurde, und deren sorgsame Behandlung ihn wohl gar zu jener erziehenden Thätigkeit geschult hatte. Daß die Letztere in ihren Lehrgegenständen, trotzdem der Alte eine Menge Bücher vom ersten bis zum letzten

Blatte auswendig wußte, sich auf das für eine Bäuerin Nöthige begrenzt hatte, diese verständige Beschränkung war den Mädchen besonders zu Gute gekommen. Sie brachten ihren Freiern keine Mitgift zu, wohl aber Wirthschaftskenntnisse gründlicher Art, daneben Einsicht im Anordnen fremder Arbeit, Lust zum eigenen Handanlegen, Maßhalten in Einem wie im Andern, Sicherheit im Lesen, Schreiben, Rechnen und im Redestehen, Einfachheit, Sauberkeit und Ernst, kurz Kenntnisse und Gewöhnungen, wie sie nur den besten Hausfrauen auf dem Lande eigen zu sein pflegen. Was er ihnen freilich nicht mitzugeben vermochte, war die gleichmäßig sanfte Gemüthsart ihrer Mutter. Wie er selbst unter der unliebsamen Botmäßigkeit seines heißgearteten Blutes stand, so auch seine Töchter. Bis sie eine nach der andern das Joch abgeschüttelt hatten, das sie nicht haßten, aber dessen Zwang endlich gegen ihre Natur ging, waren der heftigen Auftritte im Bereich des Stiegenhofes nicht wenige gewesen. Nach und nach hatte sich die Zahl dieser Auftritte vermindert, aber nur weil kein Nachwuchs mehr vorhanden war, um in die Stelle der vom heimathlichen Dache sich Trennenden zu rücken. Stiller und stiller war's um die Scheuern, Schober und Ställe geworden. Ein Feld nach dem andern hatte, aus Mangel an Arbeitskräften, verpachtet werden müssen. Der Viehstand war eingeschränkt worden, des Stiegenbauers zwei Almhütten,

hoch im Gebirg, standen schon manches Jahr unbenutzt.

Wie es jetzt, nachdem auch die letzte Tochter dem Hofe abtrünnig geworden war, dem verrufenen Bezirke ergehen werde, das ließ sich kaum ohne unheimlichen Schauder denken.

Von einem solchen Gefühle war sowohl der Stiegenbauer wie Derjenige nicht frei, welcher eine Stunde nach Tonerl's Fortgehen dem Stiegenbauer verdüsterten Blicks zuschaute, wie der Alte in unmuthiger Laune bald Zorn- und Schmerzworte ausstieß, bald auf dem Gürtel-Wetzstein seine Sichel wetzte, bald wieder mit ihr unter den Brombeer-Ranken eines wüsten Gartenwinkels aufräumte, um die wirr zusammen klettenden Geschlinge dann an einem Strick nach den Schlupflöchern zu schleifen, welche hie und da die Dichtigkeit der großen Hecke unterbrachen. Dazwischen stand der Alte still, um die spitzigen Fragen des Andern unwirsch zu wiederholen und abzufertigen.

„Ob der Waldersam dort durchgekrochen ist?“ rief er endlich; „Narrheit, Engelbert! jetzt beginnt mir nur auch noch aus der Tonart vorzupfeifen! Ich bin schon wild genug, dächt' ich.“

„Der Himmel behüte mich, daß ich Euren Verdruß vergrößern möchte, Stiegenbauer“, sagte der Angesprochene in so frostigem Ton, daß derselbe die Worte geradezu in ihr Gegentheil verkehrte.

„Nie ist dergleichen einer meiner Töchter nachgeredet worden,“ zürnte der Alte wieder; „ich bitt' mir aus, daß Ihr Euer Giften auf den Waldersam nicht meiner Tochter guten Ruf entgelten laßt. Anders als Sonntags nach der Messe hat auch Tonerl nimmer mit dem Schulfuchser zu reden gehabt. Dafür halt' ich die Hand ins Feuer.“

„Ist nicht nöthig, Stiegenbauer,“ bestätigte der Andere wie zuvor, und lachte bitter.

„Ihr wißt's selber gerade so gut wie ich.“

„Ich weiß es.“

„Ei, so plagt mich nicht mit argen Gedanken, Engelbert; ich sperre mich eben wieder eimal ab; hier,“ — er stieß mit dem Fuß einen Haufen stacheliger Ranken vor eins der Löcher — „weder Hund noch Katze soll mehr zu mir herein; das ist Alles; o ich unseliger alter Thor!“

Der Mann, um dessen Willen die Töchter des Stiegenbauers der Reihe nach den Hof ihres Vaters verlassen hatten, stand mit den Händen auf dem Rücken schweigend da. Der Ausdruck seines farblosen Gesichts bekundete die Fähigkeit großer Selbstbeherrschung und in diesem Augenblick eine starke innere Anstrengung, seines Unmuthes Herr zu werden. Dennoch vermochte er denselben augenscheinlich nicht zu meistern, und während der Alte scheltend und brummend fortarbeitete, bewegten sich die Lippen des nun

auch von der letzten Stiegenbauer's-Tochter endgültig Abgewiesenen im heftigen inneren Selbstgespräch.

Er hatte sorgfältig gekämmtes hanfblondes Haar von ziemlich auffallender Länge, eine niedrige Stirn mit zwei unfreundlichen Querrunzeln; zusammengewachsene lichtblonde, ungleiche Brauen; leicht geröthete blaugraue, wenig sagende Augen; eine gutgebaute Nase, einen zierlich geschnittenen Mund und ein wohlgerundetes, zumeist tadellos rasirtes Doppelkinn. Er war von noch größerem Wuchse als der Stiegenbauer, wenn auch schmal von Brust und Schultern, und trug sich fast so gebückt, wie dieser, mehr aus übler Gewöhnung schien es, als aus Schwäche, denn bis auf seine welke Gesichtsfarbe verrieth weder seine Stimme, noch sein Gang, noch irgend sonst etwas, daß er nicht in gesunder Haut stecke.

Uebrigens war er kein eigentlicher Bauer, wennschon er in einem Nebenthale ein kleines Gehöft mit einem Knecht und einer alten Magd bewirthschaftete. Auch trug er städtische, zumeist dunkle Kleider, da seine Geschäfte — er stimmte Claviere und hatte allerlei Bücher in Colportage — ihn oft in die Häuser der Märkte und Städtchen führten und seine Kunden auf dem Lande von einem ihres Gleichen ihren Bedarf an Drucksachen auch minder gern gekauft haben würden. Seine Lieblingsbeschäftigung lag freilich in Folge einer zufälligen Lectüre auf einem noch anderen Gebiete, als auf dem des Landbaues, des Clavierstimmens

und des fliegenden Buchhandels; er war im Geheimen darüber aus, das perpetuum mobile, wenn nicht gar noch ein Dutzend andere Dinge, zu erfinden, und baute daheim in seiner Werkstatt mit unermüdlichem Fleiß eine wunderliche Maschine nach der andern. Selbst der Stiegenbauer hatte indessen über diese Experimente Engelbert's nie mehr als bloße Andeutungen erhalten. Sie waren Engelbert's großer, sorglich verschwiegener Lebenszweck geworden, von dem er schlafend und wachend erfüllt war und der ihm nur wenig Zeit und Stimmung ließ, an dem andern Geschlecht Gefallen zu finden. Uebrigens war erst, seitdem er sich in das Labyrinth der Erfindungen verirrt hatte, sein ursprünglich auf das Vagiren und Nomadisiren angelegtes Wesen ein so völlig anderes geworden. Zur Zeit seines ersten Fußfassens auf dem Stiegenhof hatte er die ihm angetragene Eidamschaft trotz Wätti's — der Aeltesten — hübscher Augen noch als ein bedenkliches Festkleben an sehr langweiligen Verhältnissen betrachtet. Bei den zwei folgenden Töchtern und seiner successiven Anwartschaft auf ihre Hand waren diese Heirathsaussichten ihm schon einigermaßen im Lichte eines für seine Erfindungen wichtigen Geschäfts erschienen. Während Tonerl heranreifte, hatte er dann Zeit gehabt, manche seiner hochfliegenden Erfinder-Hoffnungen herabzustimmen. Arbeiten, an welche er jahrelange Nachtwachen gesetzt hatte, erwiesen sich bei ihrem endlichen Abschlusse als durch Andere

längst überholt. Er hatte Anwandlungen von Verzagtheit, ja von Verzweiflung und begann in solchen Stimmungen Tonerl nicht nur als seinen letzten Hoffnungsanker anzusehen, nein, auch sein Herz an sie zu hängen. Aber dies Herz war von so viel berechnenden Gedanken besessen gewesen, daß jene Liebesanwandlungen ihm selbst wie eine Krankheit vorkamen. Vollends jetzt erfüllten ihn, neben dem Schmerz um Tonerl, so Groll wie Aerger.

Während Engelbert so dastand und den abermaligen Schiffbruch seiner Ehestandshoffnungen nicht verwinden konnte, trug der Alte in noch fortwährendem Unmuth einen Haufen Stachelranken nach dem andern zusammen und vervollständigte mit ihrer Hülfe die Undurchdringlichkeit des grünlebendigen Walls, hinter welchem er sich von nun an von der Außenwelt vollends abgesperrt wissen wollte. Ein paar Mal schob er den ihm im Wege Stehenden unsanft bei Seite, nicht ohne diesen dadurch nur noch mehr zu verbittern.

„Stiegenbauer“, begann endlich von neuem im Ton verbissenen Ingrimms der Kastenstimmer — dies war sein landläufiger Name — „Ihr wißt wohl nicht, daß Ihr mir bis diesen Augenblick noch kein freundliches Wort des Mitgefühls gegönnt habt?“

„Laßt mich in Frieden“, belferte der Andere von seiner stacheligen Arbeit herüber, „ich bin des Teufels; hab' ich etwa nicht Grund dazu?“

„Ihr doch wohl nicht mehr, als ich.“ Seine Stimme zitterte.

„So macht Euch Luft, zum Henker! Wer verwehrt's Euch denn zu schmälen und zu wettern? Kein Mensch.“

„Gut“, rief der Kastenstimmer mit schwerathmender Brust, „so gebt Acht, Stiegenbauer, wenn's doch einmal nicht im Stillen verkocht sein soll, denn ich weiß meiner Seel' nicht, warum Ihr vor Allem nicht Euch selbst beim Kragen faßt und Euch züchtigt, nachdem Ihr jetzt zum vierten Male mit einer langen Nase abgefahren seid. Ihr habt mit all' Eurem Witz und all' Eurer vermeinten stiegenbäuerlichen Unfehlbarkeit Euch wie ein Schulbube benommen. Das ist meine unverblümte Meinung.“

„Wohl, weil ich Tonerl“, sprühte der Alte, „nicht zu Euch, wie's der Vogler mit seinen Stubenvögeln thut, mir nichts, dir nichts in ein Heckbauer sperrte? He? Ist das Eure Meinung? Gewalt hätt' ich gebrauchen sollen?“

„Gewalt ist ein Wort, das die Zuchtlosen ersonnen haben,“ gab der Kastenstimmer zurück. „Wer sich nicht nasführen läßt, sondern durchsetzt, was er im Plan hat, der ist, sagen sie, ein Mann der Gewalt. Ich sage, ein Mann ist ein solcher, kurzweg ein Mann. Ihr aber habt Euch wie ein Schulbube benommen, Stiegenbauer. Da hört Ihr's zum andern Mal.“

„Und wie hätt' ich durchsetzen sollen, was ich im Plan hatte? He! Ihr aberwitziger, boshafter Igel?“

„Ihr hättet dem Ignaz die Knochen zerschmeißen sollen; damals hattet Ihr noch Kräfte genug dazu. So hättet Ihr Euren Plan durchsetzen sollen."

„Dem Ignaz, der meine Aelteste freite?"

„Eben dem."

„Was redet Ihr mir von abgethanen Geschichten."

„Als ob Ihr mir damals nicht hoch und heilig Euer Wort verpfändet gehabt hättet! Abgethane Geschichten! Als ob nicht das Exempel, das der Ignaz und die Wätty gaben, von den Anderen nur nachgeahmt wurde! Oder ist dem etwa nicht so? Da sag' ich Euch, Stiegenbauer: Haltet ein Seil noch so fest in den Händen: wenn es an dem Baum, den Ihr damit umreißen wolltet, nicht mehr festsitzt, so hilft Euch alles Ziehen und Zerren nicht. Der Baum aber, den Ihr umreißen wolltet, das war der Eigenwille Eurer Kinder. Nun, schon beim ersten Ruck hatte das Seil den Baum losgelassen und Ihr wußtet, daß dem so war. Seitdem habt Ihr zwar unabläßig fortgezerrt, immer von einer Tochter zur andern, immer zu, immer zu, aber das Seil war in Eurer Hand längst nur noch ein Spielzeug. Man ließ Euch gewähren und lachte Eurer wichtigen Miene. Ja, Stiegenbauer, sie haben Euch sammt und sonders ausgelacht, von der Wätty bis auf Tonerl herab, und wenn ich nicht selber die Zeche bezahlen müßte, wahrlich, ich hätte Lust, Euch mit auszulachen."

Der Alte war, während der Kastenstimmer so redete, wie ein wildes Thier umhergerannt. Augenscheinlich übte der Scheltende eine Gewalt über ihn, die sich Vieles erlauben durfte. Dennoch reichte dieselbe hier nicht aus, und als der Kastenstimmer sein Schmähen fortsetzen wollte, trat ihm der Alte mit drohend ingrimmigem Augenrollen und geballten Fäusten gegenüber und schrie mehr als er sprach: „Schweig, Du elender Balg, schweig, oder ich erwürge Dich!"

„Versuch's!" reizte der Andere, ohne nur einen Schritt aus dem Wege zu treten.

„Bube!" klang es zurück, und des Stiegenbauers Lippen schäumten.

„Missethäter!" schmähte der Kastenstimmer mit giftiger Betonung.

Sie waren handgemein geworden. Der nächste Augenblick fand Beide in wüstem Ringen und Würgen platt auf dem Boden. Das Blut floß dem Einen aus der Nase, dem Andern aus dem Munde; sie keuchten, sie knirschten, sie stöhnten; und erst als die Dorngeschlinge, in die sie wälzend, schnaubend und prustend hineingeriethen, sich in den Streit mischten und Beide unbarmherzig zerfleischten, kamen sie inmitten ihres Handgemenges hinreichend zur Besinnung, um nach und nach inne zu halten und sich Zeit zu gönnen, den gemeinsamen Feind abzustreifen.

Jeder von ihnen war arg zugerichtet. Es dauerte

lange, ehe die abscheuliche Verstrickung sie einigermaßen los ließ, noch länger, ehe sie einander dabei hülfreiche Hand leisten und zugeben mochten, daß dieser Rückfall in landesübliche Disputir-Formen ihnen doch eigentlich nicht sonderlich stand.

Die Zweifel, ob der Alte noch heute Jemandem die Knochen zu zerschmeißen vermöge, hatten freilich kaum auf glaubhaftere Weise widerlegt werden können. Doch war auch der jüngere Mann nicht sparsam in seiner Kraftprobe gewesen und der Vater Tonerl's brummte zwischen seinen unverständlichen Flüchen etwas, was wie grimmige Anerkennung darüber klang; er hätte diese derben Fäuste einmal gegen Waldersam in Bewegung setzen mögen.

Endlich half dem Alten der Kastenstimmer auf die Füße. Sein Paroxismus war vorüber. Der Verstand hatte wieder das Wort.

„Nehmt's nicht für ungut, Stiegenbauer", sagte er, mit Mühe seine geschwollenen Lippen öffnend und zeigte auf die zerbrochene Ahornpfeife, damit der Alte wenigstens den silbernen Beschlag in Sicherheit bringe.

Der Alte steckte sie unwirsch knurrend in die Joppentasche und versuchte ein paar Mal durch tiefes Athmen Gewißheit zu erlangen, ob mit seinem Brustkasten noch Alles in Richtigkeit sei. Er hustete, aber nicht anders als gewöhnlich, und wandte sich nun nach der Seite des Widerparts, dessen Zustand zu seiner Be-

friedigung bei dem Handgemenge denn doch auch einige wirkliche Einbußen erlitten hatte. Darüber kamen die alten langjährigen Beziehungen zwischen Beiden, vor Allem dem Vater Tonerl's wieder versöhnend zum Bewußtsein.

„Ich hab' Euch wohl die Hemdenkrause zerrissen, Engelbert“, hustete der Alte; „wir wollen, bevor Ihr geht, aus meiner Wäschlade eine neue Krause heraussuchen.“

„Laßt Euch derweil den Sand aus dem Gesicht wischen“, sagte der Kastenstimmer dankbar; „Ihr seid grausam geschunden, Vater Stiegenbauer.“

„Biegt Euren Vorderzahn zurecht, Engelbert“, gab der Alte, während der Kastenstimmer ihn vom Sande säuberte, in noch theilnehmenderem Tone zurück; „man sollte nicht denken“, setzte er mit einem Seufzer hinzu, „wie kurze Zeit dazu gehört, um einen Menschen zu verstümmeln.“

Der Zahn wurde mit gemeinsamer Anstrengung wieder eingerichtet. Dann schüttelten Beide einander, noch ächzend und Grimassen schneidend, die Hände. „Daß wir uns so in Wuth hineinarbeiten konnten!“ sagte der Stiegenbauer.

„Daß wir so schlecht die Gebote der heiligen Schrift befolgten!“ ergänzte der Kastenstimmer.

„Kommt in meine Klause, Engelbert.“

Und der alte Stiegenbauer stapfte schwer seufzend ins

Haus vorauf und, von dem Kastenstimmer gefolgt, dann treppauf.

„Wählt Euch aus, was Euch behagt", sagte der Alte, in dem ersten oberen Zimmer eine buntbemalte Truhe öffnend und auf die darin verwahrten Leinenschätze hinweisend.

„Laßt gut sein", lehnte der Kastenstimmer ab.

„Nehmt, nehmt!"

„Der Riß ist ja nicht der Rede werth."

„Nehmt, und macht mich nicht böse, Engelbert."

Und der Kastenstimmer gehorchte lässig, als sei er zwar gewohnt, dergleichen Dinge von dem Ueberfluß des Alten zu entnehmen, als liege ihm aber wenig daran, ob seine Krause heil oder zerrissen sei.

„Ich hole derweil den Schlüssel", sagte der Stiegenbauer wieder; „wir haben lange keine Andachtsstunde zusammen gehalten, Engelbert. Mich verlangt's heute recht darnach." Er begab sich in ein anstoßendes Gemach, um den Schlüssel zu seiner Klause unter einem alten, schwarzen Eisentopfe hervorzuholen, der im Winkel umgestülpt auf dem Estrich stand.

Während er den Topf aufhob, brummte er vor sich hin: „Aber wie ist mir denn? hat er mich nicht vorhin — Mörder genannt?!" Und er blieb eine ganze Weile unbeweglich und starren Blickes mit dem Ausdruck eines Nachtwandlers stehen. Endlich ließ die Spannung seines Gesichts wieder nach. Er hatte sich

besonnen, „Missethäter“, nicht „Mörder“ war er vom Kastenstimmer gescholten worden. „Gemordet hab' ich ja auch nicht“, sagte er vor sich hin, „gemordet hab' ich seine Mutter nicht. Aber was weiß er von dem Vorgang?“ Langsam und gebückten Hauptes begab er sich nach der Klause.

Drittes Capitel.

Das Ketzer-Stübchen.

Die Klause war eine große, niedrige, dreifenstrige Stube. Zwei Fenster derselben waren mit Papier von oben bis unten so völlig verklebt, daß weder Luft noch Licht durch sie eindringen konnte; eins ließ sich öffnen, mochte aber, nach der dumpfen Luft der Stube zu urtheilen, kaum je geöffnet werden. Eisenstäbe ziemlich unbeholfener Art, als habe kein Handwerksmann sie herrichten helfen, versperrten alle drei Fenster und machten auch nach dieser Seite das sorglich mit Riegeln, Stangen und Schlössern versehene Gemach unzugänglich.

Dem lichtgebenden Fenster gegenüber, durch das die Abendsonne jetzt eben mit voller Gluth goldig roth hereinschien und den aufgestörten Staub des Gemachs in seinem muntern Wirbeltanz fröhlich beleuchtete, stand eine Art hölzerner Altar. Ein schwarzes Kreuz inmitten zweier Wachskerzen-Stümpfe in hohen blinden Messingleuchtern, eine alte, mächtige silberbeschlagene Bibel und ein zerlesenes, ledergebundenes Gesangbuch bilde-

ten die Ausstattung des Altars; auf einem hohen Schemel vor demselben befand sich ein kelchartiges Zinngefäß und ein mit großen weißen Briefoblaten gefüllter Teller von gleichem Metall.

Längs den Wänden waren Börter angebracht, auf welchen grau eingebundene und mit Nummern beklebte Bücher standen und lagen und zwar in ansehnlicher Menge.

Daß ihr etwas unebener Einband von keinem kundigen Buchbinder besorgt worden war, ließ ein Ecktisch errathen, auf welchem allerlei Klebe-Vorrichtungen untergebracht waren, mit deren Hülfe der Stiegenbauer in der That seit Jahren diesen Theil seiner Geheim-Verrichtungen zu besorgen pflegte.

Wo die Börter und der Kachelofen an den Wänden noch freien Raum übrig ließen, waren allerlei Holzschnitt-Portraits angenagelt, unter denen diejenigen von Luther, Melanchthon und Zwingli den vornehmsten Platz einnahmen.

Ein zerfetzter, mit Pferde- und Kuhhaar gefüllter Sorgenstuhl mit braunlederner Polsterung stand unweit des Fensters dem Kachelofen so zugewendet, daß er den darin Sitzenden weder Licht zum Lesen, noch Wärme zum behaglichen Ausdauern vermissen lassen konnte.

Endlich waren in einem Winkel fünf gleichmäßige Haufen alter Schreibbücher neben einander aufge-

schichtet. Auf jedem dieser Haufen lag ein Stück weißer Pappe, das den Namen derjenigen trug, welche unter des Stiegenbauers Anleitung sich in diesen Büchern der edlen Schreib- und Rechenkunst, wie der Kunst des schriftlichen Ausdrucks befleißigt hatte. Auf dem ersten Pappstücke stand „Jungfrau Babett". Der Stiegenbauer hatte einst seiner mangelhaft unterrichteten Herzallerliebsten den Brautstand mit dem Vollschreiben dieser Bücher sauer gemacht.

Auf den übrigen Pappstücken standen die Namen seiner Töchter: Wätty, Everl, Veverl, Tonerl.

Bis auf den Namen Tonerl's waren alle kreuz und quer durchstrichen, das äußere Zeichen, mit welchem der Alte, so oft von Neuem eine seiner Töchter sich gegen seinen Willen verheirathet hatte, wenigstens dem Scheine nach sich von ihr lossagte.

Uebrigens waren die rohen Holzwände des Zimmers, wo ein Astloch oder ein Spalt die Möglichkeit eines Einblicks von Außen annehmen ließ, mit Papierstreifen sorgfältig verklebt und der ganze Raum hatte etwas von dem modrigen Duft einer mit alten Kirchengeräthen, Processions-Standarten und Meßgewändern gefüllten Sakristei.

Auch verlief das Betreten dieses geheimnißvollen Asyls nicht ohne Feierlichkeit, indem Beide, noch auf der Schwelle stehend, den alten Choral Mifarth's anstimmten:

Jerusalem, Du hochgebaute Stadt,
Wollt' Gott, ich wär' in Dir!
Mein sehnlich Herz so groß Verlangen hat
Und ist nicht mehr bei mir.
Weit über Berg und Thale,
Weit über flaches Feld
Schwingt es sich über Alle
Und eilt aus dieser Welt.

Als der alte Stiegenbauer dann langsam und gemessen im Sorgenstuhle Platz genommen und Engelbert ihm gegenüber sich auf einer Holzbank niedergelassen hatte, reichte ihm der Alte nochmals die Hand und hielt die des Kastenstimmers lange Zeit fest.

„Wir haben Beide", sagte er darauf, „recht vielen Grund zum Schämen und ich denke, wir thun's Beide recht von Herzen."

„Zweifelt nicht daran, Stiegenbauer", gab der Andere, noch mit dem Zurechtziehen seiner neuen Hemdenkrause beschäftigt, zur Antwort. Es war ihm in der That das Vorgefallene leid. So weit hatte er sich von den Anwandlungen seiner vergällten Laune noch nie hinreißen lassen. Doch schwerer lastete auf ihm das Fortgehen Tonerl's, das Zusammenbrechen seiner Hoffnungen auf ihre Hand, die Verödung des Stiegenhofs.

„Ich verdanke Euch viel, Engelbert", fuhr der Alte im Tone tiefer Ueberzeugung fort; „nicht nur eine Menge fürtrefflicher Kenntnisse habt Ihr mir ins

Haus gebracht, — wie wär' ich beschränkter Bauer je ohne Bücher zu ihnen gelangt, und wie manches ausgezeichnete Buch, das die Geistlichkeit und die hohe Polizei nimmer in die Hände von uns einfältigen Zugthieren kommen ließen, habt Ihr mit eigener Gefahr mir bei Nacht und Nebel zugetragen! — nicht nur verdanke ich Euch ferner einen trostreichen Zusammenhang mit Gemeinden, welche der Abgötterei des Papstthums entsagt haben, — wie viele treffliche Männer sind mir durch die Briefe, die Ihr mir fortwährend zugestellt, nah vertraut und innig befreundet geworden! — ich verdanke Euch auch das Beispiel eines besonnenen Mannes, als welchen ich Euch selber doch wohl, trotz des heutigen Vorfalls, bezeichnen darf, ein Beispiel von Umsicht, Selbstbeherrschung, Verschwiegenheit und überlegener Weltklugheit, — wie oft stand ich im Begriff, durch unbedachte Reden und Handlungen mich und die Meinen den ärgerlichsten Verfolgungen auszusetzen!"

„Stiegenbauer", erwiederte der Kastenstimmer, welcher während dieser langen Ansprache mißmuthig, aber mit möglichst demüthiger Miene auf seine Knie hinabgeblickt hatte, „wenn ich Euch nicht unterbrochen habe, so legt mir's nicht als thörichte Ueberhebung aus, vielmehr als Besorgniß, ich könnte mit solcher Einrede die Euch gebührende Ehrfurcht von neuem bei Seite setzen. Ich bin ein armer, sündiger Mensch, und nachdem mich der Herr trotzdem gewürdigt hat, sein Werk-

zeug zu sein, bitte ich Ihm und Euch von ganzem Herzen die Vermessenheit ab, daß ich auch noch nach irdischem Wohlsein und sinnlicher Ergötzlichkeit lüstern war. So es Euch recht ist, lesen wir gemeinsam aus Eurem Gesangbuche die schöne Morgenbetrachtung eines christlichen Ackermanns, dem seine Saaten verhagelt sind und verabreichen uns dann einer dem andern, wie wir es so oft mit Erbauung thaten, das heilige Nachtmahl."

„Ich stimme Euch bei", versetzte der Stiegenbauer sinnend, „nur liegt mir noch ein Wort auf der Seele, das Euch vorhin entschlüpfte . . ."

„Vergebt mir's!"

„Ihr nanntet mich . . ."

„Ich war durch den Schmerz über Tonerl's Verlust um meine fünf Sinne gekommen, Stiegenbauer."

Des Alten mißtrauisch spähende Miene hatte sich bei der Erwähnung seiner Tochter schmerzlich umwölkt. Er bedeckte die Augen mit der Hand.

„Leset!" bat er, „gleichviel was! Ich will meinen Gedanken nicht nachhängen." Die Bibel lag ihm zunächst. Er schob sie dem Andern zu.

Der Kastenstimmer gehorchte mechanisch und schlug das alte Testament auf. „Besser ist es, keine Kinder haben, so man fromm ist", begann er aus dem 4. Capitel der Weisheit Salomonis, und der Alte seufzte schwer, während der Andere tonlos zu lesen fortfuhr. In der

Mitte des Capitels unterbrach der Alte aber den Vorleser. „Laßt es genug sein“, sagte er, „ich höre immer nur die ersten Worte: besser ist es keine Kinder haben. Es ist doch ein hartes Wort. Ich möchte die Meinen nicht ungeboren wünschen. Erinnert Ihr Euch noch des Tags, als Ihr zum ersten Male hier waret, Engelbert?“

„Ich habe ihn noch, wie als ob es heute erst vorgefallen sei, im Gedächtniß“, erwiderte Engelbert.

„Zwirntner hatte Euch ausfindig gemacht.“

„In meiner Bücherbude vor dem Gotteshause von Maria-Zell.“

„Und am selben Nachmittage, Engelbert, kam er mit Euch auf den Stiegenhof; denn nach Euch, dem Sohne der unglücklichen Kargbäckerin, hatte ich lange vergeblich forschen lassen,“ setzte der Alte mit bebender Stimme hinzu, „ich wollte ihm Gutes erweisen, viel Gutes, — aber bei dem Vorsatze ist es geblieben.“

Beide schwiegen, der Alte trübsinnig, Engelbert von bitteren Empfindungen überfluthet. In der That, welch' ein Unterschied zwischen damals und jetzt! Noch waltete zu jener Zeit die rührige, freundlich blickende Stiegenbäuerin auf dem trefflich gehaltenen Gewese. Vier Mädchen, sämmtlich blühend und gesund, die Einen fast schon erwachsen, die Andern noch kindlich zutraulich oder auch spielerisch aufgelegt, hatten mit Neugier nach dem jungen Burschen ausgeschaut und selbst der stattliche Stiegenbauer war, so lange seine schon damals

finstere Stimmung sich nicht in Reden Luft machte, eine nicht unfreundliche Erscheinung gewesen. Hier möcht' ich bleiben, hatte der damalige Engelbert gedacht. Dann aber war der Stiegenbauer mit ihm ins Verhör gegangen, um sich zu vergewissern, daß der Bursche in der That der Sohn jener Verstorbenen sei, bei deren Heimgange er sich nicht ohne Schuld fühlte, und da hatte der viel Umhergetriebene, der erst ein Jahr zuvor dem Jesuiten-Seminar in G. entsprungen war und seitdem mit Büchern hausirte, zu allerlei Lügen gegriffen, um nicht die Gunst des vermeinten Verwandten oder Pathen durch das Bekenntniß vielfach dummer Streiche sofort wieder zu verscherzen.

Allmählig war er aber im Laufe der Zeit hinter die Schrullen des Stiegenbauers gekommen: Lesewuth, Geheimthuerei, Abseitsgrübeln, Sektirerei; darin ihm Vorschub leisten, hatte sich der findige Bursche nun mit gutem Erfolg angelegen sein lassen; zumal seit er herausgefunden zu haben glaubte, daß der Stiegenbauer im Stillen sich zu den Lutheranern zählte und aus Mißtrauen gegen die Nachhaltigkeit der toleranter gewordenen Zeiten nur nichts davon verlauten lassen wollte; nicht minder, daß er, durch einige heftige Zwistigkeiten mit der katholischen Geistlichkeit sowohl, wie mit seiner strenggläubigen Frau gewarnt, Frau und Kinder in ihrem katholischen Glauben belassen hatte. Unter solchen Umständen war der ihm willig

Beistimmende dem Stiegenbauer vor Allem als Vermittler für allerlei geheimnißvolle Besorgungen und demnächst als Bücherzuträger mehr und mehr unentbehrlich geworden, so daß die Stiegenbäuerin und die Töchter dem fremden Jüngling wie einem ältesten Sohne nachgesetzt wurden.

Zuletzt hatte der Stiegenbauer ihn ganz ins Haus nehmen wollen, und als die Bäuerin sich wieder und wieder dem entgegenstemmte, hatte der Stiegenbauer sich wenigstens hoch und heilig verschworen, sein Eidam solle er werden, sei es jetzt, oder sei es später.

Von da an war der Bursche vollends zum Vertrauten des Stiegenbauers geworden und hatte namentlich unter der Hand nach den Bedürfnissen der protestantischen Gemeinden im Lande Erkundigungen einziehen müssen, denen im Laufe der Zeit, als das scharfblickende Auge der Stiegenbäuerin sich geschlossen hatte, weitere Anknüpfungen und auch bald Geldübermittelungen des sonderbaren Mannes folgten.

Die letzteren wurden eine Zeit lang leidlich gewissenhaft abgeliefert, denn im Grunde war der Kastenstimmer eine bedürfnißkarge Natur. Als jedoch Engelbert die schwachen Seiten seines bäuerlichen Gönners mehr und mehr kennen lernte, und als dann während einer Krankheit in Folge jener schon erwähnten Lectüre die Erfinder-Leidenschaft über ihn kam, da versuchte er's, sich für die Sprödheit der Mädchen durch

Veruntreuungen im Interesse seiner neuen Liebhaberei schadlos zu halten. Seitdem umspann er den blindlings ihm Vertrauenden mit einem ganzen Netz von betrügerischen Fäden, und allmählig erwies sich dasselbe als so brauchbar, daß er ihn, ohne Widerstand zu finden, wie die Spinne aussaugen konnte.

Da aber, sowohl im Riedbach-Thal wie in der Nachbarschaft zu jener Zeit in der That Jedem, welcher mit Protestanten in derartiger Verbindung stand, die Freude an Luft und Licht weidlich verbittert zu werden pflegte, und das Ende solcher volksthümlichen Plackereien nicht wohl abzusehen war, so sorgte sowohl Engelbert wie auch der Stiegenbauer dafür, daß Niemand von jenen Beziehungen etwas erfuhr, wie sehr man sich in des Stiegenbauers Nachbarschaft auch die Köpfe zerbrach, wo in aller Welt nur die Ernteerträge des absonderlichen Mannes blieben.

Wohin das Geld des Stiegenbauers wanderte, wußte dieser selbst natürlich am wenigsten. Es waren immer nur mäßige Summen, aber im Laufe der Zeit hätten sie sich doch zu einem kleinen Vermögen ansammeln müssen, und in der That hamsterte der Kastenstimmer einen Theil derselben mit Vorsicht auf, um bei einem wirklichen Gelingen seiner vielen, ihn fortwährend beschäftigenden kleinen Erfindungs-Experimente die Mittel zu einer Durchführung derselben im Großen reichlich zur Hand zu haben.

Das Uebrige verausgabte er für Maschinentheile, die er bald in diesem, bald in jenem Städtchen von kunstvollen Mechanikern unter allerhand Vorwänden anfertigen ließ, um sie dann in seiner verborgenen Werkstatt zusammen zu setzen, die einen zu vermeintlichen Perpetuum mobile's, die anderen zu Ammoniak-Flugmaschinen, Antipoden-Bohrern, Sonnen-Kraft-Sammlern und ähnlichen wünschenswerthen Dingen.

In die Hände der protestantischen Gemeinden war seit manchem Jahre kein Kreuzer mehr von des Alten geheimen Spenden gelangt. Das hatte indessen in einem Betracht wenig zu sagen: die Briefe, welche der ungetreue Mittelsmann in einer großen Mannigfaltigkeit von Handschriften fabricirte und dem Alten bald als Belobungs-Briefe von protestantischen Seelsorgern, bald als Dankschreiben von Gemeinde-Aeltesten oder beschenkten Gemeinde-Mitgliedern zutrug, waren so ganz nach dem Geschmack des Spenders abgefaßt, daß der Stiegenbauer einen erheblichen Theil seiner Freuden und Tröstungen aus ihnen schöpfte.

Selbst die oft in ihm aufgestiegenen Bedenken, ob ihn die Unfügsamkeit seiner Töchter zu ihrer Enterbung berechtige, und ob er eine alte, gegen die Protestanten begangene Schuld so sehr auf Kosten seiner Kinder abtragen dürfe, hatte er endlich mehr und mehr überwunden. „Und der Herr sprach zu Aaron: Du sollst in diesem Lande nichts besitzen, auch kein Theil haben

unter ihnen, denn ich bin Dein Theil und Dein Erbgut unter den Kindern Israel." Diese Bibelworte standen in großen Lettern auf dem ersten Blatte seines Rechnungsbuches zu lesen und auch die letzte Seite desselben vergegenwärtigte ihm die Gottgefälligkeit seiner Opfer mit den anderen Bibelworten: „Gieb Gott seine Ehre mit fröhlichen Augen und Deine Erstlinge ohne allen Fehl." — Was aber den seinen Töchtern, wie dieselben wähnten, vorenthaltenen Segen betrifft, so war wohl kaum jemals Töchtern, die ohne die Einwilligung ihres Vaters geheirathet hatten, mit inbrünstigerem Gebet der väterliche Segen nachgesendet worden, als dies allemal Seitens des Stiegenbauern im Geheimen geschehen war. Wenn er nichts that, um Tonerl und ihre Schwestern über diesen Punkt zu beruhigen, so unterblieb es nicht nur, weil seinem hartnäckigen Wesen eine solche Vergeltung des kindlichen Ungehorsams als recht und billig erschien, er verband auch die Hoffnung damit, seinen Willen endlich doch auf diese Weise um den Preis seines Segens noch durchzusetzen.

„Und am selben Nachmittage", nahm der Alte endlich traurig langsamen Tones seine Rede wieder auf, „kam Zwirntner mit Euch, Engelbert, auf den Stiegenhof. Ich weiß nicht, warum ich trotz dieser langen, langen Bekanntschaft über den Hingang Eurer Mutter selig nie noch ein Wort mit Euch geredet

habe. Wär' es geschehen, und wenn Ihr mir auch selbst nicht verzeihen könntet, mir wäre doch . . ."

„Redet nicht so, Vater Stiegenbauer!"

„O doch, Engelbert, denn meine Hände sind nicht rein. Aber los wäre ich's dann wenigstens zur Hälfte. Ihr trüget mit daran. Während jetzt . . ."

„Ihr habt schon oft in dieser Weise zu reden begonnen . . .", sagte der Kastenstimmer aufmerksamer werdend.

„Und deshalb nanntet Ihr mich heute wohl Missethäter?"

„Laßt doch das böse Wort vergessen sein. Aber dünkt der Nothbehelf, unter dem wir hier in diesem Zufluchtsort der wahren Lehre unsere geistlichen Bedürfnisse befriedigen müssen, Euch fürder kein Grund mehr, um mit einer Generalbeichte aller Eurer Sünden, Vater Stiegenbauer, noch ferner zu zögern, so redet Euch das Herz frei. Denn es heißt im 5. Psalm: „Errette mich von den Blutschulden, Gott, der Du mein Gott und Heiland bist, daß meine Zunge Deine Gerechtigkeit rühme."

„Ich habe keine Blutschuld begangen . . .", protestirte der Alte verstörten Blickes.

„Um so besser für Euch, ich citire den Psalmisten. Es sind nicht meine Worte."

Der Alte starrte düster vor sich hin; seine Hände zitterten.

„Herr, thue meine Lippen auf, heißt's im selbigen Psalm“, fuhr Engelbert fort. „Habt Ihr wirklich schwere Gewissensbedrängnisse, Mann, so redet; denn die Sonne sinkt schon hinter die Berge; wir haben noch unsere Andacht zu verrichten, und bis ich heimkomme, wißt Ihr, muß ich noch drei Stunden lang einen Fuß vor den andern setzen.“

„Nun denn“, rief mit bänglicher Stimme der Stiegenbauer, indem er, trotz seiner Gicht sich anschickte niederzuknieen, und dabei besorgt nach dem Scheiden des Tageslichts aussah, „nun denn ...“

Ein Geräusch unter dem Fenster unterbrach ihn.

Beide hielten den Athem an.

Ob etwa Tonerl zurückgekehrt ist? ging es Beiden durch den Sinn.

Die fahlen Wangen des Kastenstimmers färbten sich. Die Augen des Alten leuchteten. Er bebte vor Freude und Bangigkeit.

„Seht einmal durch die Scheiben“, flüsterte er.

Der Kastenstimmer schlich auf den Zehen ans Fenster.

„Ich sehe ein schwarzes Seidentuch auf dem Boden liegen“, sagte er.

„Das ist Tonerl's Kopftuch!“ rief der Alte.

„Nicht doch!“

„Sie trug eins, als wir in Unfrieden auseinander gingen!“

„Sie ist es aber dennoch nicht. Des Zwirntners Dilly ist's. Da! Sie hat's schon vermißt. Jetzt entdeckt sie's. Was kann sie hier suchen? Und so absonderlich sieht sie aus!" Er drückte sein Gesicht seitwärts gegen die Scheibe.

„Laßt mich rasch hinunter", sagte der Stiegenbauer. „Vielleicht hat Tonerl sie hierher geschickt. Bleibt hier; bleibt ganz ruhig hier. Ich bin schon unten."

Aber unten war der Alte noch lange nicht und während er sich auf den Weg machte, war das Mädchen nicht mehr zu erspähen.

So pflegte Dilly sonst nimmer umher zu fliegen. „Gewiß", redete der Stiegenbauer vor sich her, als er, unten angelangt, Dilly nirgend mehr erspähte; „gewiß hat sie im Auftrag Tonerl's noch etwas für diese holen sollen."

Er suchte in allen Stuben und Kammern des Erdgeschosses, nur nicht in der Schlafkammer Tonerl's, obschon die Thür offen stand; denn sein Trotzkopf war auch jetzt noch ungebeugt.

„Dilly!" rief er hinein.

Es blieb Alles still.

Und in der That war das Mädchen schon wieder fort.

Der Alte lugte in die verlassene Kammer hinein. Die Erinnerung an seine Tochter versetzte ihm doch den Athem. Er wollte über die Schwelle treten, aber

nun hielt ihn das Treppabkommen des Kastenstimmers zurück. „Wer weiß, was der Dilly, der einfältigen Dirne, wieder im Kopf rumort", sagte er unwirsch; „geht heim, Engelbert, wir reden schon ein ander Mal weiter. Euer Weg ist zu abschüssig, um in finsterer Nacht gewandert zu werden. Gehabt Euch wohl!"

Der so plötzlich ihm lästig Gewordene war mit der wechselnden Art des Alten hinreichend vertraut, um keine Einrede zu erheben. Er durfte ohnehin nach früheren Anwandlungen dieser Art, welche er an dem Alten beobachtet hatte, bezweifeln, daß derselbe wirklich zu vollem Aussprechen gekommen sein würde. So nahm er denn nach seiner Gewohnheit mit einem Bibelspruche Abschied und sagte: „Meine Harfe, also heißt es im Buche Hiob, ist eine Klage worden, und meine Pfeife ein Weinen. Auch wir, Vater Stiegenbauer, sind heute in Herzenstrauer gestürzt worden, die unsere Harfen in Klagen und Weinen verwandelt hat. Gott bessere es, Amen."

„Amen", antwortete der Stiegenbauer zwischen Ungeduld und Gemüthsbewegung.

Der Kastenstimmer ging.

Als er aus dem Hause und auch aus der Dornenhecke hinaus war, schlich der Alte langsam nach der noch offen stehenden Kammer seiner Tochter zurück.

Noch immer plagte ihn der Gedanke, sie selber könne heimgekommen sein und er werde bei ihrem plötz-

lichen Wiedererblicken nicht die Kraft haben, ihr seine Freude darüber zu verbergen. Er lugte von weitem hinein. Alles lag und stand noch ganz so in der Kammer, wie sie's im zornigen Scheiden durch einander geworfen hatte. Weniges nur von ihren Sachen mochte sie mitgenommen haben. Auch hieran erkannte er mit gemischtester Empfindung des Mädchens harten Kopf und ihren trotzigen Stolz. Mitten auf dem Tisch lagen ihre goldenen Ohrgehänge. Im letzten Augenblicke mußte sie sich derselben entledigt haben. Er trat behutsam über die Schwelle und endlich an den Tisch. Blutspuren an den Ringen der Gehänge verriethen die jähe Art des Aus-den-Ohren-Reißens. Ein mit Dinte beschriebener Zettel lag zertreten auf dem Estrich; die Schrift war durchstrichen und unleserlich und der Alte mußte lange Zeit mit der Hornbrille herumbuchstabiren, um den möglichen Sinn des Geschriebenen zusammen zu bringen: Es schien eine an den Vater gerichtete Empfehlung gewesen zu sein, er möge am nahe bevorstehenden Pankratius-Tage, den der heimische Bauernkalender mit einer Blume auszeichnet, das Grab der seligen Mutter schmücken, ein Liebesopfer, das sonst alljährlich durch Tonerl besorgt worden war.

Der Alte ließ sich schwerseufzend auf den Rand ihres Bettes nieder und begrub sein Gesicht in beide Hände.

Nach einer Weile blickte er auf; seine Miene wollte sich aufheitern; es war, als sehe er Land, nach-

dem er lange sturmverschlagen umhergetrieben worden. „Wenn ich auf's Gericht ginge und Alles anzeigte“, redete er halblaut vor sich hin, „wenn ich anzeigte, wie sie mich, den unreifen Burschen, damals durch ihr wildes Gerede verführten, das protestantische Gotteshaus in Flammen aufgehen zu lassen, und wie sie und ihr wildes Gerede solcher Art die Hauptschuld trifft, daß Engelbert's Mutter verbrannte, . . . wenn ich das jetzt endlich mit Nennung aller Derer, die damals solche Reden führten, bei Gericht anzeigte . . . und ich thu's“, rief er, indem er sich heftig, obschon mühsam, aufrichtete, „lange genug hab' ich um meiner eigenen Sicherheit willen jene Anstifter geschont . . . Heut zu Tage, wo so Manches aufgedeckt wird . . . Und mögen sie mich doch meinetwegen selbst einsperren“, fuhr er trotzig fort, „was liegt mir an diesem elenden Maulwurfsleben, wenn nur auch jene . . .“ Er hielt inne. Der Tod hatte die meisten Derer, welche er anzeigen wollte, im Laufe der Jahrzehnte abgerufen. Gras war gewachsen über sie und Anderes. Seine verspäteten Bekenntnisse würden nur ihn ins Unglück stürzen, würden nur Denen zum Schaden gereichen, an denen er das begangene Unrecht seit Jahren gut zu machen gesucht hatte.

Und wieder sank er auf den Rand des Bettes und begrub sein Gesicht in beide Hände.

Viertes Capitel.

Die schöne Sinnarme.

Mit der Rathlosigkeit Dilly's hatte es keine gerade erbauliche Bewandtniß, und Tonerl wäre jedenfalls am wenigsten geeignet gewesen, ihr zu helfen.

Bis vor zwei Jahren war Dilly zu Pfingsten in ihrer Gemeinde alle Mal die Anführerin der zum s. g. Prangengehen entbotenen Mädchen gewesen, nicht nur weil sie weitaus die Schönste im Orte war — sie hatte ein wunderliebliches Gesicht, reiches blondes Haar, sanftblaue Augen, einen gefälligen Wuchs und etwas ungemein zum Herzen Sprechendes in Miene, Stimme und Blick — nein, auch weil ihr allein alle übrigen Mädchen jene hohe Ehre gönnten.

Das hatte seitdem aber eine Aenderung erfahren.

Hiesel, der Sohn des verstorbenen reichen Hammerbesitzers jenseits des Baches, hatte kurz vor dem Tode seines Vaters von diesem die Zusage erhalten, sobald er von ihm ins Geschäft aufgenommen werde, solle er das Mädchen heirathen dürfen.

Darüber war der Vater gestorben. Die Wittwe — die Stiefmutter Hiesel's — hatte über die Sache indessen andere Gedanken gehabt. Sie war eine strenge, unerbittliche Frau, wollte ihren Stiefsohn an eine Städterin verheirathen, ganz gegen seine Neigung, und als nach vielem Hin- und Herstreiten Verhältnisse eintraten, um deretwillen Jeder meinte, die alte Eisenprinzeß — so hieß sie — werde nun doch wohl gute Miene zum bösen Spiel machen, gab sie erst recht nicht ihre Einwilligung.

In seiner Bedrängniß machte Hiesel einen Versuch, sich von seiner Stiefmutter loszusagen und sich auf eigene Füße zu stellen, was ihm aber nicht gelang, dagegen zu Auftritten führte, welche Dilly lebensgefährlich darniederwarfen.

Als sie nach halbjährigem Siechthum sich endlich wieder von ihrem Krankenlager erhob, kam zwar ihren Wangen allmälig die frühere Röthe und Frische zurück, ihr Wuchs wurde wieder schlank und anmuthig, und wer nicht von ihrem Mißgeschick wußte, hätte schwören mögen, sie gehöre nach wie vor in die Reihe der zum Prangengehen entbotenen Jungfrauen; die Ortsangehörigen waren indessen theilweise anderer Meinung und der junge Pfarrer von Riedbach, welcher im Verein mit seiner älteren Schwester sich's viele Anstrengungen hatte kosten lassen, die unter seinen Vorgängern arg verwilderten Sitten, zumal der jungen

Leute in seiner Gemeinde, zu verbessern, konnte am wenigsten den Bitten Dilly's willfahren. Er sagte ihr, sie thue gut, die Blumen, mit denen sie sich sonst zum Prangengehen geschmückt habe, für das kleine Grab auf dem Friedhof zu verwenden; dann werde man am wenigsten sich's einfallen lassen, einen Stein gegen sie aufzuheben. Und Fräulein Flora, die Schwester des Pfarrers, erschöpfte sich in gutgemeinten Auseinandersetzungen, um der Betrübten die verständige Mahnung des Bruders als solche erscheinen zu machen.

Dilly gehörte aber zu jener Art von lieblichen Geschöpfen, denen die himmlische Gerechtigkeit, wie um nicht parteiisch zu erscheinen, zu dem Geschenke seltener Schönheit nicht auch noch einen sonderlich scharfen Geist in den Kauf giebt. Sie war nicht einfältig, aber es fehlte doch nicht gar viel, daß sie diese Bezeichnung verdiente. Das that ihrer Schönheit keinen Abbruch, und hätte auch Niemand bedenklich gemacht, sie zu heirathen, wenn die Aeltern der Burschen, die nach ihr ausschauten, sie auch die Dumme nannten und, als Dilly's Verhältniß zu dem Hiesel an den Tag kam, nun ihn selbst nicht für gescheidt gelten lassen wollten. Sie war nahezu Kind geblieben; und wie sich's mit Kindern oft gar weit behaglicher plaudert, als mit höchst gescheidten Erwachsenen, so reichte nach der Meinung der Burschen der Wort- und An-

schauungs-Vorrath Dilly's auch für Alles, was zwischen der Firmelungs- und der Hochzeitszeit ein hübsches Mädchen auf dem Lande an geistiger kleiner Münze benöthigt, vollständig aus. Jedenfalls muthete sie Niemandem, der mit ihr redete, große Verstandes-Anstrengungen zu, und Mädchen gefallen zuweilen den Männern ja schon aus diesem einzigen Grunde. Durch ihre Beschränktheit im Fassen und Verarbeiten vernünftiger Gründe entging ihr indessen jetzt bei dieser Angelegenheit des Prangengehens auch Alles, was schicklicher Weise ihr Verhalten hätte bestimmen sollen. Die sonst so Anspruchslose, gegen alle Welt unterschiedslos Freundliche und Gefällige wollte auf keine Art begreifen, daß ihre Stelle diesmal durch eine andere ersetzt werden sollte. Sie gab ihrem Vater auf seine Beschwichtigungsreden, wenn auch in ihrer sanften Weise, immer wieder zur Antwort: sie habe aber doch alljährlich den Zug angeführt, und man thue ihr bitteres Unrecht; und wer ihr von Bekannten und Freunden in den Weg kam, mußte, wenn er sie nicht betrüben wollte, ihr wenigstens Hoffnung machen, daß die Sache bis zu dem wichtigen Tage schon noch in Ordnung kommen werde. Und das war in der That, wenn der Pfarrer nur einwilligte, am Ende doch nicht so ganz unmöglich, denn die sonst zu der Führerschaft Nächstberechtigte war mit der Hälfte des Zuges arg verfeindet, trug auch einen falschen Chignon und

würde, wie bereits verlautete, sich das lange Haar zum Prangengehen aus Wien erst kommen lassen, eine Neuerung, die schon im voraus Anstoß erregte. Dennoch war Dilly's Hoffnung ziemlich zag geworden, da der Pfarrer bisher hartnäckig ihre Bitten abgeschlagen hatte.

Am selbigen Nachmittage aber, wo Tonerl den Stiegenhof im Zorn verließ, hatte ein in diesen Thälern alljährlich als fleißiger Zeichner und Naturschwärmer sich aufhaltender, nicht mehr junger Wiener Maler, Notker von Schallegg mit Namen, im Volksmunde der Dexle-Schnitzler betitelt, unter des Schulgehülfen Waldersam Zureden das hübsche Mädchen bestimmt, ihm zu einer Costüme-Studie zu sitzen, und der Eine wie der Andere waren, um Dilly's Widerstand zu überwinden — denn ungewohnte Dinge mußte man von ihr nicht verlangen — sehr unvorsichtig mit dem Versprechen bei der Hand gewesen, den Pfarrer zu ihren Gunsten umstimmen zu wollen; sehr unvorsichtig — insofern die Hoffnungen Dilly's dadurch neue Nahrung empfingen, und alles ihr bisher Bedeutete darüber in den Wind gesprochen erschien.

Auch hatte sie vor Freude über diese, wie sie meinte, gewichtige Verwendung nicht länger als eine halbe Stunde das Modellsitzen ausgehalten und war dann zu ihren Freundinnen herumgelaufen, um ihnen zu sagen, wie sich der geistliche Herr nun gewiß noch eines Besseren

besinnen werde. Ihr flüchtiges Einsprechen auf dem Stiegenhof hatte, außer dem Rathsuchen in Betreff ihres nicht mehr ganz vollständigen Prange-Costümes, diese selbe Mittheilung zum Zweck gehabt.

Als sie wieder im Hause anlangte, fand sie die eben vor ihr eingetroffene Tochter des Stiegenbauern neben dem Webstuhl des Zwirtner auf einer Bank sitzen und dem verwundert über seine Messing-Brille blinzelnden Alten — er war Bandweber — ihr Anliegen um einen Dienst vortragen.

„Ihr habt dergleichen ja oft vermittelt", schloß Tonerl „und seid als Brautwerber, Hochzeitsbitter und Viehmäkler weit und breit im Lande bekannt. Schlagt also ein wenig in Eurem Gedächtniß nach. Ich möchte nicht erst bei meinen Schwestern einsprechen müssen. Ich hab' es nimmer gethan und will auch lieber heute, als morgen, nun es doch einmal so gekommen ist, unter wildfremde Gesichter."

„Schau, schau", schnurrte Zwirtner, „des Stiegenbauers Jüngste will in Dienst gehen! Meiner Treu, ich weiß kaum, ob sie mich nicht zum Besten hat. Wirklich in Dienst?"

Dilly war mit ihrer Angelegenheit dazwischen gefahren.

„Schweig' doch jetzt", wies Tonerl sie zur Ruhe, „mir ist fürwahr nicht zu Muthe, um für Deine Thorheiten ein Ohr zu haben."

„Tonerl hat Recht", fertigte Zwirtner die nun erst recht Redselige ab, „geh' in den Krautgarten und gieße die jungen Pflanzen an; mir wird schon von den Narrheiten des dummen Mädels ganz wirbelig im Kopf."

„Ich komme morgen zu Dir auf den Hof, Tonerl", versetzte Cilli, durchaus nicht beleidigt, und holte die hinter dem Kachelofen stehende Gießkanne gehorsam hervor, „Du mußt mir nämlich etwas von Deinem Perlenkrönchen borgen, ich war schon deshalb bei Dir."

Sie schlug einen leisen Jodler an und sprang, wie ein Kind so sorglos glücklich, in den Garten hinaus.

Beide blickten ihr nach, der Alte mit Kopfschüteln.

„Es ist mir lieb, daß ich Dich einmal wieder sehe, Tonerl", begann der Weber dann und schob seine Brille auf die Stirn hinauf, wobei seine rothbraune Perrücke sich alle Mal zu einer wunderlichen Höhe aufthürmte, so daß ein Liebhaber phrenologischer Schlüsse den ehrlichen Alten für einen mit schrecklicher Mordlust Behafteten erklärt haben würde; „es ist mir sehr lieb; hat Dein Geschäft Dringendes, oder kann ich zuvor noch ein Wort über Cilli mit Dir reden?"

„Sofern Ihr mich über Nacht beherbergen wollt", sagte Tonerl, „pressirt's mit meinem Geschäft just nicht um ein paar Minuten mehr oder minder; nur das sagt mir, Zwirtner, werdet Ihr mir morgen eine Stelle nachweisen, wo ich gleich eintreten kann?"

„Als ob nicht Jeder froh sein müßte, Dich in

Dienst zu bekommen, — wenn's denn doch Dein Ernst ist, Tonerl. Mir will's noch gar nicht in den Kopf. Die Stolzeste im ganzen Thal!"

„Eben deshalb; es giebt gar mancherlei Arten Stolz. Dienen verunglimpft noch lange nicht am schlimmsten. Aber redet."

„Wovon ich reden wollte", begann der Weber von neuem, indem er seine gelbgrüne gestrickte Wollenjacke in die Höhe schob und aus der Tasche seiner darunter zum Vorschein kommenden rothen Kattun-Weste eine hörnerne Tabacksdose hervor holte, „wovon ich mit Dir reden wollte, das ist der Schulgehülfe."

„Welcher Schulgehülfe?"

„Nun, der Waldersam, der tyrolerische."

Er nahm eine Prise und fuhr dann speculirend fort: „Es ist mir nämlich heute Nachmittag, als er und der Herr Notker hier waren, ein Gedanke gekommen. Sieh, mit dem Hiesel wird es nichts; er ist ein herzensguter Mensch und wenn der alte Hammergewerk leben geblieben wäre, so hätte es der Dilly nicht fehlen können; aber die alte Eisenprinzeß — ihr Lebtag giebt sie die Heirath nicht zu und sie hat doch nun das Heft in der Hand. So hingehen mit der Dilly kann's aber auch nicht mehr länger. Ja, Du", unterbrach er sich seufzend, „Du bist eine von den resoluten Naturen, die auch, wenn sie in den Brunnen fallen, immer im Fallen noch Verstand

genug haben, um irgendwo einen Halt zu erwischen. Aber die Dilly plumpt kopfüber hinein, und wenn man sie mit genauer Mühe wieder herausgezogen hat, möchte sie wohl gar wegdisputiren, daß sie im Brunnen naß geworden sei. Jetzt hat sie's mit dem Prangengehen. Der Kopf dampft mir von dem Geplapper, das sie darüber in den lieben Tag hinein verführt. Mein Eichkätzel, wenn es im Rad herumturnirt, kann nicht toller werkeln. Zuletzt, wenn der geistliche Herr ihr das Krönlein doch nicht gönnen sollte, weiß ich schier nicht, was werden wird. Daneben ist sie wieder ein so herziges Ding; das Wasser tritt mir in die Augen, wenn ich mich in ihre verzwickte Lage hinein denke. Ich selbst kann ihr aber nicht helfen. Ohnehin muß ich immer umher steigen. Acht Tage ist sie oft allein im Hause. Ich habe keine ruhige Stunde mehr. Die Menschen sind zu schlecht. — Da ist denn kein anderer Rath, als: ich muß dazu thun, daß sie einen verständigen Mann bekommt. Hat der ein Auge auf ihr Treiben, stellt der sie auf ihren richtigen Platz, nimmt der sie, wie sie genommen sein will, so kann er keine arbeitsamere, willigere, folgsamere, bessergemuthete Frau haben; auch keine schmuckere, sollt' ich denken. Burschen, die sie nehmen möchten, und etwas von meinem Ersparten dazu, die braucht' ich nun zwar nicht erst im Lande Amerika zu suchen; deren kenne ich genug. Sie läßt sich aber nicht bedeuten, daß es mit dem Hiesel in

alle Ewigkeit nichts werden wird. Wie sie sich das Prangengehen nicht ausreden läßt, so auch den Hiesel nicht. Der liebe Gott hat ihr eben das Nachdenken versagt. Der Einzige, mit dem sie heut' wie närrisch gewesen ist, das war der krauslockige Schulgehülfe. Freilich hatte er ihr mit dem Prangengehen nach dem Mund geredet, der Schwerenöther! Er haut wohl gern einmal über die Schnur, ob er schon als Schulmeister keinen Spaß in solchen Sachen verstehen sollte. Sonst ist ihm indessen nur Gutes nachzurühmen, obschon er nicht aus dieser Gegend ist. Nun, mein' ich, könntest Du der Dilly einmal den Kopf zurechtsetzen und sie durch vernünftige Vorstellungen dahin bringen, daß sie den Hiesel aufgiebt. Sind wir glücklich so weit, so nehme ich den Waldersam ins Gebet, setze ihm meine Ansichten über die Sache auseinander und bringe die Geschichte, denk' ich, ins Reine. Seine Mutter möchte längst gern eine Schwieger ins Haus haben. Wenn ich von dem Meinigen dazuthue und vielleicht auch beim Gemeinderath durchsetze, daß der alte Schulmeister endlich dem Waldersam Platz macht, so weiß ich nicht, wie es dem Paare fehlen könnte."

Es gab Niemand, der sich wie Tonerl auf's schweigende Zuhören verstand.

Ihre Wangen waren ein paar Mal, ohne daß der Bandweber es gewahrte, purpurroth gewesen.

Als er endlich ausgeredet hatte, fehlte ihr indessen

nicht das Mindeste, um ihm ruhigen Bescheid zu geben.

„Zwirtner", sagte sie, „ich hab' Euch nicht unterbrechen wollen, denn eine Hand wäscht die andere und es sollte mir eine Freude sein, Euch und Eurer Tochter aus der Verlegenheit zu helfen. Ich muß Euch aber jetzt ein Bedenken zu wissen thun. Der Schulgehülfe wird nicht mehr frei sein."

„Nicht?"

„Nein, Zwirtner."

„Und davon hätte ich nimmer was gehört?"

„Das ist freilich mehr, als ich erwartet hätte; aber es freut mich."

„Dich?"

„Ja, mich; denn wir wollten nicht davon reden; es ist mir lieb, daß er Wort gehalten hat."

„So weißt Du allein darum, — oder bist Du wohl gar am Ende . . ." er schob die Brille verwunderten Blickes auf die Augen herab und fingerte dann nach seiner Dose in der Westentasche, obschon er sie offen in der Hand hielt, — „bist Du wohl gar selber sein . . . Schatz?"

Tonerl schüttelte den Kopf.

„So weit ist es keineswegs", sagte sie, „wennschon ich ihn gern genug hab', um, wenn der Vater es zugäbe, sein Schatz zu werden. Ob bis dahin er sich gedulden wird, das weiß ich nicht, werd's aber, bevor ich gehe,

von ihm erfragen. Sagt er nein, da seht, was Ihr mit ihm machen könnt. Meiner Fürsprache wird Dilly, dächt' ich, wohl entrathen können."

Zwirtner nahm eine Prise nach der andern. „Wo hab' ich denn meine fünf Sinne gehabt!" rief er; „wohin sich nur ein Menschenfuß versteigt, weiß ich um alle Liebschaften im ganzen Gebirg' und Du läßt Dich unter meiner Nase mit dem Schulgehülfen ein, ohne daß ich Witterung davon habe! Aber freilich, Deine Schwestern haben's sammt und sonders ganz ebenso getrieben. Immer war ich der Gefoppte."

„Ihr wählt Eure Worte schlecht, Zwirtner", gab Tonerl zurück; „keine meiner Schwestern hat Euch je gefoppt, und mit Liebschaften, wie Ihr sie mit Eurer langen Tabacksnase über das ganze Gebirg' hinwittern wollt, haben wir auch nimmer was zu thun gehabt. Das bitt' ich mir aus."

„Nun, nun", begütigte der Bandweber, indem er sich unmuthig hinter dem Ohr kratzte; „ich weiß ja, Ihr seid Fasanen und dürft mit dem übrigen Federvieh nicht auf denselben Preis taxirt werden. Ei, ei, also da hätte ich die Rechnung einmal wieder ohne den Wirth gemacht!"

„Das wird sich ja noch erst zeigen", gab Tonerl einlenkend zur Antwort; „wenn man eben erst aus dem Neste gefallen ist, Zwirtner, wie ich es bin, da brummt einem noch der Kopf, und was gewesen ist, und was

werden soll, sieht sich gar absonderlich an." Sie holte mühsam Athem und fuhr dann fort: „Auf dem Stiegenhof kam mir's seit Wochen wie aus- und abgemacht vor, daß ich um des Waldersam's Willen den Vater und Alles aufgeben müsse. Das ist denn auch geschehen," setzte sie mit leise bebender Stimme hinzu, „und in dem Tannig drüben, wo ich vorhin wohl eine Stunde lang gesessen und — daß ich's nur gestehe — wie ein Käuzchen geheult habe, bin ich zum festen Entschluß gekommen, den Vater nicht wieder zu sehen — er gebe denn mir und allen meinen Schwestern seinen Segen. Aber was sonst werden soll, darüber weiß ich noch keinen Bescheid zu geben. Als ob ich vom Herd ein lustig brennendes Scheit fortgenommen und irgendwo ins Freie verschleppt habe, so ist mir's mit meinem Gefühl für den Schulgehülfen. Das Scheit qualmt mehr, als daß es brennt. Mir ist recht eigen zu Muth, Zwirtner."

„Nun, nun", beschwichtigte der Bandweber theilnahmvoll, „Du bist ja Herr deines Willens, und wirst ja nicht über einen Sturzacker gehen, wenn's daneben einen guten ebenen Weg giebt. Ist's nicht der Waldersam", setzte er speculativ hinzu, „so ist's ein Anderer. Meiner Treu, ein Mädel wie Du braucht sich nicht billig zu geben."

„Laßt's gut sein, Zwirtner", schnitt Tonerl ab; „wir haben nun von dieser Speise genug gegessen;

was habt Ihr sonst aufzusetzen? Ist das dort Euer Dienstkalender?"

Sie holte, da der Alte nickte, einen weißgrauen, abgegriffenen Schreibkalender vom Wandnagel.

Zwirtner schob die Brille wieder auf die Stirn und zog seine geschäftliche Miene auf; er hatte ganz im Stillen einen Einfall: wie wäre es, wenn er sie als Magd auf den Hof eines heirathslustigen Wittwers brächte? — eben war der Koppelbauer im Spießgraben d'rum und d'ran, sich eine zweite Frau aufreden zu lassen: — der wäre im Stande, ohne Ausstattung zu begehren, und ohne dem Spuk auf dem Stiegenhof nachzufragen, Tonerl zur Koppelbäuerin zu machen. Sie war eine gar zu Aparte. Man konnte nicht wissen ... Der alte Heirathsmakler hütete sich, seine Gedanken verlauten zu lassen. Auch nicht in der langen weiteren Unterhaltung, in die er Tonerl zu verspinnen wußte, und die zuletzt unter Dilly's geschäftigem Eingreifen in das Abendbrot überging. Er pries der Reihe nach wohl ein Dutzend Dienste an, bei denen zuletzt aber doch immer ein Haken zu erwähnen blieb, den man nicht ganz leicht nehmen dürfe. Den Koppelbauer-Hof versparte er für den andern Morgen und schickte Tonerl endlich, nachdem noch über dem Abendbrot dies und das besprochen worden war, mit Dilly auf die Schlafkammer der Letzteren.

Fünftes Capitel.

In der Schlafkammer.

Zwei ungleicher geartete Wesen als die Tochter des Bandwebers und die des Stiegenbauern wären im ganzen grünen Erblande wohl kaum aufzutreiben gewesen, und als sie Abends vor dem Schlafengehen, ein Jedes auf dem Rand eines wachstuchbenagelten Tisches mit aufgeflochtenen Haaren und halb entkleidet neben einander saßen, auf der einen Seite von dem röthlichen Schein einer Unschlittkerze, auf der andern vom bläulichen Licht des Vollmonds beleuchtet, da wäre dem fleißigen Studienmaler Notker wohl ein Blick in die enge, aber freundliche Kammer zu gönnen gewesen.

Vor Allem freilich gehörte Dilly zu den Gesichtern, welche geeignet waren, einen Maler wie Notker zur Verzweiflung zu bringen. Er hatte die Marotte, in seine Portraits Alles hineinlegen zu wollen, was die Gesichtszüge, die er eben vor sich hatte, an freudigen oder traurigen Eindrücken jemals abgespiegelt haben mochten, und da er wie alle Welt Dilly's absonder-

liche Geschichte genau kannte, so hatte er während der ihm von Dilly am Nachmittag bewilligten halben Stunde schon weidlich über den bloßen Anfängen der unlösbaren Aufgabe geschwitzt.

In der That gab es in dem Gesicht für das, was er aus demselben doch Alles herauszulesen behauptete, nur so flüchtig hingeworfene Linien, daß ihnen mit den Mitteln seiner Kunst nicht beizukommen war. Grenzenlose, unbewußte Herzensgüte hatte von diesem Gesicht vielleicht am unbestreitbarsten Besitz genommen. Dann war noch ein Etwas um Augen und Mund, das freilich rührend unberathen genug anmuthete, um auch weniger sentimentalen Naturen, als Notker eine war, die Seele zu bewegen. Das endlos im Schauen begriffene Auge Dilly's suchte immer zu verstehen, der halbgeöffnete Mund zu errathen, die ganze Miene war unabläſſig wie vom Aufnehmen und Empfangen der äußeren Dinge und ihrer Eindrücke vollauf in Anspruch genommen, aber glücklich und sanft; denn auch das Verstehen, das Errathen-Wollen ging offenbar nicht bis zu der anspannenden Thätigkeit eines wirklichen Verarbeitens und Aneignens hinaus, kaum bis zur Ahnung einer solchen, und höchstens die ungleich geschwungenen Augenbrauen gaben dem lächelnd friedlichen Gesichte einen Ausdruck leiser Besorgniß, als dämmere diesem ungeweckten Geiste von fern ein Licht, das doch nimmer zu vollem Aufgange gelange.

Mit gar anderer Miene blickte Tonerl in die Welt; ihr dunkles Colorit, ihr dichtes braunes Haar, das keine ebenmäßige Scheitelung zuließ und die Stirn fast auf das knappe Maß einer wirklichen Antike einschränkte; ihre Brauen, die über den immer wie geblendet zusammengezogenen, lang bewimperten, scharfblickenden, farbenunbestimmten Augen, wie ein Paar finstere Wolkenstreifen lagerten; dazu die vortrefflichen Größenverhältnisse von Nase, Mund und Kinn, untadelig Eines wie das Andere und doch eben durch diese Regelmäßigkeit fast nichtssagend im Vergleich zu dem Alles beherrschenden eigenthümlich düster-ernsten Auge; — wenn Dilly die Weichheit, die Lieblichkeit, die Friedfertigkeit war, so war Tonerl die Festigkeit, die Zweckbewußtheit, fast die Strenge, in ein schönes Gleichgewicht freilich gestellt dadurch, daß nirgend ein Zug ihres Gesichts dem sichern Gefüge dieses Charakter-Ausdrucks kleinlich machend und beirrend widersprach.

Uebrigens hätte sich derjenige sehr enttäuscht gefunden, welchem nach Anhören einer subtilen Betrachtungsweise, wie die hier soeben im Geschmack Notker's gegebene, Gelegenheit geboten worden wäre, das Schlafengehen-Gespräch der beiden Dorfschönen zu belauschen. Denn die Tochter des Stiegenbauers war eine sehr positive Natur, und mit ihrer Schlafgenossin über ihre Herzensangelegenheiten zu sprechen oder gar sich die Beruhigung zu verschaffen, daß Dilly's Glück

nicht etwa von Tonerl's Verzicht auf den Tyrolerischen abhänge, solche Feinfühligkeit lag ihr ganz fern. Auch hatte sie an eigenen Bedrängnissen mehr als genug zu tragen. Sie ließ Dilly daher reden, was dieser immer nur durch den Kopf ging und nickte hin und wieder einzig, um nicht antworten zu müssen, wobei ungefähr folgende wichtige Dinge abgehandelt wurden:

Dilly's weißes Prangekleid habe nur eine Falte; ob sie ihm nicht noch eine aufnähen könne?

Weiter: Sie habe schon ein Paar neue Schuhe beim Stockerl-Schuster bestellt, oder — wie sie sich landesüblich ausdrückte — „angepfriemt"; ob der Stockerl-Schuster wohl Wort halte?

Dann: Pfarrer Wögerer werde staunen, wenn sie morgen ihm hersage, was sie während der heutigen Sitzung vom Oexle-Schnitzler gelernt habe, daß nämlich am Montag für den heiligen Geist und die armen Seelen gebetet werde,

am Dienstag für die heiligen Engel,
am Mittwoch für den heiligen Joseph,
am Donnerstag . . .

Hier mußte Tonerl einhelfen und nun repetirte Dilly wie ein Schulkind, am Donnerstag für das heilige Altar-Sacrament,

am Freitag für das Leiden Jesu,
am Samstag für die heilige Mutter Gottes,
und am Sonntag für die heilige Dreieinigkeit.

Dann kam die Neuigkeit aufs Tapet, daß der Rosmarin diesmal auch in Büscheln eine jede der Processions-Fahnen zieren solle, und ferner die große Frage: ob der Altar No. 7 wie ehemals unmittelbar vor Zwirtner's Haus zu stehen komme, oder vor dem neuen Kapellbilde, auf welchem der Oexle-Schnitzler sie abconterfeien wollte.

Da Tonerl eine bigotte Katholikin war — der Mutter nachartend wie alle ihre Schwestern — so hatte sie für diese Dinge auch in ihrer heutigen Gemüthsverfassung immer noch Interesse genug, um die Plaudernde gewähren zu lassen, und wie schon oft schmerzte es sie, daß der Vater in seiner Absonderung, nicht von der Kirche — denn alle äußerlichen Vorschriften derselben beobachtete er mit Pünktlichkeit, — aber wohl von den freiwilligen Leistungen zu Ehren der Kirche — seinen Töchtern nie eine Betheiligung am Prangengehen gestattet hatte.

Zuletzt sagte Tonerl, indem sie sich zu Bette begab: „Es bleibt dabei, Dilly, wenn sie Dich zum Prangengehen zulassen, so wirst Du zu Ehren der Mutter Gottes mit marschiren; und wenn sie Dich nicht zulassen, so wirst Du ihr zu Ehren daheim bleiben, gerade wie wir Schwestern es immer gethan haben."

„Nein", versetzte Dilly sanft berichtigend, „der Bildermaler und der Waldersam sorgen ja dafür, daß ich mit darf." Sie verrichtete ihr Nachtgebet und

verschwand unter ihrer Bettdecke, nicht ohne gleich darauf von neuem mit der Versicherung sichtbar zu werden, der Pfarrer sei ja doch nur Einer, und Waldersam und der Oexle-Schnitzer seien ihrer Zwei.

„Und wenn sie's dennoch nicht durchsetzen, sag' ich, so fügst Du Dich in Geduld."

„O nein", lächelte Dilly überlegen, „das thu' ich nicht, dann gehe ich doch mit."

„Gute Nacht", sagte Tonerl.

„Ich bin doch drei Jahre hinter einander an der Spitze des Zuges marschirt; das weiß doch ein jedes Kind."

„Gute Nacht, Dilly."

„Dann gehe ich doch mit und der Vater muß mir zu meinem Recht verhelfen, verstehst Du? So mach' ich's."

„Gute Nacht, Dilly."

„Und leiden sie's dennoch nicht, da leg' ich mich vor der Kirchenthür quer über den Weg, — glaubst Du's mir, Tonerl? — das thu' ich."

„Sei keine Thörin, — gute Nacht, Dilly."

„Quer über den Weg und ... und ..."

„Gute Nacht, Dilly."

„Und stehe nimmer wieder auf."

Damit war die Unterhaltung zwischen den beiden Mädchen zu Ende und wenige Augenblicke darauf war Dilly fest eingeschlafen.

Nicht so Tonerl. Der Vollmond schien hell ins Zimmer. Sie versuchte die Augen zu schließen, aber es ging nicht. Auch das Verhängen des Fensters brachte ihr keinen Schlaf. Sie mußte ihres alten Vaters gedenken, denn auch ihn pflegte in mondhellen Nächten der Schlaf zu fliehen und darüber fiel ihr schwer aufs Herz, daß aus ihren vielen guten Vorsätzen, über seine Zumuthungen ohne ernstlichen Bruch hinwegzukommen, nun doch nichts geworden sei.

Ihre Thränen begannen wieder zu fließen; eine ihr früher ganz ungewohnt gewesene Weichmüthigkeit lastete wie das Vorgefühl einer schweren Krankheit auf ihr. Sie schämte sich ihrer Schwäche und gelobte sich, nur an seine Härte, seine Hitzigkeit, seine Einsilbigkeit, seine Vernarrtheit in den pergamentnen Schleicher zu denken, aber ihre Thränen flossen unaufhaltsam.

Erst als sie von neuem aufgestanden war und das Fenster im Hauche der stärkenden Nachtluft, die von den nadelbewaldeten Höhen herüberwehte, weit geöffnet hatte, — aus Beklommenheit, nicht aus sinnigem Verständniß für die Schönheit der Nacht, denn Naturliebe ist im bäuerischen Gemüth nichts klar Bewußtes, — erst da wurde ihr ruhiger und leichter zu Muth.

Drüben lohte es hellroth aus den hohen Essen des Eisenwerks. Die Funken sprühten, als wollten sie mit dem Mond anbinden, der ihrer flüchtigen Pracht nicht achtete. So oft die Oefen geöffnet und

geschürt wurden, überstrahlte blendende Gluth jetzt die sanft vom Mond beleuchteten Felder und Wiesen, jetzt den finstern Tannenwald, dem der Mond nicht beizukommen vermochte, jetzt die Straße und den Bach und dahinter das abgelegene Gehöft, auf dem es nach der Rede der Leute spuken sollte und wo der Stiegenbauer von heute an mit seinem Gesinde allein hauste.

Die Schönheit jener Lichtspiele bemerkte Tonerl nicht, geschweige denn, daß ihr dieselben zum Herzen sprachen; aber des Vaters gedachte sie dabei mit bewegtem Gemüth von neuem; hatte er sie doch, als sie noch ein Kind war, oft Abends auf seinem Arm ins Freie getragen und ihr in der Ferne die sprühenden Oefen gezeigt.

„Daß meine Gebete von der Gottesmutter erhört werden möchten!" redete sie vor sich hin; „daß die Gebenedeite ihm ins Herz gäbe, seine Kinder endlich dem fremden Eindringling nicht länger nachzusetzen!"

Sie lehnte von neuem aus dem Fenster und entblößte Arm und Nacken und Busen, wie um die erquickende Kühle der Nacht, als nehme sie ein Bad, noch unmittelbarer an sich herankommen zu lassen; aber auch das geschah aus keinem andern Grunde, als aus dem körperlichen der Schwerathmigkeit und fern lag's ihr, sich dabei bewußt zu werden der verwandten Zauber des abseits rauschenden Baches, in welchem sie

so oft die Glieder gekühlt hatte, und der vielleicht nie wieder ihre Kniee umspülen werde.

Neben des Vaters dachte sie einzig noch, und zwar mit unliebsamer Empfindung, des sonderbar gearteten Mädchens, welches, wenige Schritt von ihr entfernt, ein kindliches Lächeln um die geöffneten Lippen, die blonde Haarfülle um Wangen und Schultern, die Hände auf der Brust über den Rosenkranz müde hingesunken, ein Bild friedlicher Sorglosigkeit auf dem Lager ruhte; und sie fragte sich endlich — durch Dilly's glückliche Miene auf schlimme Gedanken gebracht — ob in Wahrheit Waldersam sich heute für Dilly beim Pfarrer verwendet habe?

Es war ihr auf einmal, als sei in der Nachtluft schon ein kalter Morgenhauch zu spüren. Sie schloß das Fenster und legte sich zur Ruhe nieder.

Aber sie schlief nicht ein; und während draußen die Wiesenschnarre im jungen Getreidefelde knarrte, die Frösche in dem Fischteiche des Pfarrers quakten, das Wasser am Wehr der Sägemühle rauschte, der große Hammer im Pochwerke sein ungestümes Wesen trieb, und vom Weiler herüber der Wächter die Stunden abblies, und alle Hunde zu endlosem Bellen und die Hähne zu unruhigem Krähen aufstörte, lag sie offenen Auges bis zum Morgen da.

Sechstes Capitel.

Das Complott.

Ein sie und den Mauthgrafen betreffendes wunderliches Gespräch war übrigens bis tief in die Nacht hinein zwischen dem alten Bandweber und Notker gepflogen worden, jenem ältern Wiener Maler, und wenn Tonerl von diesem Gedanken-Austausche Kunde gehabt hätte, da würde derselbe schon eine ausreichende Ursache abgegeben haben, sie um den Schlaf zu bringen.

Als der Bandweber nämlich nach seiner Gewohnheit vor dem Schlafengehen noch einen Gang durchs still gewordene Dorf gemacht hatte, um im grünen Eckstübchen des Hirschen-Wirths sich bei einem Glase Slikowitzer mit der corpulenten Hirschen-Wirthin über dies und das zu bereden, was dem alten Heiraths-Mäkler wichtig sein konnte, war ihm im zweifelhaften Licht des aufgehenden Vollmonds der etwas verwachsene Maler nachgekommen, hatte ihn abseits genommen und ihm bedeutet, er habe mit ihm Dinge von Belang zu besprechen, und der Zwirtner möge sich heute einmal

nicht verdrießen lassen, wenn er das Wirthshaus versäume.

„Daß Pfarrer Wögerer in Betreff Dilly's diesmal noch durch die Finger sieht", hatte er in seiner westphälisch gefärbten Mundart hinzugesetzt, „dafür werde ich mich, beiläufig gesagt, wie ich's versprach, schon morgen ernstlich verwenden; denn leben und leben lassen ist zwischen unseren Bauern hier wirklich die einzig verständige Politik; mit Martern und Kasteien jagt man die Leute aus der Kirche, und die Zeiten sind wahrlich nicht danach angethan, daß man mit dergleichen Puritanerthum Experimente machen kann."

Unter solchen beruhigenden Versicherungen, denen der menschenkundige Heirathsmakler aus Ueberzeugung beistimmte, und für deren Aufrichtigkeit der ihm als zuverlässig bekannte Charakter des Malers bürgte, hatte Notker den Alten auf die Seite genommen, wenigstens so weit von der Fahrstraße ab, daß ein etwa zufällig so spät Abends noch des Weges daher Kommender sie nicht zusammen sehen würde.

Dann aber waren die beiden Männer hinter einem hohen, auch gegen das Mondlicht sie schützenden Erdwalle niedergesessen und Notker hatte, nach manchem Hinweis auf ihre langjährigen, nicht ganz oberflächlichen Beziehungen, wie folgt, begonnen: „Ich habe, wie Ihr wisset, Zwirtner, seit Jahren die Gewohnheit, allsommerlich diese Thäler zu besuchen. Theils mache

ich Studien, theils stifte ich um Gotteslohn möglichst liebliche Gelöbniß-Bilder, theils übermale ich die schlimmsten Batzereien, durch welche geschmacklose Finsterlinge die meisten Kapellen und Marterstätten des Landes entstellt haben; auch vergnüge ich mich hin und wieder mit Schnitzereien, weshalb, wenn ich mich nicht irre, der Name Notker oder Notker von Schallegg den Leuten hier weit minder geläufig ist, als der Titel Oexle-Schnitzer."

Der Bandweber wollte aus Höflichkeit das nicht zugeben; trotz seiner grüngrauen Joppe war Notker von Schallegg in der Auffassung der Bauern — schon weil er keine Zahlung nahm — ein vornehmer Herr, und daß demselben von jenem Spitznamen etwas zu Ohren gekommen war, dünkte dem Alten nicht ganz schicklich. Ob ihm die Sache wohl von einer Riedbacherin verrathen worden sei? fragte der Bandweber, wenigstens nach einer schelmischen Wendung suchend; es gäbe freilich Manche hier und in der Nachbarschaft, die sich um den Herrn Notker mehr kümmere, als es für sie gut sei.

Der Oexle-Schnitzer lächelte geschmeichelt, — er hatte ein feines, wohlconservirtes Gesicht mit idealem Ausdruck, wie solcher in der That dem leidenschaftlichen Schönheitssinne des Mannes entsprach, — doch schüttelte er den Kopf und sagte: „Ihr taxirt mich zu jung, Zwirtner; ich bin über die Heirathsjahre hin-

aus; was ich von meinem Thun und Lassen in diesen Thälern sagte, hat Euch nicht auf Pläne einer etwaigen häuslichen Niederlassung hier vorbereiten sollen, wozu ich den berühmten Heirathsmäkler Melchior Zwirtner freilich vor Allem benöthigen würde; es sollte Euch nur daran erinnern, daß ich in diesem Lande einer Thätigkeit nachgehe, die nur möglich ist, wenn mir die Geistlichkeit wohl will und daß ich daher dem Herrn Pfarrer keinen Anlaß zu Mißtrauen geben darf. — Dies" — fuhr er langsamer fort — „könnte aber der Fall sein, wenn man Euch und mich in Betreff der Angelegenheit, von der ich Euch reden will, die Köpfe zusammenstecken sähe. Und aus diesem Grunde hab' ich Euch zu einer geheimen Besprechung auf die Seite genommen."

Der Bandweber holte in großer Verlegenheit seine Tabacksdose hervor. „Was kann ich darauf antworten?" sagte er.

„Laßt mich denn also ohne weitere Vorrede", fuhr Notker fort, „Euch eröffnen, daß Ihr wahrscheinlich dazu thun könnt, eine im höchsten Grade wichtige Partie zu Stande zu bringen."

Der Bandweber spitzte die Lippen, als bereite er sich auf eine schmackhafte Kost, deren Hitze aber noch erst weggeblasen werden müsse. Die Miene des Malers war in Schatten gehüllt. Der Bandweber blickte sich vergeblich nach dem Ausdruck derselben um, indem

er zugleich im Fluge über die größten Geldprotzen der Gegend Musterung hielt.

„Wohl zwischen dem reichen Sturmeck-Bauern und der kurzen Loiserl?“ forschte er dann. Man hatte von der Partie schon hie und da geflüstert.

„Höher hinauf, Zwirtner!“

„Hm, hm. — Oder zwischen des Lebzeltners Wittfrau und dem Bürgermeister in Triebenburg? — ja, ja, die Partie ist's, gesteht nur, Herr Notker, ich dachte mir's gleich, worauf Ihr hinauswolltet. Aber was liegt Euch an dieser Partie?“

„Höher hinauf!“ wiederholte der Maler.

Der Bandweber nahm eine ungeheuerliche Prise und bohrte mit dem Absatz seines Bundschuhes in den Boden, als sei dort die Auflösung des Räthsels vergraben.

„Doch etwa nicht ... doch nicht etwa ...“ suchte er weiter, „zwischen dem Mauthgrafen und ...“

„Und der Böhmin, Fräulein von Polzic? — nein! aber zwischen ihm und einer Andern, die Ihr kennt.“

„Potz Krausemünze“, griff sich der Bandweber zwischen die Augenbrauen, „wirklich für den Mauthgrafen soll's Eine sein? Und Eine, die ich kenne? — Da wär' ich doch begierig! Welche Schönheit soll ich kennen, die für den Mauthgrafen taugte? — den reichsten jungen Herrn im ganzen Land! Ihr habt Euren Scherz mit mir, Herr Notker. So hoch

hinauf haben meine Gedanken sich nimmer noch verstiegen."

„Und doch ist Diejenige, die ich meine, unter Eurem Dach, Zwirtner."

Der Alte starrte den neben ihm Sitzenden groß an. Dann machte er Miene, erzürnt über die Verspottung Dilly's, aufzustehen.

Notker hielt ihn beschwichtigend nieder. „Oder hab' ich falsch gesehen und gehört?" sagte er; „ist Tonerl nicht bei Euch im Quartier?"

„So, so", machte Zwirtner im gedehnten Tone, „auf die hatte ich freilich ganz vergessen."

Und während der höher steigende Mond hinter dem Rücken der Zusammensitzenden leise, leise über den Kamm des Erdwalls heraufzog und den Schatten des ungleichen Paares auf einen vor diesem sich ausbreitenden Sturzacker warf, erzählte nun der Maler, wie er vorhin, durch Zufall noch einmal an des Zwirtners Hause vorüberstreichend, die Jüngste des Stiegenbauern in auffallendem Wanderstaat beim Zwirtner habe einsprechen sehen und wie er, schon oft durch ihre eigenartige Schönheit und ihre wenig bäuerische Redeweise frappirt, plötzlich auf den Gedanken gefallen sei: die oder keine gehöre auf Schloß Roncanet.

„Da konnte ich mir denn nicht helfen, Zwirtner", fuhr er fort, „ich mußte herausbringen, was sie in

solcher sichtlichen Aufregung zu Euch herübergetrieben habe, und also bin ich unter Euer offenes Fenster geschlichen und habe — daß ich's nur gestehe — den Lauscher gespielt. Jetzt wisset Ihr, was ich Euch vorschlagen möchte."

Der Alte nickte, indem er nachdenklich vor sich niedersah. Der Plan des Malers traf auf glücklichste Weise mit seinen Wünschen in Betreff Dilly's zusammen. „Wie kommt Ihr aber dazu, Euch dafür zu verwenden?" fragte er.

„Darüber ein anderes Mal Näheres."

„Hm, hm", speculirte Zwirtner weiter, „ein toller Einfall ist's! Und ich, meint Ihr wirklich, soll die Sache beim Mauthgrafen einfädeln? Ja, freilich getraue ich mir zu leisten, was irgend ein Heirathsmäkler je geleistet hat; die Worte kommen mir, Gott sei Dank, wo, wie und wann ich sie brauche; auch als ein Mann von Gewissenhaftigkeit bin ich bekannt; wenn ich ein Mädchen empfehle, so ist's so gut, als habe sich der geistliche Herr für ihre Unschuld, Tugend und sonstigen Pertinentien verbürgt. Aber der Mauthgraf und des Stiegenbauers Jüngste —! soll ich den Eichbaum mit dem Ysop verheirathen? — wo denkt Ihr hin, Herr Nokter! Bis in den Mond hinauf reichen meine Leitern nicht!"

„Das wird sich finden."

„Nein", protestirte Zwirtner von neuem, „wie

kann ich überhaupt bei einem Herrn wie dem Mauthgrafen anklopfen, um ihm ein Weibsbild zur Ehe aufzuschwatzen! Bei Bauern und Handwerksleuten — alle Achtung! Niemand wird mich da um die richtige Wendung verlegen finden. Aber im Schloß des Herrn von Neuhold? Nein, über Anderes als über Pferde, Kühe und Schweine kann ich mit dem nicht anbinden. Ich kenne meine Grenzen."

„Und versteht Ihr denn gar nicht, wie ich's meine?"

Der Heirathsmäkler biß sich auf den Finger.

Beide sahen einander an, wobei sie erst gewahr wurden, daß sie nicht länger im Schatten, sondern im vollen Mondschein weit sichtbar dasaßen. Notker bückte sich und glitt behende seitwärts, bis er den Schatten eines Haselbusches erreicht hatte. Weniger behende folgte ihm der Bandweber.

„Daß Ihr des Stiegenbauers Jüngste", nahm Notker dann das Gespräch wieder auf, indem er den grübelnden Alten näher neben sich niedersitzen ließ, „einstweilen bei dem Mauthgrafen nur in den Dienst zu bringen habt, versteht sich ja doch wohl am Rande, Zwirtner. Bei ihm muß Alles den Schein des Zufalls haben. Was brauche ich davon erst viel zu reden. Ein eigenes Kräutchen ist er, — das weiß alle Welt. Ich sage immer: er hätte längst geheirathet, meinte nicht Jeder, für ihn wählen zu müssen. Da setzt er sich denn auf die Hinterfüße. Auch daß so viele

Mütter nach ihm angeln, hat ihn kopfscheu gemacht. Ich hab' ihn ja schon vor Jahren einmal gemalt und gehe auch sonst noch wohl bei ihm ein und aus. Es ist so, wie ich sage. Darum bin ich aber eben auf jene Gedanken gefallen. Nicht wahr, ich verstand doch wohl recht, Tonerl sucht einen Dienst? Nun gut, schafft sie zum Mauthgrafen und laßt mich dann das Weitere betreiben."

Das Geheimthun Notker's hatte den Bandweber gleich anfangs auf die Vermuthung gebracht, hier solle er in der That zu etwas überredet werden, wozu kein Anderer tauge. Er glaubte daher den Bedenklichen fortspielen zu dürfen, wäre es auch nur, um den Maler dadurch zu offnerem Aufdecken seines Spiels zu veranlassen.

Nach einigem Kopfwiegen sagte er denn auch: „Ihr setzt mich da in eine nicht geringe Verlegenheit, Herr Notker; zuerst mein Ruf, Herr Notker; denn mein Ruf ist mir um alle Schätze der Welt nicht feil . . ."

„Ich weiß es und achte Euch deswegen."

„Wie kann ich denn aber eine junge Dirne . . ."

„Thorheit, Zwirtner! Hat man je dem Mauthgrafen nachgesagt, daß er vergißt, wie ein Dienstherr seinem Gesinde durch ehrbaren Lebenswandel voranzuleuchten hat?"

„Ich weiß, ich weiß", stimmte der Bandweber bei, „er ist in jedem Sinne ein untadeliger Herr."

„Was das also betrifft“, hielt Notker ihn fest, „braucht Ihr Euch wegen Tonerl's kein Gewissen zu machen.“

„Wenn sie nur dennoch nicht Ursache hätte“, half sich der Bandweber wieder in ein neues Bedenken hinein, „mir nachträglich schwere Vorwürfe zu machen, sofern ich sie in einen solchen Dienst bringe.“

„Und zwar?“

„Und zwar? Nun, weil sie schon Einem hier im Thal die Treue versprochen hat.“

„Auch das hab' ich mit angehört, Zwirtner. Wie kann Euch das aber ein Stein im Wege scheinen! Ich sage: sie und den Waldersam auseinander zu bringen, ist sogar ein verdienstlich' Werk. Gelingt's Euch, da wird sie selbst Euch dereinst noch dafür in Gold fassen wollen.“

Zwirtner schüttelte den Kopf. „Seine heilen Knochen sind Einem doch auch lieb“, gab er zu verstehen; „der Tyrolerische ist ein Zufahriger.“

„Ueber's Jahr hat er eine Andere“, beruhigte Notker; „lehrt mich den Schulgehilfen nicht kennen, Zwirtner.“

„Daneben“, tiftelte der Bandweber weiter, „man redet ja davon, der Mauthgraf werde das schöne Fräulein von Polzic nehmen. Ihr Vater hat mir schon manches Stück Vieh abgekauft; noch ohnlängst die beiden spatlahmen Schimmel des Huterers; für die

Zigeuner, denk' ich, die mit Topf und Tiegel bei ihm ins Quartier gefallen waren. Was soll ich mir einen Kunden wie den Herrn von Polzic verschlagen? Daß er ein Czeche ist und uns Alle mit Stumpf und Stiel ausrotten möchte, geht mich ja nichts an."

Notker faltete unmuthig die Hände; er überlegte einige Augenblicke, ob er den längst gehegten Vorsatz einer rückhaltlosen Verbindung mit dem brauchbaren, vielgewitzten und, wie er wußte, verschwiegenen Manne fallen lassen sollte; aber ein gewisser ungeduldiger Zug seines Charakters, mit allen Mitteln das zur That werden zu lassen, was ihm einmal in der Phantasie lebhaft aufgegangen war, gewann die Oberhand, und er fuhr fort: „Ihr vergeltet mir, daß ich Euch nie bisher wirklich ins Vertrauen gezogen habe; daher alle Eure Einwände. Ja, ja, Zwirtner, stellt Euch nur nicht so simpel. Ihr wollt mir's nur heimzahlen. Und im Grunde kann ich's Euch nicht verübeln. Auch ist mir's jetzt selbst leid, denn wenn ich, statt einzig bei den Pfarrern in diesen Thälern, von Zeit zu Zeit bei Euch um Rath und Belehrung eingesprochen wäre — uns Beiden hätte es wohl nicht zum Schaden gereicht. Zuerst also eins: ich bin bei diesem Handel insofern interessirt, als ich gut machen möchte, was ich schlecht gemacht habe. Davon das Nähere ein anderes Mal. Genug für heute, daß ich in meinem patriotischen Gewissen mich

beunruhigt fühle, durch das Mithintertreiben früherer Heirathspläne Herrn von Neuhold's jetzt der Böhmin den Weg geebnet zu haben. Ihr sagtet nun freilich eben, ob Czeche oder nicht, das sei Euch gleich. Nein, Bandweber, das darf bei Leibe Euch schon als ehrlichem Katholiken nicht gleich sein. Damit will ich nicht gesagt haben, daß Diejenigen unehrlich sind, welche Fräulein von Polzic zur Mauthgräfin machen wollen; aber sie lassen sich mit einem Bundesgenossen ein, der es nicht ehrlich meint, und dadurch gerathen sie selbst in unehrliches Spiel hinein. Was zuerst die Czechen selbst angeht, so sind sie ehemals Hussiten, Taboriten und was weiß ich gewesen; Art läßt nicht von Art; daher haben sie jetzt mit dem Russen zu liebäugeln begonnen, — Eins so schlimm und ketzerisch wie das Andere, denn die russischen Popen sind nicht viel besser, als all' die Uebrigen, welche die durch Hader und Unglauben in unsere heilige Kirche gekommene Spaltung mit Verstocktheit fortsetzen. Daher ist es nicht recht, wenn ein deutscher Katholik sagt: ob Czeche oder nicht, gilt mir gleich, und deshalb möchte ich an dieser Partie nicht schuld sein."

„Mit Verlaub", entgegnete der Bandweber, „wie kommt es denn aber, daß der Mauthgraf jetzt mit einem Male heirathen soll? Bisher wußt' ich nicht anders, als daß der alte Neuhold in seinem Testament bestimmt habe, das ganze Besitzthum fällt, wenn Peppi

Neuhold, der jetzige Mauthgraf, kinderlos sterben sollte, an seinen Ohm, den Pater Rupert im Kloster St. Servatius. Darum verdarb man's doch allemal mit den Herren Pfarrern, wenn man äußerte, der Mauthgraf werde wohl nächstens heirathen. Ich hab' mir mehr als einmal damit das Maul verbrannt."

„Auch darüber will ich Euch reinen Wein einschenken", sagte der Maler, „denn Ihr wisset jetzt schon gerade genug, um Alles wissen zu müssen. Nun also: So steht's mit Herrn von Neuhold. Es ist Euch bekannt, daß er bisher nie zu irgend einer politischen Partei gehalten hat. „Die Leute dürfen mir nicht in mein Regiment hineinreden, darum will ich auch in ihr's nicht hineinreden", das hat er schon am ersten Tage gesagt, wo er selbstständiger Herr war und danach hat er seitdem auch gehandelt. Jetzt kommt jedoch eine Zeit heran, wo solch ein Unbetheiligtbleiben unmöglich länger durchzuführen ist. Schön bei den nächsten Landtagswahlen wird jeder Großgrundbesitzer Farbe bekennen müssen. Es steht zu viel auf dem Spiele. Niemand kann abseits bleiben. Und auch der Mauthgraf wird in den Strudel hineingerissen werden. Was das aber bei dem umfangreichen Besitzthum des Mauthgrafen bedeuten müßte, brauch' ich Euch nicht erst zu sagen. Stellt Euch nur das Unglück vor, wenn die liberalen Großgrundbesitzer sich durch den ganzen Anhang des Mauthgrafen

verstärken sollten. Man mag an eine solche Möglichkeit kaum denken!"

Der Bandweber stimmte mit Lebhaftigkeit bei. Er hatte unter den Mißvergnügten des Thals seit Kurzem einen unleidlichen Concurrenten auftauchen sehen, und seit ihm durch denselben zwei Heiraths-geschäfte dicht vor der Nase weggeschnappt worden waren, haßte er alle Neuerer aufs Heftigste.

„Deshalb also", fuhr Notker fort, „hat man in letzter Zeit jene fernen Erbschafts-Aussichten leichter genommen. Ihn vielmehr bald, und zwar so zu verheirathen, daß man durch die Frau des Neuhold-Hofes auf den Herrn desselben einen Einfluß gewinnt, darauf ist's jetzt mit Fug und Recht abgesehen. Denn wer weiß, was beim Tod des Erblassers hier im Lande als Recht und Gesetz gilt? Für ferne, künftige Einnahmen der Kirche können wir jetzt nicht sorgen. Jetzt steht sie selber auf dem Spiel. Ein Narr nur kauft zur Zeit des Krieges Pflugschar und Egge statt des Schwertes."

Der Bandweber stimmte abermals aus Ueberzeugung bei.

„So weit ist Alles gut und schön", fuhr Notker nicht ohne Erregung fort; „aber was nun weiter Alles combinirt worden ist, bis man sich für die Begünstigung des Fräulein von Polzic entschied, das kann ich Euch hier nicht in Kürze auseinandersetzen. Vieles

verstehe ich selbst nicht. Euch würde so ziemlich Alles, was ich davon anführen könnte, unverständlich sein. Genug, sie soll ihn heirathen. Ihr fragt: Wird er wollen? Nein, natürlich nicht, wenn man sie ihm nämlich empfehlen wollte. Aber wie man es bisher angefangen hat, ihn vom Heirathen abzuhalten, so wird man auch seine Scheu gegen diesen Schritt, scheint mir's, jetzt doch ins Gegentheil verwandeln, und was ich bestimmt sagen kann, ist, daß sein früher seiner Mutter gegebenes Versprechen, sich spätestens bis zum dreißigsten Jahre zu verheirathen, seit Kurzem von ihm als ein Gelübde aufgefaßt wird und ihn sehr ernstlich beschäftigt."

Notker wollte etwas hinzusetzen, denn seit Langem mit Ueberzeugung im Geheimdienste der kirchlichen Interessen thätig, hatte vor Allem er selbst jene unsichtbare Beeinflussung des in allen anderen Rücksichten unbeeinflußbaren Mannes geleitet und auch die Wandlung vorbereiten helfen, von welcher er soeben Andeutungen gab. Aber er unterdrückte die diesfallsigen Zusätze, um dem uneingeweihten Manne nicht erst noch weitläufiger klar zu machen, warum er, Notker, die Coalition der clericalen und der czechischen Partei mißbillige und bekämpfe, und wie er das Interesse der Kirche am sichersten zu wahren glaube, wenn er im vorliegenden Falle einfach auf die Verheirathung des Mauthgrafen mit einer frommen Tochter

des Landes, also einer Deutschen, hinarbeite. Auch war Zwirtner zu sehr von dem Handel in Anspruch genommen, als daß er den Gründen des Malers noch weiter hätte nachfragen sollen. So lenkte Zwirtner das Gespräch denn selbst auf Tonerl und ihre Aussichten zurück.

„Und so glaubt Ihr also wirklich", sagte er, nachgerade schon so voll von allerlei kleinen Vorbereitungskniffen und Ueberlistungsprojecten, daß er sich vor Vergnügen die Hände reiben mußte, „Ihr glaubt wirklich, Herr Notker, Tonerl hätte Aussichten, den Mauthgrafen . . ."

„Ich mag nicht sagen, daß ich an Anderes als an eine bloße Möglichkeit in Betreff Tonerl's glaube."

„Denn bedenkt nur, sie ist so spröde wie Glas; sie ins Vertrauen zu ziehen, das kann ich schon gar nicht wagen."

„Um nichts in der Welt! da wären wir von vornherein auf dem Holzweg!"

„Hm, hm! Und dann . . . wenn sie so hoch hinauf soll, verhindert man's dann nicht lieber, daß sie erst so tief hinuntersteigt? . . . Jetzt ist sie noch nirgends Magd gewesen . . ., eine Magd, und noch dazu seine eigene, zur Ehe zu nehmen, — würde er sich denn je zu dem Schritt entschließen?"

Notker stützte die Stirn in die Hand. „Wenn er sie auf der Wiese ihres Vaters im Sonnenbrande mit

den Tagelöhnern arbeiten sähe, wie neulich mir's geschah, da hätte er freilich einen freieren Eindruck von ihr. Schade, schade! Denn Ihr habt Recht. Wir verderben ihre Stellung. Gesinde ist ihm Gesinde. Und dann ..."

„Mißtrauisch wird er auch sein."

„Und wie!"

„Hm, hm!"

Der alte Heirathsvermittler begann eine Anzahl erprobter Auskunftsmittel auszukramen. Er wollte Tonerl mit einer Botschaft an die alte vielbefreundete Castellanin des Schlosses schicken, und dort solle sie dem Mauthgrafen in den Weg kommen. Oder wenn der Mauthgraf auf die Alm steige, müsse sich's treffen, daß Tonerl zufällig nach den Schwoaghütten ihrer Schwester, der Kitzbäuerin, unterwegs sei. Oder im mauthgräflichen Sensenwerk, wohin Herr von Neuhold ja alle Samstage reite, könne sie ihm unversehens begegnen. Die Sensenmeisterin habe ohnehin ein neues Wickelband bestellt, das könne Tonerl am Samstag hinübertragen. Und was der pfiffigen Vorschläge mehr waren; aber keiner von allen hielt vor der Kritik Notker's Stand.

„Ich habe mir's gleich, ehe ich Euch hierher nahm, reiflich überlegt", sagte er endlich; „es giebt keine andere Hülfe, und wir müssen das Gelingen schon in die Hände der heiligen Gottesmutter legen. Und

dann halte ich viel auf den ersten, noch durch nichts beirrten Gedanken, wie er plötzlich vor uns aufsteigt. So kommen mir zumeist auch die Stoffe zu meinen Bildern, und mit allem Klügeln mache ich sie hernach nicht besser. Das sind Eingebungen höherer Art; denen soll man keinen Vormund setzen. Uebrigens fällt mir ein, daß der Mauthgraf die Töchter des Stiegenbauern schon vor zwei, drei Jahren einmal gegen mich erwähnte: daß seien ganz eigen geartete Dinger, sagte er damals, und er pflegt solche Aeußerungen nicht leicht zu thun, ohne daß ihm wer gefallen hätte."

Und so blieb es dabei: der Bandweber solle seine Bekanntschaft mit der Castellanin dazu benutzen, Tonerl auf dem mauthgräflichen Neuhold-Hof oder im Schlosse selbst unterzubringen. Was in der Angelegenheit sich dann noch weiter machen lasse, werde Notker besorgen. Gebe der Himmel seinen Segen, so solle es des Bandwebers Schaden nicht sein.

Siebentes Capitel.

Das Versprechen hinterm Zaun.

„Schulgehülfe!“ rief der Bandweber früh Morgens, als die Sonne dem Waldersam eben ins Fenster schien, und er pochte mit schweren Fingern an die Scheibe, daß die Bleieinfassung klirrte; „kleidet Euch hurtig an; des Stiegenbauers Tonerl will mit Euch reden.“

Das Fenster flog bald darnach auf und der blonde Krauskopf des Tyrolers guckte verdutzt und verschlafen gähnend dem draußen Stehenden ins Gesicht. „Was sagt Ihr, Zwirtner?“

„Nur nicht lange inquirirt. Macht hurtig!“

„Der Stiegenbauer ist doch nicht etwa todt?“

„Durchaus nicht.“

„Und Tonerl sendet Euch?“ Er warf sich geschwind in die Kleider, nachdem er zuvor mit Kopf und Arm in einen Kübel kalten Wassers hineingefahren war, während der Bandweber die Vorgänge

im Stiegenhof, so weit sie ihm bekannt, durchs Fenster hineinredend, zum Besten gegeben hatte.

Dann trat der Schulgehülfe mit einem schon leidlich muntern „meiner Seel' eine g'spassige Post“ zu dem frühen Botengänger ins Freie hinaus, und schritt mit ihm wenige Minuten später durch die thaublinkenden Wiesen auf schmalem, vielgewundenem Pfade einer Anhöhe zu, um deren Fichten-bestandenen Kamm die Morgennebel noch weißlich hingen.

Der Schulgehülfe war ein schlanker, aber sehnig gebauter Mann, von mittelgroßer Statur; er hatte ein schmales, sonnengebräuntes Gesicht, einen hellblonden Schnurrbart, dessen Spitzen sich herausfordernd in die Höhe kräuselten, dunkelblonde, vielbewegliche Brauen, krauses, dunkelblondes, kurzes Gelocke und Geringel über den ganzen Kopf, munter lachende, grüngraue Augen, eine mäßig gebogene, gutgeformte Nase und einen fröhlich plaudernden Mund. Verglichen mit den Burschen des Thals, in welchem er seit Jahresfrist den Buben und Dirnen die Geheimnisse des Lesens und Schreibens einbläute, machte er den Eindruck großer Gewandtheit und Gewecktheit. Daß er nach Tyroler Art bei Händeln auch wohl einmal mit dem stählernen Schlagring drein zu fahren pflegte, davor warnte der damit bewährte kleine Finger seiner Rechten. Uebrigens liebte er's auch, beim Scheibenschießen und beim Jagen sein Ansehen als guter

Schütze geltend zu machen. Daneben hielten er und seine alte Mutter ein ihm von der Gemeinde überlassenes Häuschen mit Obstgarten, Wiese, Waldstück und Feld, sie durch fleißige, er durch geschwinde Arbeit, in erträglichem Stand. Seine Kleidung war, wie die der meisten dörflichen Schulbeflissenen, nicht völlig bäuerisch, doch hatte er den Tyroler Hüftengurt noch nicht abgelegt, und der darauf mit weißem Zwirn eingenähte Name Jacob Lorch schien gegen den Namen Waldersam protestiren zu wollen, wiewohl ohne Erfolg, da das dem Schulgehülfen überlassene Häuschen, als am Waldsaum liegend, seit undenkbaren Zeiten jenen Namen führte.

Der Bandweber schritt mit seinem jugendlichen Begleiter rüstig fürbaß; die Schöße seines langen zimmtbraunen Staubschleppers hielt er vorsorglich über die Arme geschlungen, damit der Thau sie nicht erreiche, denn es waren heute wichtige Besuche zu machen, und bei solcher Gelegenheit mußte der Feiertagsanzug dazu beitragen, die fremde Abschätzung seiner Mühewaltung, wenigstens nach dem Maße eines völlig geopferten Arbeitstages vornehmen zu lassen; seine rothe Cattun-Weste nahm es denn auch mit dem blühenden Mohn im Felde an heiterer Farbenhelle auf und sein sonst stark mit Stoppeln versehenes Kinn war sorgfältig rasirt. Auch hatte er seine Sonntags-Perrücke auf, ein sorgfältig gekämmtes Erbstück vom

hellsten Blond, durchaus dazu angethan, den Leuten in die Augen zu stechen.

„Und sie hat wirklich die Absicht, in fremden Dienst zu gehen?“ wiederholte der Schulgehülfe, nachdem ihm der Alte, was er nur immer über Tonerl's Pläne wußte, zum dritten Male hatte repetiren müssen. „Ihr glaubt nicht, wie undenkbar mir das klingt, Zwirtner. Als ob der Stiegenbauer die Unehre überleben würde! Weit eher noch würde er mich als Eidam verwinden! Und das werdet Ihr der Tonerl auch klar machen, Zwirtner, nicht wahr? Wir wollen ihr Beide zusetzen. Beim langen Brautstande kommt ohnehin nichts heraus. Aber hat sie Euch denn überhaupt gesagt, daß sie mich wolle? — mir hat sie's nimmer noch verrathen. Sonst dächt' ich, könnten wir das Hochzeitmachen eben so gut heute wagen, wie übers Jahr. Was meint Ihr? Wohlstand läßt sich für uns Zwei doch nicht beschaffen, wir mögen warten bis wir schwarz werden; dazu muß wenigstens schon zeitig der Grund gelegt sein, und der fehlt bei mir wie bei ihr. Auch frag' ich den Teufel darnach. Durchfretten, seht Ihr, das werden wir uns schon, und ich für meinen Theil bin's zufrieden, mit der Tonerl einmal einen recht kreuzdummen Streich zu machen.“

Sie waren unter solchen Reden, die des Bandwebers eingestreute Bedenken umsonst zu widerlegen suchten, in den harzduftigen Nadelwald hineingestiegen,

überschritten dann eine Lichtung, kamen an einem schwälenden Kohlenweiler vorbei, der eben ohne Aufsicht war und dem sie daher an solchen Stellen, wo die innere Gluth sich Luft zu machen drohte, durch Zudecken mit Grassoden und Erde nachhalfen, ruhten dann unter mancherlei Gespräch auf einem Fleckchen aus, das die Morgensonne schon warm beschien, und gelangten endlich nach einer weiteren halben Stunde Steigens an eine wohleingezäunte kleine Feld- und Gartenbesitzung, in deren Mitte sich im Schutze knospender Birn- und Apfelbäume ein silbergraues Schindeldach zwischen den Zweigen erkennen ließ.

Näher tretend sahen sie gleich darauf die ihnen wohlbekannte Besitzerin des Häuschens, eine alte, stark verkropfte, einäugige Bäuerin, welche, mit dem Zurechtschnitzen eines Haselstockes vollauf beschäftigt, vor der offenen Thür des wettergebräunten, doch behaglichen alten Hauses stand; auf der Bank, neben der Thür lag Tonerl's stramm zusammengeknotetes blaues Reisebündel; diese selbst aber, den grünen Filzhut auf dem Kopf, kniete abseits vor einem halb im Unterholz eines uralten Ahorns versteckten Gebetstock und gab bald der alten Frau auf ihre, während des Schnitzens unabläßig fortgesponnenen Reden und Rathschläge Bescheid, bald wehrte sie die lallenden Zudringlichkeiten eines blödsinnigen Ziehkindes der Bäuerin ab, bald endlich suchte sie mit Hülfe ihres

Gebetbüchleins ihre Morgenandacht zu Ende zu bringen. Sie war vom hellen Sonnenschein beleuchtet, und der muntere Tyroler schnalzte vor Freude, als er ihrer ansichtig wurde.

„Die Pfeilbäuerin ist Tonerl's Pathe, müßt Ihr wissen", hatte der Bandweber seinem Begleiter beim Ueberklettern des Zauntritts bedeutet; „wir sind hier nicht gar weit von dem Weg, auf dem ich mit Tonerl heute Landstreicher spielen muß; zwei bis drei Stunden von hier giebt's schon ganz sicher ein gutes Dienst-Unterkommen für sie. So wollte sie denn mit Euch hier die letzte Abrede treffen."

Der Schulgehülfe hatte wieder und wieder gegen das Fortziehen Einspruch erhoben, war derweil aber behende über den Zaun gesprungen und ließ den mühsam nachkletternden Alten sich nun zu der Pfeilbäuerin begeben, während er selbst auf Tonerl zulief.

„Grüß Gott, Tonerl", rief er; „so hat der alt' Zwirtner also doch nicht gefaselt?! ist das dort nicht Dein Wanderbündel? Du willst wirklich aus dem Thal fort, Du auffässiges Mädel?"

„Ich hab' ihm schon Valet gegeben", antwortete Tonerl, indem sie sich erhob und dem Tyroler folgte, der sie am Aermel aus der Nähe der Anderen fortführte; „ist Dir vom Zwirtner ausgerichtet worden, warum ich gehe?"

„So ungefähr, aber ich denke, Dich noch anderen Sinnes zu machen.“

„Versuch's“, und sie ließ ihm ihre Hand, mit der er in seiner lebhaften Weise bei seinen jetzt folgenden ungestümen Gegenvorstellungen, als wär's seine eigene Hand, in der Luft umher gesticulirte, nicht ohne dazwischen mit gleicher Beweglichkeit bald ihrer Gürteltasche und bald den Knöpfen ihres Mieders demonstrirend zuzusetzen.

Was er ihr dabei in munterster Wortfülle vorsprudelte, war die ins Grelle ausgeführte Colorirung alles dessen, was er im bloßen Umriß schon dem Bandweber entgegengehalten hatte. Daß der Vater den Unglimpf, sie dienen zu wissen, nicht acht Tage, nicht 24 Stunden überleben werde; daß die Schwestern ohne seinen Segen gefreit hätten und darum doch wie die leibhaftige Glückseligkeit drein schauten; daß Heirathen kurzweilig, sehr kurzweilig, aber Hoffen und Harren verflixt langweilig sei; daß er mit ihr hungern und Steine fressen wolle und, beim Teufel! keiner Aussteuer nachfrage, daß alle sieben Weisen des Morgenlandes ihn aber nicht überreden sollten, den Vogel, den er in der Hand halte, auf dereinstige Wiederkehrs-Verheißung fliegen zu lassen.

„Aber Du hältst den Vogel noch keineswegs in der Hand“, sagte Tonerl; „wann hab' ich Dir je

anders gesagt, als daß ich mich nimmer zwingen lassen würd', den Kastenstimmer zu heirathen?"

„Und wenn Du mich nicht magst, was sprengst Du mich hier herauf, Mädel?"

„Ich mag Dich schon."

„Willst aber nicht mein Weib werden? Hm?"

„Darüber sind wir ja eben im Handel."

Er gab ihr nach verliebter Bauernburschenart einen derben Schlag auf die Achsel und jauchzte ausgelassen. — „Bist Du ein steiniger Acker!" lachte er dann, „also was soll werden? Heraus mit der wilden Katze! Soll ich für meinen Namen Jacob büßen? Sieben Jahre um Dich dienen? He? und auch dann am Ende Dich nicht ergattern? Larifari. Jetzt scheint die Sonne, schau und da putzt sich der Kater der alten Pfeilbäuerin. Wir treffen's in tausend Jahren nimmer wieder so glücklich. Laß Dein Bündel dort, Mädel, und geh' mit mir zum geistlichen Herrn."

Das floß dem muntern Freiersmann gar natürlich von den Lippen und Tonerl mußte wider Willen lächeln.

„Thu's, Schatzerl", drängte der Bursche nur noch ungestümer und schlang seinen Arm um ihre Hüfte, indem er, plötzlich eine wichtige Miene aufziehend, sie mit ins Thal hinab deutender Hand so weit zur Seite zog, daß tief unten sein fernes Häuschen sichtbar wurde.

Eben blitzten die Scheiben roth im Schimmer der nun auch das Thal warm durchleuchtenden Morgensonne.

„Da hinter meinem Hause nämlich“, sagte er, im Tone eines reichen Bauern sich ans Aufschneiden machend, „da hinten geht's durch des Lebzeltner's Wiese nach dem Waldstück hinauf, das zur Waldersams-Keuschen gehört. Da kann ich schlagen lassen, sechs, acht, zehn, hundert Bäume, so viel mir nur zum Neubau beliebt, denn das alte Haus reißen wir natürlich ein; morgenden Tags werfen wir das Dach auf die Straße und den ganzen Krempel hinterdrein.“

„Du bist nicht wohl bei Verstand“, schalt Tonerl und lachte doch unwillkürlich.

„Und Ferien“, fuhr er übermüthig fort, „geb' ich meinen Rangen gleich heute für den ganzen Honigmond; das heißt Notabene, wir denken, versteht sich, nicht daran, uns mit 30 oder 31 Tagen abfinden zu lassen; Gott behüte! unser Honigmond muß mindestens bis Peter und Paul dauern; was sag' ich, bis Petri Kettenfeier, oder weißt Du, wir sagen, er dauert bis wenn, so etwa um Aller Heiligen herum, der erste Schnee vom Himmel flockt und wir nun erst recht nicht mehr aus der Thür hinaus können. Und dann behalten wir uns noch ausdrücklich vor, ob wir im Frühjahr wieder ausgeschaufelt sein wollen oder nicht; he, denn schau, Schneehühnchen, ging's nach meinem

Kopf, so blieb' ich mit Dir eingeschneit bis ans Ende der Tage."

„Geh'", schmollte Tonerl und lächelte dennoch zwischen Lust und Beklemmung, „ich hätt' nimmer geglaubt, daß Du noch so ein großes Kalb seiest."

„O, ich weiß, Du bist ein Leckermaul", lachte der Tyroler, „und schierst Dich den Kuckuck um Honig, der nicht zum Essen ist. Gieb Acht denn. Siehst Du da drunten hinter dem Ziehbrunnen die braune Bretterwand? Da ist unsere Lebküchlerei. Und diesmal sprech' ich im Ernst, Tonerl. Meiner Treu, vorgekehrt hab' ich, daß wir schier selber zum Bienenstock werden könnten. Bis dato ist mir's nur nimmer recht der Mühe werth gewesen, an die Bienen viel Zeit zu verschwenden. Sechs Körbe hab' ich auf der Morgenseite stehen, ebenso viel giebt's aber noch auf der Mittagsseite her; um die Zeit, wenn die Bienen schwärmen, ist noch alle Jahr ein Schwarm in dem alten Apfelbaum niedergesessen, auch wohl ihrer zwei — Du siehst den alten Knurzel von hier, der Schleifstein und die Gräsleiter stehen darunter; oben ist er voll todter G'zweig — in der Junggesellen-Wirthschaft fehlt's halt immer an Arbeitshänden. Aber Holdi — ödödi — nun wird's werden!" Und er schwenkte sie um und um.

„Sei nicht wüst", bat Tonerl, als sie sich wieder losgemacht hatte, aber sie setzte doch nicht ganz ohne

Interesse hinzu: „Wenn's nur mit den sechs Körben auf der Mittagsseite nicht auch eitel Wind ist.“

Das, sagte er, sei von ihr sehr übel bedacht, ihn so als einen Flausenmacher anzusprechen. Ein Worthalter sei er; keinen Zweiten gäb's wie ihn, bis ins Welschland hinein; er stamme überhaupt von diesseits des Joches; darin verstehe er keinen Spaß; wenn er lustig sei, so sei er darum noch kein Windbeutel. Und was er weiter noch Erbauliches vorbrachte.

Sie hatte Mühe, ihn zu beschwichtigen, doch zuletzt kam sie damit zu Stande und er lohnte ihr's, indem er, wie um seine Verliebtheit zu rechtfertigen, eine Menge Reden anführte, die seine Mutter zu Gunsten Tonerl's feil zu haben pflegte und von denen jede darauf hinaus lief, Tonerl verstehe mehr von der Wirthschaft und zumal von Schmalz und Käse bereiten, als der geistliche Herr von der heiligen Schrift.

Darüber zog er ihren Arm wieder in den seinen und stimmte sein lautes Reden zum Flüstern hinab, wobei er Tonerl nöthigte, bald hierhin, bald dorthin mit ihm umherzuschlendern, nicht ohne daß sie widerstrebte oder wohl auch aufbegehrte und doch wieder lächelnd dann ihm zuhörte und seitwärts nach ihm aufblickte, da ihm seine schelmische Weise in der That gar gut zu Gesicht stand.

Endlich zog sie ihren Arm jedoch aus dem seinen. Sie hatte durch eine Waldlücke eine andere Seite

des Thals gewahrt und zwar diejenige, wo der Stiegenhof lag.

„Laß nun gut sein, Waldersam“, sagte sie ernster, „es ziemt sich denn doch schlecht, daß ich hier oben fröhlicher Dinge bin und unten auf dem verödeten Hof sitzt mein alter Vater und hat's im Kopf und Herzen. Auch hab' ich Dich nicht heraufbeschieden, um solche Dinge, wie Du mir da vorredest, anzuhören.“

„Als ob zwei Liebesleut'“, rief Waldersam, „wenn sie einander endlich bei der Hand haben, absolut sauere Gesichter machen und von Gicht und Pestilenz reden müßten.“

„Ich zwing' Dich nicht, mit mir ernsthaft zu berathen“, sagte Tonerl, indem sie seinen Arm sanft zurückwies, „ist's nicht nach Deinem Sinn, so laß uns ohne viel Worte auseinandergehen; nur muthe auch mir nichts zu, was mir widerstrebt.“

„Und muthest Du mir nichts zu, das mir widerstrebt? In Dienst gehen willst! Fort willst aus dem Thal! Den kleinen Finger laß ich mir lieber abhacken, als ich Dich fortziehen seh'.“

„Und wenn ich hier bleib' und den pergamentenen Kastenstimmer nehm', wär' Dir's also lieber?“

Des Tyrolers Miene verfinsterte sich, er ballte die Fäuste. „Red' mir nicht von so etwas“, rief er schäumend.

„Auch hab' ich mir's gelobt, ihn nie und nimmer zum Mann zu nehmen. Ist Dir das nicht genug?"

„Nein, das ist mir nicht genug."

„Und was willst Du mehr?"

„Ganz klare Luft", rief Waldersam, „bündiges Ja oder Nein. Muß es beim Fortgehen bleiben, so sag' mir, daß Du mir treu bleiben willst."

„Das möcht' ich."

„Was soll ich mit Deinem Mögen?"

„Ich möcht' Dir treu sein", versetzte Tonerl und sah sinnend ins Thal hinab; „aber ich weiß ja nicht, ob Du auch mir die Treue bewahren willst."

„Gut, hier hast Du meine Hand."

„Ich nehm' sie noch nicht; hör' erst, was ich Dir zu sagen hab'."

„Schon wieder ein Steinerl im Schuh! Wir kommen meiner Seel' nicht vom Fleck."

„Ich zwing' Dich nicht, mir zuzuhören, wenn Du nicht Zeit hast."

„So red' doch nur. Die Ohren wachsen mir ja schon zu."

„Also hier hast Du in deutlichen Worten, was ich Dir sagen wollte."

Seine Hand, die eben die Tabackspfeife als Zeichen widerwilligen Geduldens aus der Tasche holen wollte, zwang sie abwärts und fuhr dann fort:

„In alle Ewigkeit hab' ich — das sag' ich noch

einmal — den Antrag des Kastenstimmers verschworen. Nach der Seite bin ich also ganz frei. Aber nach einer andern bin ich's nicht. Als mir der Vater so stürmisch gegenüberstand und über den Segen mit mir rechtete, da ist mir auf einmal so unsäglich weh zu Sinn geworden, daß ich schier in Schluchzen auszubrechen fürchtete. Das hab' ich glücklich niedergewürgt. Doch das Heirathen ist mir gleichzeitig fast wie ein Possenspiel vorgekommen. Wozu brauch' ich zu heirathen? hab' ich mir gesagt. Lohnt sich's, um des Heirathens willen mich mit dem Vater zu verfeinden? Ich habe mich ja zum Glück noch nicht versagt. Daß ich den Waldersam nicht ungern hab', ist bis jetzt ja Alles, was mir vom Liebeshandel und dergleichen bewußt ist. So hab' ich zu mir selber geredet. Und da hab' ich dem Vater denn erklärt, um den Waldersam wär' mir's im schlimmsten Fall zuletzt auch nicht zu thun und wenn der Vater es verlangte, wollt' ich auf einen andern Freier warten."

„Ich dank'", warf der Schulgehülfe wenig erbaut dazwischen.

„Das hab' ich ihm gesagt und daran bin ich gebunden", fuhr Tonerl unentwegt fort, „sofern er mich beim Worte nimmt. Nun möcht' ich Dir aber etwas geloben. Schau, worauf es mir hauptsächlich ankommt, das ist der Segen. Der Vater ist, hoff' ich, der Fürbitte unserer heiligen Gottesmutter jederzeit

gewiß und sie wird ihn nicht verstoßen, aber daß er seinen Segen im Kasten behält, das fürcht' ich, ist ein großer Frevel. Dazu hat ihm Gott kein Recht gegeben. Nun läßt mir's nicht Ruhe, ich möcht' Leib und Leben daran setzen, daß er sein Unrecht erkennt und daß er gut macht, was er an den Schwestern verbrach. Eben um ihn dahin zu bringen, hatt' ich ihm gedroht, ich wolle in fremder Leute Dienst gehen, und in seiner Verstocktheit ist er damit zufrieden gewesen. So stehen die Stühle. Schlimmer ist's ausgegangen, als ich je im Leben für möglich hielt. Wenn ihn heute ein Unfall trifft, hat er keinen andern Menschen um sich, als bezahltes Gesinde. Er ißt, was ich nicht zubereitet hab'. Seine Kleider zerreißen, und ich bin nicht bei der Hand, um sie ihm zu flicken. Wenn er heiß von der Arbeit kommt und sich nach seiner Art mitten in den Zug setzt, bleiben Thür und Fenster offen stehen: ich bin nicht da, um auf ihn zu passen ..."

Ihre Stimme versagte und der Schulgehülfe faltete zwischen Theilnahme und Unmuth die Hände, nicht ohne schon gleich darauf wieder bei dem, was sie hinzusetzte, aus Theilnahme und Unmuth in Aufgelegtheit und Ausgelassenheit überzugehen.

„So ist's zwischen uns verlaufen", war Tonerl mit mühsam wiedergewonnener Festigkeit fortgefahren; „ich kann nicht zurück; ich hab' gedroht und muß

ausführen, was ich androhte. Nun möcht' ich Dir eins versprechen. Schau, Du hast mir vorhin, trotz Deiner Albereien, wieder gar gut gefallen. Ob das die Sorte Gefühl ist, welche die Leute Liebe nennen, das weiß ich nicht. Ich denk' aber, sie ist's nicht minder, als wie das Weizenkorn der Kornhalm und die Aehre ist; ich denk', es liegt was drin und wird mit der Zeit was d'raus hervorwachsen. Und darum möcht' ich Dir versprechen, fest und treu zu Dir zu halten, bis der alte Vater endlich mürbe ist und seinen Segen dazu geben will, daß ich Dein liebes Weib werden mag."

Waldersam jauchzte in seiner ungeberdigen Art laut auf.

„Abgemacht!" rief er, und nahm mit der Linken ihre Hand, um wie beim Abschluß eines bäuerischen Geschäfts mit der Rechten derb klatschend einzuschlagen; „abgemacht, Du Herzens-Brünnel Du! Aus der Haut fahren vor Lust möchte man ja, Du Weihtrögel, Du Sonnenuhr, Du Sakrische! thu Deine Augen auf die Seiten, Mädel, oder es brennt bei mir flugs zum Dache hinaus. Holdo-ödödi!"

Aber Tonerl hatte ihre Hand abwehrend geballt. „Nein, Jacob", sagte sie, „Du bist zu jäh. Ueberleg' Dir in Ruhe, was ich sagte, und verschwör' Dich nicht so in den blauen Morgen hinein."

„Ich bin kein Hirsezähler", gab Waldersam

frohmüthig Bescheid, „kann nicht, mag nicht, will nicht kalkuliren, wo die Welt eben ein lustig Gesicht schneidet. Was ist da groß zu überlegen? Ob Du um St. Gallus noch so herzige Augen haben wirst, wie heut'? Ob morgen nicht eine Herzogin oder Königin bei meiner Frau Mutter vorkutschiren wird und rufen: „Um Himmelswillen, Frau, ist denn ihr Sohn noch frei? meine Tochter muß ihn ja nothwendig heirathen; keinen andern will sie ihr Lebtag nicht zum Gemahl!“ — Soll ich mit solchen weisen Bedenken mich in die Dornen setzen, während wir uns jetzunder Busserln geben können, so viele und so heißbackene, daß die Sonne selber schier vor Neid platzen möcht'?“

Er umschlang sie und herzte und küßte sie, daß fast eine Balgerei daraus ward und Tonerl's schwarzes Kopftuch ihr in den Nacken glitt, ohne daß seine ungestüme Art sie ernstlich bös machte; denn im bäuerischen Verkehr der Geschlechter hat die Zimperlichkeit nicht Sitz noch Stimme.

„Gelt, Jacob“, sagte sie endlich mühsam verschnaufend und sich ihm entwindend, „wenn Du nur ein klein wenig ernsthaft sein möchtest.“

„Wozu?“ lachte er. „Hab' ich etwa wen erschlagen? Bin ich von einer Natter gebissen worden? Muß ich hängen oder in die Grube fahren? Ich werd' wohl gar ein Leichenbittergesicht machen sollen, nun da ich den Meisterschuß that und der ganze

Himmel mir voll Baßgeigen, Cimbeln und Clarinetten hängt. Komm, red' Du einmal ernsthaft! Wann ist unsere Hochzeit? Zu St. Medardus oder zu St. Bonifacius? oder gar schon zu St. Erasmus?"

Tonerl traten die Thränen in die Augen. „Daß Du nicht zwei Minuten vernünftig sein kannst", sagte sie.

„Ich kann's."

„So gieb Acht."

„So red'. Der Gott-sei-bei-uns bring' es fertig, über gedorrte Zwetschken zu berathschlagen, wenn man sich die frischen ins Maul schütteln kann."

„Ich hab' dem Vater also angeboten", recapitulirte Tonerl, „Dich aufzugeben, wenn er denn durchaus nicht seinen Segen dazu geben will, und dann auf einen andern Freier zu warten. Ich dacht', mich frei halten zu können, damit ich nur den Vater zum Segen brächt'; wegen Deiner, meint' ich, würd' ich mich zur Noth noch trösten. Das war gestern. Heut' däucht' mir das Ganze aber eine Abmachung, die keine ist. Ich kann Dich nicht binden, falls ich mich nicht binde. Ich mag auch nichts mehr von Aufgeben wissen. Dich muß er segnen, oder ich bleib' ledig. Was hast Du darauf zu sagen?"

„Daß ich Dich, Dich, Dich einzig und allein mag und hunderttausendmal lieber ins Kloster laufen will,

als eine Andere heirathen, Du Donner- und Blitz-Dirndl."

Tonerl's Wangen glühten. „Wenn mir bei Dir nur nicht immer der heilige Petrus einfallen wollt'", sagte sie; „vermissest Du Dich nicht über Deine Kräfte, Jacob?"

„In alle Ewigkeit nicht. Ich weiß, was ich verspreche. Himmelsakrament!"

„Aber die Geduld, Jacob! Wirst Du auch nicht die Geduld verlieren?"

„Ich bin bei weitem geduldiger, als Du glaubst. Ein Gemsjäger und keine Geduld! . . . Nun ja", setzte er hinzu, da sie besorgt ausschaute, „ein Gemsjäger war ich ja doch vordem, — ich hab' Dir ja freimüthig bekannt, daß ich im Tyrolerland aufs Wildern gegangen bin, sammt manchem andern ehrbaren Kauzen, und daß mich die Lumpenkerle, die Gensdarmen, herübergesprengt haben. Aber das ist abgethan; hast recht, davon red't man nit mehr, am wenigsten heut'. Aber was hab' ich gesagt? Ein Schulmeister und keine Geduld? Das wäre mir die rechte Gattung."

„Dann gieb mir Deine Hand", sagte Tonerl vertrauensvoll.

Und er gab sie ihr.

Die verkropfte Pathin hatte schon eine Weile mit

ihrem einen Auge von weitem herübergelugt. Jetzt trat sie mit dem von ihr geschnitzten Wanderstecken hinzu und der ziemlich bedenklich dreinschauende Zwirtner folgte mit dem Bündel.

Was die beiden Alten besprochen haben mochten, klang noch in den Worten nach, mit denen die Pathin Tonerl zum Aufbruch mahnte.

„Beim Eintritt in neue Verhältnisse“, keuchte sie, denn der Blähhals gab ihrer Stimme etwas von dem kläglichen Ton eines geborstenen Blasebalgs, „soll man ein neuer Mensch sein können, Tonerl, sonst liegt man sich auf dem weichsten Federbette wund. Beherzige das, mein Kind. Vergiß zwar Deine Heimath nicht und auch mich nicht, Deine alte Pathin, die Pfeilbäuerin am Eck, die Dir heute aus eigener Erfahrung solchen guten Rath giebt; vergiß uns Alle nicht, aber behalte uns nur im Gedächtniß, um Andere, die Du auf Deinem Lebenswege sehen wirst, dadurch richtiger zu bemessen. Gefallen Sie Dir besser als wir, da freue Dich, so freundlichen Wegewanderern begegnet zu sein. Dünken wir Dir besser, als sie, so denke, ich kenne Leute, die mir lieber sind. Das Letztere giebt Selbstbewußtsein, und dessen kann eine Dienende nie ganz entrathen. Das Erstere aber öffnet das eigene Herz und bringt zu Wege, daß auch Andere ihr Herz gegen die Fremde nicht ängstlich verschließen. Geh' also getrost Deine neue

Straße, schleife keinen Faden hinter Dir drein und bete fleißig zu der gnadenreichen Gottesmutter.“

Sie drückte der Wanderrüstigen einen Maria-Theresien-Thaler in die sich vergeblich dagegen sträubende Hand; der Zwirtner schulterte den Stecken mit dem blaugestreiften Bündel und der Schulgehülfe, um auch etwas zu thun, holte seine Maultrommel hervor, blies darauf und nöthigte sie der Scheidenden dann als Geschenk auf.

So wurde Abschied genommen und bald darauf verschwanden Tonerl und der Bandweber hinter den Bäumen des Waldes, durch welchen ihr Weg ging.

„Pfeilbäuerin“, versetzte Waldersam, nachdem ihm die Alte auf sein Begehren Feuer für seine Pfeife gereicht hatte und er sich halb unwirsch, halb glücksübermüthig nun ebenfalls zum Heimgange rüstete, „Ihr kommt mit Eurer Weisheit, fürcht' ich, ein klein wenig nach Thorschluß.“

„Besser spät, als gar nicht“, pfiff die behäbige Alte; „es geht gar mancher Samen von ungefähr im Felde auf, wenn man wohl schon nah vor der Ernte zu stehen meint.“

„Nämlich Unkraut“, stichelte der Schulgehülfe und kniff ein Auge zu.

„Das will abgewartet sein.“

Waldersam blies der Alten eine mächtige Tabacks-

wolke unter die Nase, juchzte, lauschte ob Tonerl antworte, schob seinen grünen Tyrolerhut dann so auf dem Kopfe herum, daß die Schildhahnfeder herausfordernd nach vorn zu stehen kam, schwang sich darnach mit einem behenden Satz wieder über den Zaun und eilte in wilden Sprüngen thalabwärts.

Achtes Capitel.

Auf der Dienstsuche.

Der alte Bandwerber gehörte zu jener eigenthümlichen Art von Leuten, die dazu geschaffen scheinen, für die Mängel einer Menge Anderer einzutreten.

Er konnte Verse machen. Bei Hochzeits-, Tauf- und Leichenschmausereien wäre man ohne ihn, der diese Fertigkeit besaß, weit und breit in großer Verlegenheit gewesen, denn Niemand ringsum hätte — wenigstens bis vor Kurzem jener schon erwähnte Concurrent auftauchte — für nöthig gehalten, sich neben dem alten Bandweber noch selbstständig mit Reimschmieden den Kopf zu zerbrechen. Er konnte ferner Liebesbriefe schreiben. Auch darauf verstand sich im Umkreise seiner ausgedehnten Thätigkeit kaum Einer, hatten doch ohnehin die Meisten mit Feder und Dinte nur höchst oberflächliche Bekanntschaft gemacht, und waren doch unter den Uebrigen gar Manche schon wenige Jahre nach der Schulzeit, wie die Redensart hieß, zum Schreiben „zu schwerhändig“ geworden.

Er konnte aber auch diese Liebesbriefe den Empfängerinnen vorlesen, und zwar so schön und überzeugend, daß die Wirkung solcher schriftlichen Gefühlsbelege keineswegs gering anzuschlagen war. Wenig Abbruch that dabei die offenkundige Thatsache, daß im Grunde Alles nur aus dem Hirn des Mittelmannes kam und daß seine Auftraggeber, verliebte Bursche oder Wittwer — die Letzteren waren seine zahlreichsten Kunden — zu dem Inhalt des Briefes kaum einen eigenen Einfall hergegeben hatten.

Auf solche Weise waren, seit der Zwirtner seinem seligen Vater in diesem Geschäft gefolgt war, eine Menge unbeholfener Mannspersonen durch ihn ebenso vielen Frauenspersonen von kaum besser entwickelten Anlagen in der salbungsreichsten Weise, meist mit gutem Erfolg empfohlen worden, und aus den Fenstern von fünf bis sechs Thälern — so weit erstreckte sich des Zwirtners erotischer Bezirk — guckten Ehepaare, die durch die beredtsame Vermittelung des alten Partienmachers zusammengekommen waren.

Daß die Beredsamkeit freilich es nicht allein gethan hatte, und daß vor Allem Feld und Wiese und sonstige gute Dinge die schönen Worte unterstützen mußten, das wußte er nur zu gut.

Auch seine Pläne auf den Neuhold-Hof wollten ihm daher jetzt, wo es heller, nüchterner Werkeltag war und Tonerl hinter ihm dreinstapfte, nicht ganz so

ausführbar wie im gestrigen Mondenscheine bedünken und beim abermaligen Ueberdenken derselben, kam es ihm vor, als werde er wohl die Rechnung ohne den Wirth gemacht haben.

Inzwischen empfahl es sich auf alle Fälle, Tonerl womöglich in den dortigen Dienst zu bringen. Besser konnte sie's nirgend bekommen, wurden doch die sämmtlichen Leute des Mauthgrafen reichlicher bezahlt, als dies sonst gebräuchlich war. Aber auch für den Bandweber, der mit dem Neuhold-Hof bisher nie recht in Zug hatte kommen können, sah offenbar bei einer solchen Anknüpfung ein Vortheil heraus. Es gab eine Menge von Geschäften, welche der Zwirtner künftig, wenn einmal mit dem Mauthgrafen im Verkehr, zu besorgen haben würde.

Mittlerweile wurde fleißig ausgeschritten und wenig gesprochen. Eine Stunde lang ging's durch hochgelegenen, sonndurchleuchteten Nadelwald. Der Boden war, wo die Wegspur weder Heidekraut noch sonstiges Grün aufkommen ließ, ein einziger elastischer Nadelteppich. Hie und da blühte schon eine Erdbeere, eine blaue Leberblume, durchbrach ein verfrühter Steinpilz die Gräser- und Moosdecke, schwankte eine blaue Glockenblume auf schlankem Stiele im Morgenwinde, versuchte eine noch winzige Esche, oder ein Ahorn, der erst im vorigen Jahre aus dem Samen gekeimt sein mochte, den Wettwuchs mit Farrenkraut und Erdhollunder,

eins wie das andere schon nahe daran, über sie hinaus zu wuchern. Die ersten Schmetterlinge gaukelten in spärlicher Zahl hie und da um sonnenbeschienene Rasenstellen. Nußhäher kreischten und strichen auch wohl mit ihrem bläulichen Schimmer über die Wandernden fort. Dazwischen klang das ungestüme Picken der Meise, der kräftige Ruf des Kuckucks, das Hämmern des Spechts, das Letztere von weitem in Ton und regelmäßiger Wiederkehr dem Athemholen eines Schnarchenden so ähnlich, daß der Bandweber zwischen seinen Grübeleien darüber lächeln mußte. Ab und zu, wo das Unterholz dichter war, ließen sich auch neugierig aufhorchende Rehe gewahren, um im nächsten Augenblick in scheuen Sätzen hinter die Stämme des Waldes zu verschwinden.

Dann wand sich der Pfad durch eine „Brande“, wie der landläufige Name derjenigen Lichtungen heißt, die durch Verbrennen des abgehauenen Gezweigs der gefällten Bäume, nach Wegschaffung dieser und nach Untergraben der Asche auf einige Jahre zum Beackern tauglich gemacht worden sind, und in deren noch unbestellten Theilen nun die echte Königskerze in wilder Ueppigkeit wuchert.

Nun mußte eine versumpfte Wiese, über welche nur springend von Stein zu Stein hinwegzukommen war, passirt werden, nicht ohne mancherlei Fährlichkeiten, denn der Frühjahrs-Sturzregen hatte die

Steine zum großen Theil fortgeschwemmt oder versenkt, und neue herbeizuschaffen, wollte nur in unzureichender Anzahl gelingen.

Doch weder der alte Bandweber noch Tonerl waren auf solchen Wegen unerfahren und wie viele Unannehmlichkeiten ein Städter an dieser Wanderung auch auszusetzen gehabt haben würde und wie häufig mannshohe Wildzäune zu überklettern waren, über welche eine Städterin nimmer ohne Hülfe, — und dann wohl erst recht nicht — hinweggekommen wäre, die Reise ging rüstig von Statten, kaum daß an abschüssigen Stellen der Alte einmal zur Vorsicht mahnte oder daß Tonerl, wenn sie glücklich an ihnen vorbei war, sich nach dem etwa zurückgebliebenen Begleiter mit gleicher Mahnung umschaute; denn derartige Höflichkeiten sind nicht Bauernart.

Als der schlimmste Theil der Wanderung glücklich überstanden war und die Straße nun in einem Seitenthal — einem Graben, wie die landesübliche Bezeichnung lautet — dahinzog, nahm der Bandweber das Thema vom Abend vorher wieder auf.

„Bist mit Waldersam einig geworden?" fragte er; „Du verstehst, warum ich's wissen möcht'!"

„Ja, einig sind wir."

„Und die Einwilligung des Vaters?"

„Die hab' ich mir vorbehalten."

Der Alte nickte überlegend mit dem Kopfe. „Frei=

lich," sagte er, „wenn nichts mehr im Wege stände, brauchtest Du ja nicht erst in Dienst zu gehen." — Und dann nach einer Weile fragte er von neuem: „Ueber Dilly habt Ihr wohl nicht geredet?"

„Nein, Zwirtner."

„Du warst Deiner Sache also gewiß? besorgtest nicht, er habe an zwei Thüren zur selben Zeit angepocht?"

„Davor hatte ich nimmer Bange."

„Das ist mir lieb, denn ich fürchtete schon, Dir durch mein gestriges Gerede eine Gelse ins Ohr gesetzt zu haben."

„Mit solchem Plak halt' ich mich nimmer auf."

„Thust recht daran. Vertrauen schenken ist unter Umständen eine eben so gute That, als eine wirkliche Handreichung nur irgend sein kann."

Er wartete auf eine Antwort, denn er hoffte sie zu der Entgegnung zu reizen, Waldersam habe eine solche Handreichung freilich zum Glück nicht von Nöthen. Aber sie schien ihn nach seinem Belieben reden lassen zu wollen.

„Ich denke mir nämlich," begann er dann von neuem, „Dir ist's weniger um den Schulgehülfen zu thun gewesen, als um einen richtig visirten Wanderpaß. Du wolltest, als Du ihn zu einer letzten Besprechung entbotest, ihm wohl eigentlich nur den etwaigen Wahn benehmen, er habe sich gegen Dich und Du

Dich gegen ihn schon gebunden? He? Darüber seid Ihr aber Beide — so schien mir's von weitem — ins Händedrucken und ins Charmiren hineingerathen, und unversehens ist das Verlöbniß wohl fertig gewesen. War's nicht so?"

Tonerl war hochroth geworden.

„Was Ihr Alles zusammen bastelt, Zwirtner," sagte sie ausweichend; „Ihr könntet mir meiner Treu ganz unheimlich werden."

„Weil ich ein alter Praktikus in Liebeslöffeleien bin, und also zu Zeiten schärfer sehe, als die Liebesleute selbst. Auch wüßt' ich nicht, wozu man mich sonst als Berather brauchte. Ich hab' viel Hundert glückliche Ehen zu Stande gebracht, aber ich hab' doch wohl ebenso vielen unglücklichen vorbeugen helfen — und manchem jungen Burschen, der sich im Rausch oder in der Verbastheit an ein Mädchen gehängt hatte, das für ihn nicht taugte, bin ich beigesprungen, damit er wieder los kam. Ich kann mich in Waldersam irren, aber wie Du ihm zumuthen magst, mit Dir auf den ewigen Kalender ein Wartebündniß einzugehen, das will mir nicht in den Kopf."

„Der Himmel wird ja ein Einsehen haben," sagte Tonerl, unfähig mit beherztem Worte zu widersprechen.

„Und was Dich betrifft," fuhr der Alte fort, „nun, da kommt's Dir doch, wenn Du ernstlich nachdenkst, selber wohl nicht in den Sinn, daß Du heute früh

in einer Gemüthsverfassung warst, um zu wissen, was Du thatest. Ich kenne Dich, däucht mir, besser als Du selbst, trotzdem Du Deinen Schwestern nachgeartet bist und immer wie ein petschirter Brief einhergehst. Wie Dir der Boden unter den Füßen gebebt haben mag, als Du von Hof und Haus gingst, das braucht mir Keiner mit Kreide an die Wand zu schreiben; das weiß ich aus mir selber. In solcher Seelenbedrängniß ist's aber Niemandem gegeben, in Liebe zu entbrennen, d. h. sein Herz dem Glück aufzuthun. Denn sehr fürtrefflich heißt es schon in dem Reimbüchlein meines Vaters selig:

„Liebe empfinden und Liebe entzünden,
Höheres Glück läßt sich nirgendwo finden."

Hieraus folgt", fügte er nach seiner Art von Logik hinzu, „daß die rechte Liebe unter solchen Umständen gar nicht in Dir entbrennen konnte. Gesetzt aber den Fall, die Natur hätte Dir zu Gefallen einmal eine Ausnahme gemacht, da kann, so raisonnire ich weiter, — denn ein Mensch, und zumal ein Christ, soll nachdenken — da kann diese vermeinte Liebe immer noch nicht die rechte gewesen sein, indem Du sonst ja auch von einem Strahl jenes höchsten Glücks hättest durchleuchtet werden müssen, nämlich von einem so absonderlich goldigen Strahl, daß die Noth Deines Vaters uud all' Dein eigen Ungemach verflüchtigt worden wäre, wie drüben am Gebirg eben jetzt die Nebel in Sonnen-

schein verdampfen und verduften. Ist Dir's so ergangen, Tochter? Ich zweifle, ich zweifle."

„Ihr könnt einem wahrlich das Blut aus den Adern schwatzen", sagte Tonerl mit herber Beklemmung, „wie sollt' ich denn jetzt mit der Wagschale daran gehen, Euch vorzuwiegen, was mir vorhin Alles durch den Kopf und Sinn gegangen ist! Als ob ich's wüßte oder auch nur gewußt hätte! Und einen petschirten Brief scheltet Ihr mich? Das stimmt durchaus nicht. Wenn ich bisher mit dem Schulgehülfen sprach, da geschah's immer auf offener Straße. Kein Geheimniß hat's zwischen uns gegeben, wennschon er mir drei Mal deutsch gesagt hatte, daß er beim Vater um mich werben möcht', was ich ihm allemal verwies, denn ich wollt' es nicht so weit kommen lassen. Nun aber alle meine Obacht nichts verschlagen hat und ich doch in Herzensnöthe hineingerathen bin, nun habt Ihr ja mit dem vermeinten Siegel so kurzen Proceß gemacht, daß Ihr schon mehr aus dem Briefe herausleset, als ich selber darin geschrieben wußte ..." Sie ließ ihr Bündel ins Gras gleiten und sagte: „Mir ist Euer Gerede wahrlich in die Beine geschossen, Zwirtner; ein Weniges werden wir wohl dort auf dem Brunnentrog Rast halten können. Wenn Eins nicht recht geschlafen hat, nimmt es ohnehin Alles von der verdrießlichen Seite. So! Ich danke Euch für Euren guten Willen. Wenn's Euch aber recht ist, lassen wir für

den Rest des Tages Grillen und Grübeln hinter uns und reden von meinen Dienstobliegenheiten; denn Ihr habt mir vorhin zwar gesagt, wenn ich etwa irgendwo das Commando über das weibliche Gesinde erhalten sollte, so möge ich nicht, wie's bei uns im Thal gebräuchlich, die Schwoagerin das Kühmensch heißen und die Kuchelbirn das Saumensch, — das wäre nur bei uns noch Mode, anderswo nähmen sie's für Beschimpfung; aber welcher Art meine Handtirung eigentlich sein wird, das möchtet Ihr mir doch auch noch erst deutlich machen."

Der Alte hütete sich, die Verstimmung seiner jungen Begleiterin durch weiteres Berühren des heiklen Thema's noch zu steigern und belehrte sie denn während des Rastens über die Arbeiten, welche auf den verschiedenen an ihren Wegen liegenden Höfen von dem Gesinde zu verrichten seien. Dabei knüpfte er ihr ein, ihn ruhig gewähren zu lassen, wenn er hier oder da ihrer gar nicht erwähne, wo ihm's nicht tauglich für sie scheine.

„Du selber magst mir dann meinetwegen ein Zeichen geben," sagte er, „wenn ich Dich der Bäuerin dennoch zu ihrem Dienst vorschlagen soll; derweil red' ich aber über Kühe und Schweine und suche sonst ein Geschäft auszukundschaften, bei dem ich meine Arbeitsversäumniß einholen kann."

In dieser Weise wurden während des Vormittags denn auch ein halbes Dutzend kleinere Höfe besucht.

Weil der Stiegenhof mit seinen sauberen Einrichtungen dem Mädchen aber noch im Kopfe lag und der Bandweber auch gerade die anmuthigsten Heimwesen vorsichtig umging, konnte Tonerl sich lange Zeit nicht entschließen, ihrem Fürsprecher das verabredete Zeichen zu geben.

Als sie solcher Art ein paar Mal durch an sie gerichtete Fragen nach dem Zweck ihres Wanderns in Verlegenheit gekommen war, schlug der gewitzte Alte vor, sie solle sich im Stillen zu einer Wallfahrt verloben; „auf jeder Straße des Landes," sagte er, „läßt sich ja zu irgend einem wunderthätigen Gnadenbild pilgern, und wenn Du den Leuten doch einmal, wie Du mir einhältst, keine Flausen vormachen willst, so laß Dir später von Deinem Dienstherrn Urlaub zu einer solchen Reise bewilligen. Auf diese Weise bleibst Du bei der Wahrheit und wir kommen ungeplagt weiter."

Das wunderthätige Muttergottesbild der Kapelle zu Grundweiler wurde als solches Wallfahrtsziel für geeignet befunden und Tonerl konnte nun Bescheid geben, so oft man ihr mit Fragen lästig fiel.

Die meisten Gehöfte hatte der Bandweber schon oft besucht und versäumte denn auch nicht, über ihre Insassen seiner Begleiterin bei Zeiten das Wichtigste mitzutheilen, wobei er Lob und Tadel wie die Würfel im Würfelbecher durcheinander schüttelte.

„Das neue Schindeldach, das drüben aus der Haselhecke eben herausguckt", sagte er, „gehört dem Noribauer. Gefällt Dir die Lage? Meiner Seel', ich wüßte auf zehn Stunden im Umkreis keine geschicktere. Die Scheuern liegen hart an den Hang heran. Das Grummet wird eingebracht, ohne daß nur ein Ochs an die Deichsel gespannt zu werden braucht. Die Almhütte des Noribauer erreicht ein guter Steiger in knappen drei Stunden. Weidegrund hat's ringsum die Fülle. Dazu auf der Morgenseite einen Weizenboden, der ihm schon zu Zeiten das dreißigste Korn getragen hat. Und das Wasser schmackhaft, als hab's der liebe Herrgott eigens für den Noribauer filtriren lassen. Mit einem Wort ..."

„So steigen wir doch zu ihm hinauf", meinte Tonerl dann.

„Das wollen wir", gab der Alte bedächtig zur Antwort; „erschrick Dich aber nicht vor der Bäuerin, darauf muß ich Dich noch vorbereiten; sie ist ein unglücklicher armer Narr und ich kann's dem Mann nicht verdenken, wenn er sie lieber heut' als morgen los wär'. Die ist nämlich früher einmal in einem hitzigen Fieber gelegen und während dessen hat eine böse Magd dem Noribauern, so denk' ich mir's, den Kopf verdreht gehabt, daß er am Bett der Bewußtlosen Schelmereien mit der Magd verführt hat. Nun ist die Bäuerin hernach durch eine dreitägige Fürbitte des

Pfarrers im Klammgraben zwar wieder gesund worden, aber von der Stund' an hat sie sich von der Furcht vor einer Hexe besessen gezeigt und damit plagt sie sich und den Noribauern jetzt früh und spat. Als ich das letzte Mal bei ihm einsprach, saß die Hexe im Butterfaß und der arme Seppel — so heißt der Noribauer — mußte meiner Treu mit dem geweihten Schießpulver, das ich ihm aus Mariazell mitgebracht hatte, ins Faß hineinknallen, um die Hexe zu vertreiben. Hernach saß sie im Schornstein, da sollt' er wieder schießen, doch empfahl ich, einen recht stinkigen Rauch anzumachen, von Pfaffenhütchen-Holz und dreifachen Kräutlein, wie sie die alten Weiber am Cunibertstag gegen Warzen und Leberflecken in die Suppe thun, und das hat die Hexe", lachte der Alte, „denn auch richtig für eine Weile verjagt. Aber wir sind fast schon zu weit gegangen. Hier biegt der Pfad ab, der nach dem Noribauer führt."

„Laßt ihn nur abbiegen", sagte Tonerl, „bei einem solchen Dienstherrn möcht' ich mich denn doch nicht verdingen."

Ein ander Mal war der Brunnbauer in Sicht, wieder ein anrüchiges Gehöft, denn der Bandweber richtete, um nicht Geschichten erfinden zu müssen, seinen Weg schon seinem Zweck gemäß ein, und was er ihr erzählte, brauchte solcher Art höchstens etwas in den richtigen Sehwinkel gedreht zu werden.

„Wenn ich Dich beim Brunnbauern unterbringen könnte,“ sagte der Alte, als die umfangreichen Holzgebäude des reichen Bauern plötzlich im Mittagssonnenscheine hinter einem frischgrünen Maisfelde sichtbar wurden und Tonerl nun erwartungsvoll in der Richtung des freundlich einladenden Besitzes ausspähte, „da wär' Dir freilich geholfen. Aber da ist schwer ankommen. Ich hab' schon Mägde hingebracht, die mir mehr als den Monatslohn baar in die Hand gedrückt haben; so sehr lag ihnen daran, auf des Brunnbauern Hof zu kommen. Der Alte ist nämlich beim Brodbacken einmal zu nah ans Feuer gekommen und sieht seitdem nur noch so etwas wie einen blaßbläulichen Schein. Mit ihm ist deshalb prächtig fertig werden. Er läßt Niemanden sich überarbeiten, und schau, wenn es einmal in einer Wirthschaft nicht mehr aufs Geld so genau ankommt, so hat das Gesinde auch wohl das Recht, sich Zeit zu lassen. Aber auch die Bäuerin ist keine unrechte Frau. Es ist seine dritte und sie könnte dem Alter nach die Schwester ihres Stiefsohns sein, das hindert jedoch nicht, daß sie mit dem alten blinden Mann die glücklichste Ehe führt — ich selber habe die Zwei zusammengebracht — und auch gegen ihre Leute die Herzensgüte selbst ist. Einige spotten freilich, sie sei zu fromm. Das denk' ich, hat sie aber mit sich selbst auszumachen. Wenn der junge Kaplan aus Wartberg zwei Mal wöchentlich bei dem

Alten einspricht, so wollen andere Zeugen wissen, die Frau sei der eigentliche Grund seines Kommens, und daß sie wöchentlich zu ihm beichten gehe, gehöre auf dasselbe Blatt. Ueber solche Dinge urtheilt die Welt aber gar häufig aus eigenem unreinen Herzen. Ich denke mir, wenn Leute, welche so reden, von Glas wären, man würde in ihnen gar curios unsaubere Geister ihr Wesen treiben sehen. Was endlich den Stiefsohn, den Blasel, betrifft, so will ich ihn nicht weißbrennen. Er hat gar viele Weibsleute hinter's Licht geführt. Aber alle Mädel weit und breit wissen, was sie von ihm zu erwarten haben, und wenn sie ihn dennoch beim Worte halten zu können meinen, oder das zu meinen vorgeben, so sag' ich: sie sind gerade so schlimm wie er selber."

„Zwirtner", versetzte Tonerl, „wir wollen auch hier lieber vorübergehen."

So ging's mit allerlei Abweichungen einen guten Theil des Tages fort, nicht ohne daß zuweilen unter irgend einem Vorwande eingekehrt, auch das Dienstanliegen hie und da aufs Tapet gebracht wurde, aber ohne daß man, was das Letztere betraf, Handels einig wurde. Denn wo ein Bauer oder eine Bäuerin dem entsprachen, was Tonerl im Hinblick auf ihren Vater und ihre verstorbene Mutter von ihren künftigen Dienstherrschaften verlangen zu dürfen glaubte, da zeigte wiederum die Dienstherrschaft in Folge irgend einer

subtilen Bemerkung des Bandwebers kein rechtes Vertrauen, redete von Verwöhnung und Neulingsart und zog zu guter Letzt den Kopf wieder behutsam aus der Schlinge, wobei Zwirtner auch durch übertriebene Lohnforderungen nach Möglichkeit mithalf.

Einmal wäre ihm das übrigens kaum noch geglückt. Es war bei der Steinbeck-Bäuerin, zu der er am Nachmittag einen Abstecher machte, um, wie er sich wieder ausdrückte, eine „Liebeslöffelei" mit einem seiner Kunden beiläufig etwas besser in Zug zu bringen. „Du brauchst nicht erst mit hinauf zu kraxeln", sagte er; „von einem Dienst ist bei der doch nicht die Rede; sie hat immer nur alte und häßliche Frauensleute im Hause geduldet."

„Eine solche absonderliche Närrin möcht' ich gerade einmal mit Augen sehen", sagte Tonerl.

„So komme meinethalben mit", gab Zwirtner zur Antwort; „sie ist seit zwei Jahren Wittfrau und möchte nicht länger ledig bleiben, kann sich aber demohngeachtet zu keinem Derjenigen entschließen, die ich ihr schon auf den Steinbeck-Hof gebracht habe. Da hängt sie just Strümpfe auf die Leine. Hojo! Steinbeck-Bäuerin!" rief er durch die hohle Hand hinauf, „wollt Ihr uns mit einem Stutzen Milch erquicken? Es macht gar schon gewaltig warm."

„Ihr mögt heraufkommen", klang es zurück, und Tonerl folgte dem Bandweber hügelauf.

„Sie ist guter Laune", sagte der Letztere, „gieb Acht, wie ich solchen armen ledigen Weibsleuten zur Hand bin; einmal muß sie sich doch erklären."

Die Steinbeck-Bäuerin war eine schmächtige, schwachbrüstige Person mit einem gutmüthigen, aber beschränkten Gesichtsausdruck. Zwei ihrer Kinder torkelten blöden Auges im Hausflur hin und her: ein drittes, das jüngste, stand im Hemde in der Jauchenpfütze des Hofes, und hatte Witz und Gliederbeweglichkeit genug, um mit dem einen Fuß den Kettenhund zu bespritzen, der vor seiner Hütte im Schlaf lag und nur mit der Pfote hin und wieder abwehrend nach solchen Taufen sich die Schnauze rieb.

„Nun, Ferd'l", rief der Bandweber den Knaben schmeichelnd an, indem er der Bäuerin die Hand schüttelte, „willst nicht Milch mittrinken? Komm, laß den Hund schlafen."

Der kleine Junge ließ sich in seinem nichtsnutzigen Geschäft nicht stören, gab auch keine Antwort, was den Bandweber aber nicht hinderte, sich in Lobsprüchen über die gescheidte Art des Kindes zu ergehen; zu Tonerl's Verdruß, denn es geschah offenbar nur, um der Bäuerin zu schmeicheln. Diese hörte übrigens wenig darauf, da die anderen Kinder ihr lieber waren.

Eine bucklige Alte brachte nun Milch, — leidlich sauber — die Steinbeck-Bäuerin nöthigte zum Eintreten und Trinken, ließ sich von Zwirtner erzählen,

wohin Tonerl auf der Wallfahrt begriffen sei, und bat, zu entschuldigen, daß wegen des heutigen Waschtages nicht Alles so sei, wie es sein solle.

Dann, während Tonerl überlegte, warum ihr das Ganze, trotz des mühvollen Aussehens der Bäuerin, doch fast einladender vorkam, als die Wirthschaften des Brunnbauern und des Noribauern, nahm der Bandweber die Wittib auf die Seite.

„Steinbeck-Bäuerin“, sagte er, „stört's Euch, wenn wir in Gegenwart meiner lieben Nachbarin über den künftigen Versorger Eurer Kinder reden?“

Sie verneinte, und der Alte holte mit Feierlichkeit einen Brief aus der Tasche.

Derselbe war roth versiegelt, war auf sehr starkem Papier mit viel verschnörkelter Schrift „an die hochlöbliche Wittib des wohlseligen Deitler, insgemein Steinbeck-Bauer“ adressirt und machte beim Ueberreichen eine so gewaltige Wirkung, daß die Bäuerin ihre Hände, bevor sie ihn ergriff, erst zu dreien Malen in ihrer Schürze abtrocknete.

Sie schüttelte aber gleichzeitig den Kopf und sagte: „Ihr gebt Euch viele Mühe, Zwirtner; wozu? wie soll ich denn wieder heirathen? ich mag's meinem Seligen meiner Treu nicht zu Leide thun.“

Diese Redensarten waren dem alten Ehestifter wohlbekannt.

„Les't nur, was der Uhrmacher schreibt“, sagte er.

„Ist's der?"

„Da Ihr weder den Stellmacher, noch den Glaser wolltet, so hab' ich mich Euretwegen eine Stufe höher verstiegen."

„Hm", that die Bäuerin, indem sie den Brief hin- und herwendete.

„Er würde mehr als der Glaser auf dem Hofe daheim bleiben."

„Freilich, aber ..."

„Und die Luft hier oben, wär' gerade ganz, was er brauchte."

„Die würd' ihm schon gut thun. Bess're Luft giebt's weit und breit keine. Aber ..."

„So les't doch nur, oder brecht mindestens das Siegel, denn an Euch ist das Schreiben veradressirt und in solchen Dingen soll man streng nach Recht und Herkommen gehen."

Die Bäuerin wußte jedoch auch hiermit nicht allein fertig zu werden und Zwirtner mußte ihr helfen. Dann holte er seine Messingbrille hervor, hielt das Blatt möglichst tief auf seinen Knien und seinen Kopf möglichst weit nach hinten gelehnt und begann im Kanzelton abzulesen, was er selbst, wenn auch mit Gutheißung des Werbers, nach einem der väterlichen Werbeformulare geschrieben hatte:

„Allerlieblichste und Holdseligste, Allerbeglückendste und Ehrbarste! Sintemal im Frühling alles Ge-

thier dem einsamen Leben entsagt und sich in Liebe nach Gottes weisem Rathschluß verbindet, denn ansonst müßte die Kreatur zuletzt aussterben und die Schöpfung noch einmal von vornen anheben, als welches die größten Verwirrnisse und Umständlichkeiten nach sich ziehen würde, daher solches nicht in der Weltordnung des Himmelskönigs liegen kann, also wage auch ich, mich in sothaner Absicht und Jahreszeit der Auserwählten meines Gemüths zu nähern. Winterliche Stürme haben meinen Lebensbaum geschüttelt, wie auch solches der ihre erfahren hat, aber die Sonnenuhr meiner Hoffnungen ist nicht irre geworden und weist unverrückt hin auf die Eine, die ich meine, deren Pfade Gott begnade, deren Schlummer flieh' der Kummer, deren Wachen Lust und Lachen immerdar begleiten mögen, wo sie geh, auf allen Wegen. Amen.

Euer wohlzugethaner

Paternus Burger, k. k. Uhren-Erzeuger."

Der Zwirtner faltete den Brief wieder mit feierlicher Miene zusammen, und legte ihn der gerührt dasitzenden Wittib auf den Schoß. Die Lectüre hatte den Verfasser des Briefes selber ergriffen. Es ging ihm alle Mal fast ganz so, wie seinen Bauern. Die wohlgesetzten Worte, ob er sie gleich selber copirt oder auch wohl ersonnen hatte, imponirten ihm, so oft er sie laut vortrug.

„Steinbeck-Bäuerin“, sagte er dann, „Ihr wißt, ich bin ein gewissenhafter Mann. Ehe ich einen Rath gebe, bringe ich manche Nacht schlaflos zu. Lieber möchte ich meinen besten Freund untreu befinden, als das Vertrauen meiner Kunden mißbrauchen. Ob Euch der Uhrmacher zusagt, erwäget daher selber. Ich soll ihn nicht heirathen.“

„Wenn er nur die Flasche nicht so gern hätte!“ warf die Wittib mit trübselig-bedenklicher Miene ein.

„Da muß ich Euch Recht geben“, stimmte der Bandweber bei; „und doch ist mir's lieber, als wenn er diesen Fehler nicht hätte. Ein Mann von minderm Gefühl, wüßte sich über seine Einsamkeit, wer weiß, auf welche gottlose Art hinwegzusetzen. Nicht so der Mann, von dem wir reden. In seinem inbrünstigen Verlangen nach einem liebenden Gemüth sucht er Trost, wo er ihn — ich gebe Euch ja Recht — nicht suchen sollte, aber daß er trostbedürftig ist, das, Steinbeck-Bäuerin, würde mich, wenn ich ein Weib wäre, sehr nachsichtig stimmen. Dabei gedenkt des schönen Worts:

Die Liebe gehet unter sich, nicht über sich,

denn wenn Ihr meinet, er sei erst durch Liebe wieder aufzurichten und, um so zu sagen, zu Euch empor zu ziehen, so ist das ja gerade die rechte Aufgabe der Liebe und auf einem solchen Vorhaben, Steinbeck-Bäuerin, muß nothwendig der Segen Gottes ruhen.“

Die Frau nickte besorglich zustimmend, versuchte

dann aber die Unkenntnisse des Uhrmachers in Feld und Wiese als einen Mangel geltend zu machen, der zur Folge haben werde, daß die Wirthschaft nach wie vor nicht wieder in Gang kommen könne, doch gab auch hier der Bandweber ihr nur Recht, um im selben Athem nicht weniger als zehn Fälle aufzuzählen, in denen im Gegentheil der Wirthschafts-Unkundige mit der Zeit den besten Wirth abgegeben habe.

In solcher Weise wurde die Angelegenheit mit der ganzen Weitschweifigkeit hin- und herberedet, wie unentschiedene weibliche Gemüther, namentlich in bäurischen Verhältnissen, dies zu thun lieben.

„Du sollst den Ausschlag geben", sagte die Rathlose endlich, zu Tonerl gewandt, welche von weitem zugehört und bald der Frau, bald dem Bandweber im Herzen zugestimmt hatte; so verständig wußte er des Uhrmachers Sache zu führen.

„Das vermöcht' ich nimmer", gab Tonerl zur Antwort.

„Doch", widersprach die Bäuerin, „gieb Du Deine Ansicht ab."

„Wie könntet Ihr auf die einen Werth legen; weiß ich doch nicht einmal, wo es Euch fehlt."

„An dem Regiment in Hof und Haus fehlt's. Ich tauge nicht zum Commandiren. Das führt dann zu liederlichen Dienstleuten. Um nur wenigstens nicht allzu wüste Sitten mir gefallen lassen zu müssen, hab'

ich seit einem Jahr allem jungen Dienstvolk den Abschied gegeben. Jetzt kraucht nur noch so um mich herum, was anderswo nicht mehr unterkommen kann, und ich habe zwar Ruhe und ehrbares Wesen in Kammer und Scheuer, aber freilich wird nirgends was Rechtes beschafft."

Tonerl blickte den Bandweber an, ob sie sich nicht als Magd anbieten solle. Es war das erste Haus, in welchem ihr Kinder zu Gesicht gekommen waren, denn der Bandweber, der sie oft mit den Riedbacher Schulkindern sich abgeben gesehen hatte und ihre Kinderliebe kannte, war kinderreichen Häusern sorglich aus dem Wege gegangen. Natürlich runzelte der Bandweber als Antwort auf Tonerl's fragenden Blick abrathend die Stirn.

„Mir liegt, meiner Seel', nicht am Wiederheirathen", fuhr die Frau fort, „wenn ich nur aus noch ein wüßte."

„So nehmt mich in Euren Dienst", sagte Tonerl, ihrem eigenen Kopfe folgend.

„Du willst in fremden Dienst gehen?" fragte die Frau erstaunt.

Der Bandweber mischte sich erklärend und zustimmend ein, wie alle Mal seine Art war, wenn er etwas hintertreiben wollte, und nach kurzem Verhandeln hatte man sich unversehens auf einmal über die Hauptsachen verständigt. Die Voraussetzung war indessen,

daß die Steinbeck-Bäuerin in der That nicht wieder heirathe, und hier gelang es dem Bandweber, ehe ein solches Versprechen abgegeben war, wie er sich hernach selber ausdrückte, „ein Bein zwischen die Thür zu schieben.“

„Ihr werdet das um so leichter versprechen können“, sagte er, „als Ihr den Uhrmacher dann abweisen könnt, ohne daß er's Euch verübeln darf. Auf dem größten herrschaftlichen Hof würde man sich nach einer Magd, wie Tonerl eine ist, die Finger lecken; sie giebt sich meiner Seel' weit unterm Preise weg, und daß Ihr solche Gelegenheit benutzt, kann Euch Niemand verargen. Hernach erlaubt Ihr denn wohl einmal, daß der Uhrmacher in Ehren und als guter Freund zu Euch hinauf kommt. Ich hatte ihm nämlich von der schönen Kuckuks-Uhr erzählt, auf die Euer Seliger so große Stücke hielt und die Euer Bubi aus kindlicher Wißbegier zerschlug. Da hat er nun, seit Ihr ihm im Herzen liegt, eine nagelneue für Euch gebaut. Die wird in diesen Tagen fertig sein. Ich hab' sie neulich gesehn. Der Kuckuk kommt bei jedem Stundenschlag heraus, sperrt den Schnabel auf und klappt dazu mit den Flügeln. Etwas gleich Kunstvolles mag's weder in Wien noch in Berlin, noch selber in Paris oder Mailand geben. Ich weiß, sie wird Euch Freude machen. Also erlaubt, daß er sie Euch hinauf bringt, Steinbeck-Bäuerin. Sieht er dann, wie gut Ihr mit der Tonerl

daran seid, da wird er schon vernünftig sein und Euch nicht fürder mit Liebesanträgen beschwerlich fallen. Das weiß ich, denn der Uhrmacher ist kein unrechter Mann."

„Nein", sagte die Bäuerin, „ist denn, was Ihr da saget, wirklich die Wahrheit?"

„Die lautere Wahrheit, Steinbeck-Bäuerin, aber das darf Euch nicht umstimmen."

„Die ganze Zeit hätte er für mich gearbeitet!"

„Was ist da viel zu reden? war's nicht besser, als daß er die ganze Zeit im Wirthshaus versaß? Ich darf sagen, die Arbeit hat so schon Wunder an dem Manne gethan. Er darf nicht bereuen, seine Feierstunden damit hingebracht zu haben."

„Ihr macht mir wahrlich das Herz groß, Zwirtner; seine Feierstunden, sagt Ihr?"

„Laßt Euch das nicht anfechten, Bäuerin."

„Ihr habt gut reden!"

„Nicht, daß ich wüßte; er wird mir schlechten Dank sagen, daß ich seine Sache nicht besser führte."

„Und wird wieder zur Flasche greifen; das ist mir das Schreckliche. Denn, wie mir's gedünkt, war er doch schon auf dem Wege, das Trinken aufzugeben."

„Ihr macht Euch, mein' ich, unnütze Gewissensbisse. „Soll ich meines Bruders Hüter sein?" ist ein mit Unrecht verketzertes Bibelwort. Ein Jeder hat schon genug zu thun, wenn er auf seinen eigenen Füßen steht. Für das Wohl und Wehe Anderer kann

man nicht immer auch noch sorgen. Das ginge über die menschlichen Kräfte."

Die Bäuerin wandelte in der anscheinend größten Herzensbedrängniß im Zimmer hin und her. So oft sie an dem Ofen vorüber kam, neben welchem die Wand noch von dem häufigen Anstreifen des Pendels der zertrümmerten Lieblingsuhr ihres Seligen schwarz war, — denn Bubi hatte tagtäglich den unglücklichen Pendel stundenlang an der Wand hin und her reisen lassen, — faltete sie die Hände. An der andern Seite stand der geblümte kattunüberzogene Lehnstuhl, in welchem ihr Seliger den letzten Athemzug gethan hatte. Sie blickte bald da, bald dorthin und die Thränen tropften über ihre bläßlichen Wangen.

„Zwirtner", sagte sie endlich, „meint Ihr nicht, daß ich ihm die Uhr doch wenigstens abkaufen sollte?"

„Ich weiß es nicht", gab der Bandweber zur Antwort, „das Stück wird Euch zu theuer im Preise sein."

„Ich will freilich nicht seinen Schaden."

„Hinauf bringen zum Ansehen kann er's Euch ja auf alle Fälle."

„Wenn er das wollte, thät' er mir einen Gefallen."

„Warum sollte er nicht? Ihr habt ja dann immer noch Eure Freiheit."

Der Bandweber schob sein leeres Milchglas von sich und erhob sich zum Gehen.

„Und Tonerl behaltet Ihr also hier?“

Die Bäuerin kratzte sich verlegen hinter dem Ohr.

„Nun“, sagte Tonerl, „wenn Euch der Handel reut, — noch ist der Handschlag nicht erfolgt.“

Die Bäuerin meinte, Zwirtner solle sich doch noch einmal wieder setzen, es sei ja nicht um das Bischen Milch, man rede doch wohl noch über die Angelegenheit von dieser und von jener Seite. Was ihn denn plötzlich auftreibe?

Aber er war nicht zum nochmaligen Niedersitzen zu bewegen, denn er hatte erreicht, was er wollte und wußte, daß die Hoffnungen des Uhrmachers ihrer Gewährung entgegengingen. Auch erachtete er's an der Zeit, der Frau den Rückzug kurzweg zu verlegen.

„Daß ich's Euch nur gerade heraussage“, versetzte er, „mit Euch und der Tonerl wär' es ohnehin nichts gewesen, und wenn ich zu Tonerl's Vorschlag geschwiegen habe, so geschah's, weil ich voraus sah, es werde nichts daraus werden. Alle Achtung vor Eurem Hof, Steinbeck-Bäuerin, aber Jeder an seinen Platz. Der eine Baum braucht feuchten, der andere trocknen Boden, dieser fetten, jener magern. Wer sich dem alten Zwirtner einmal vertraut hat, für den wird gesorgt. So hab' ich's mit Euch gehalten, Bäuerin, so halt ich's mit Tonerl. Derweil aber geb' ich Euch ein altes Sprichwort zum Aufheben:

Mann ohne Weib
Ist Haupt ohne Leib,
Weib ohne Mann
Ist Leib ohne Haupt dran.

Behüt' Euch Gott!"

Er schmunzelte überlegen, schob die Schweife seines Staubschleppers wieder, gleich einer Schleppe, über seinen linken Arm, und machte sich, von der einigermaßen verstimmten Tonerl gefolgt, abermals auf die Wanderschaft.

Nachdem die Beiden eine Weile marschirt waren, sagte der Bandweber: „Des Himmels Einsturz hätte ich mir eher erwartet, als Dein plötzliches Dienstangebot. Mädel, wo hattest Du denn eigentlich Deine fünf Sinne?"

„Ach, geht", versetzte Tonerl, „Ihr foppt mich nicht zum zweiten Male." Dann aber meinte sie nach einer Weile: „Uebrigens jammerten mich die Kinder, und dann auch die arme rathlose Frau selbst."

„Arm? Sie leiht auf Wucherzinsen aus. Und dabei mahnt der Doctor, der ihren Mann behandelte, noch heute vergebens um Zahlung für seine Bemühungen. Sie ist krank vor lauter Geiz. Hatte sie nicht sogar die Milch mit Wasser verdünnt?"

„Nicht möglich! Und dem ehrlichen Uhrmacher wollt Ihr trotzdem zu ihr verhelfen?"

„Es ist nicht gar viel an ihm verloren."

„Obschon Ihr ihn so warm empfahlet?“

„Besinn' Dich recht, Tonerl, eh' Du mir das nachsagst.“

„So wenigstens meinte ich Eure Worte zu verstehen.“

„Wohl möglich, es klingt Manches anders, als es gemeint ist. Alles, was ich zu seinen Gunsten gesagt habe, war: Der Mann sei nicht so unrecht. Das kann ein Jeder nach seinem Belieben auslegen. Wenn ich nur Leute zusammenbringen wollte, vor deren Tugenden die Engel im Himmel ihre Referenz machen müßten, da könnte ich mein Geschäft nur getrost an den Nagel hängen.“

„Zwirtner“, sagte Tonerl kopfschüttelnd, „ich sehe schon, mit Euch nehme ich's im Klugreden nicht auf. Wer den schönen Brief verfaßt hat, das will ich jetzt lieber gar nicht erfahren, und wie Ihr Euch mit der Kuckuksuhr herausshelfen werdet, die Sorge stelle ich Euch anheim. Mir ist's von dem ganzen Handel, und wie Ihr und die Bäuerin einander also Comödie vorgespielt habt, noch ganz wirbelig im Kopfe.“

„Ja, ja, Kind“, lachte der Alte vergnügt, „so geht's nun einmal in der Welt her.“ Aber dann setzte er hinzu: „Im Uebrigen denke nicht, daß mir's Freude macht, zu Kunstgriffen meine Zuflucht nehmen zu müssen, kannst Du mir's doch wohl anmerken, wie gern ich den Häusern solcher Einfältigen den Rücken

kehre und wie viel lieber als mit Tröpfen ich mit gescheidten Kunden zu thun habe, mit Dir zum Exempel."

„Mit mir zum Exempel? Und dabei habt Ihr mir heute schon, ich weiß nicht wie viele Dummheiten nachgewiesen, die ich begangen haben soll!"

Der Bandweber protestirte. Daß sie sich selber unterschätze, das freilich habe er ihr nicht verschweigen können. Er lenkte unbemerkt auf Fälle über, welche die Erfahrung bestätigen sollten, daß die Leute einen zumeist für das gelten ließen, für was man sich selbst abschätze. Diese Beobachtung und die ausführliche Darlegung einer Menge Beweise für ihre Richtigkeit derselben halfen dem Bandweber wiederum an einer Anzahl Gehöfte vorüber, in welche er Tonerl sonst hätte einführen müssen, und die er um so lieber links liegen ließ, als er sicher war, auf einigen derselben Tonerl passend unterbringen zu können. Zugleich begann er, ihr in sehr bunten Farben das Leben und Treiben auf dem Hof des Herrn von Polzic auszumalen, auf welchem Hof er Tonerl zwar auch nicht zu vermiethen gedachte, nach welchem heute aber höchstens noch der Neuhold-Hof, also die Stelle bei dem Mauthgrafen, in Frage kommen konnte.

In solcher Weise ging es bis in den Nachmittag hinein; bald in diesem, bald in jenem Thale, jetzt auf der Landstraße, jetzt wieder auf Rainpfaden, nun dies-

seits, nun jenseits rauschender Bäche, zu Zeiten von der Sonne richtig durchkocht, dann wieder erquickt durch kühle Waldstücke, oder auch wohl in engen Gebirgsklammen, von der kalten Zugluft der ewig sonnenlosen, mosigfeuchten Schlupfwinkel frostig durchschauert. Hie und da wurde eingekehrt oder auch im Freien den guten Dingen zugesprochen, welche die Pfeilbäuerin so ihrer Pathin wie dem Begleiter derselben in die Taschen geschoben hatte; auf einzelnen Wegstrecken gesellten sich ihnen auch Leute, einmal ein wandernder schlesischer Leinenweber, der sie von seinem Leibesgebrechen unterhielt, ein anderes Mal ein Schuster, der zu einem größeren Bauern „auf die Stör" bestellt war und grause Geschichten von dessen Großknecht oder Maier erzählte, der sich aus verkehrtem religiösen Eifer die sämmtlichen Finger seiner Linken mit einem Hackmesser abgehackt hatte.

Als der Schuster fort war, schalt der Bandweber auf die Herumträger von unerfreulichen Geschichten, und da Tonerl ihm zustimmte, ein Jeder pflege ohnehin schon traurige Gedanken in genügender Fülle mit sich herumzuschleppen, gab er aus seinem wohlbestellten Gedächtnißschatze mit löblicher Treue, allerlei eigene, wie er meinte, erfreuliche Erlebnisse zum Besten, sämmtlich in Zusammenhang mit der Gegend, durch welche die Wanderung ging. So zeigte er in dem verwilderten Garten eines seit manchem Jahrzehnt

als Brandruine verödet stehenden Hauses die Stelle, wo er als junger Bursche zu Ehren einer damals vielumworbenen Seilerstochter in nächlicher Stunde einen Maibaum aufgerichtet habe; sie sei ein Mädel gewesen, sagte er, das den Verständigsten zum Kinde habe machen können, und habe das in der That so lange gethan, bis ihr selbst nicht mehr klar gewesen, ob einer ein Kind sei, oder ein Verständiger, wo sie sich dann zuguterletzt an einen Lump weggeworfen habe, der später, er wisse nicht mehr warum, gehängt worden sei. Dabei fiel dem Bandweber ein, der Delinquent habe, als ihm das Seil um den Hals gelegt wurde, ausgerufen: „von meinem Herrn Schwiegervater".

Ob das etwa keine traurige Geschichte sei, fragte Tonerl. Der Bandweber bestritt es aber, indem Lumpen allerdings hängen müßten, und fügte hinzu, er halte sie auch insofern wenigstens sicher für eine erfreuliche, als er nicht selber der Gehängte gewesen sei, was ihm doch am Ende, weil er eben auch stark in die Seilerstochter verschossen gewesen sei, gerade so gut, wie jedem Anderen hätte begegnen können. Er habe die Geschichte wohl nur von dem verkehrten Ende angefangen.

An einer Mühle, welche munter klapperte, stand er dann wieder still und sagte: „Siehst Du die Narbe an meiner rechten Schläfe? Auf ein Haar hätte mir's hier ans Leben gehen können; dort im Teich bin ich gelegen,

ich glaube an die zwei Stunden lang; wenn der alte Müller mit seinem großen Fischnetze mich nicht herausfischte, wär' ich nimmer wieder zu mir gekommen." In der Mühle, erzählte er dann weiter, sei nämlich seine Schwester, dazumal ein blutjunges Ding, als Kälberdirne im Dienst gewesen und er habe sich thörichter Weise in den Kopf gesetzt, wenn auch alle übrigen Mädel ringsum sich mit den Burschen in Liebeshändel einließen, seiner Stanzerl solle so etwas nie und nimmer passiren; dafür wolle er einstehen. Der Müller habe aber drei Knappen gehabt, der jüngste sei ein Kärnthnerischer gewesen, dem man nicht über den Weg habe trauen dürfen. Der habe das Mädel auch richtig bethört und als er — der Bruder — die Beiden eines Abends habe beschleichen wollen, sei er vom Steg geglitten und so kreuzjämmerlich zu Schaden gekommen.

„Auch diese Geschichte hättet Ihr für Euch behalten können", sagte Tonerl; „lustig find' ich gar nichts daran."

„Nein, Ihr habt Recht", räumte der Bandweber ein, „beim Lichte besehen, gehört sie wohl nicht zu den eigentlich lustigen. Aber freilich war sie noch nicht zu Ende. Eh' ich wieder gesund gewesen bin, ist meine Stanzerl nämlich beim Tanz einmal zu wüst gewesen, hat darauf kalt getrunken und mußt' Tags darauf die letzte Oelung bekommen."

„Ihr macht die Geschichte ja nur noch trauriger", rief Tonerl.

„Ei behüte!“ widersprach Zwirtner, „Sterben müssen wir ja Alle früher oder später. Ist's aber nicht eine Beruhigung für mich, daß ich mit meiner brüderlichen Herrschsucht ihr nicht dazumal das Bischen Freude versalzen habe? So hat sie doch, als Gott sie abrief, nicht einzig Müh' und Plage hienieden gekannt.“

Tonerl versetzte, sie wund're sich, daß der Vater Dilly's solche leichtfertige Grundsätze äußere; dann habe er seiner Tochter nichts vorzuwerfen. Der Bandweber aber, der schon seit einiger Zeit an dem Besserwerden der Wege die näher rückende Nachbarschaft des mauthgräflichen Territoriums mit Behagen wahrgenommen hatte, war zu gut gelaunt, um Anderes zu erwiedern, als das Sprichwort: „Lieb' und Noth kennt kein Gebot“, und schlüpfte dann beim Passiren eines großen Sensenschmiede-Werks sofort auf eine neue und diesmal, wie er versicherte, sehr lustige Geschichte über. „Den Vater des jetzigen Besitzers“, sagte er, „hab' ich nämlich noch gut gekannt. Er hatte das beste Gedächniß, das mir je vorgekommen ist, hörte gern erzählen — so lange er Notabene noch nicht taub war — erzählte aber vor Allem selbst gern, und da ich das Eine nicht übel konnte und mir auch das Andere geduldig gefallen ließ, so ließ er mich nimmer fortgehen, wir hätten denn zuvor ein Stündchen bei der Flasche verplauscht. Er war aus dem Reich, mir scheint aus dem Lande Preußen, oder sonst dahinten herum, und hatte als junger Mensch

knapp genug zu beißen gehabt, weshalb er damals froh gewesen wäre, ein Geistlicher zu werden, d. h. ein protestantischer Pastor, wie er es nannte. Davon ist er auf folgende Weise abgekommen. Für eine Dorfkirche nämlich hatte die Gemeinde sich über einen neuen Geistlichen zu entscheiden. Zwei Candidaten waren deshalb herbeigereist gekommen und hatten Tags darauf, der Eine am Vormittage, der Andere am Nachmittage, ihre Probepredigt gehalten. Nun hatte mein Sensenfabrikant — er war der Eine der beiden Candidaten — sich aber in seinem Wirthshaus-Zimmer daran gemacht, eine Predigt zu ersinnen, und schwitzte bei der mühsamen Arbeit; da hört er im anstoßenden Zimmer eine Predigt auswendig lernen. Erst will er an die Wand pochen und um Ruhe bitten. Dann däucht ihm die Predigt, die er hört, aber so gut, daß er auf den Einfall kommt, dem Collegen die Predigt abzulernen. Er bringt also zu Papier, was der Andere nebenan zum Besten giebt und weiß sie zuletzt in der That Wort für Wort auswendig. Wie nun Tags darauf der Küster ihn auf die Kanzel führt, sieht er inmitten der Gemeinde den Herrn Collegen unter der Kanzel andächtig Platz nehmen. Das wirft ihn einen Augenblick außer Fassung. Meiner Seel', denkt er, was wird mein Herr College für ein Gesicht machen, wenn ich ihm seine eigene Predigt vorpredige. Das bringt mich am Ende aus dem Text. — Aber

die von ihm selbst entworfene Predigt war nicht fertig geworden. Also hilft kein Sauersehen. Die Predigt des Andern muß heraus. — Der reißt nun die Augen wie ein Scheunenthor auf. Zuerst guckt er sich verwundert um; dann starrt er dem auf der Kanzel zornig ins Gesicht, räuspert sich, klappt das Gesangbuch auf und zu, scharrt mit den Füßen und stemmt die Arme in die Seiten. Endlich lehnt er sich in seiner Bank zurück, schlägt die Beine über einander und ergiebt sich in sein Schicksal. „Der Erzschelm", mag er wohl bei sich gedacht haben, „aber der Herr wird seinem getreuen Knecht schon gegen den ungetreuen beistehen." — Derweile predigt der Andere aus dem Gedächtniß immer munter fort zur großen Erbauung der Bauern, denn die Predigt war mit Bibelstellen gespickt, wie ein Braten mit Speck, und Alle fanden sie absonderlich wohlgerathen. Nach der Predigt geht der Candidat, der eine so kecke Beraubung ausgeführt hatte, mit demüthiger Miene in die Sakristei zurück und die Bauern treten auf dem Kirchhof zur Berathung zusammen. Am liebsten hätten sie gleich auf dem Fleck die Wahl vorgenommen und den Andern gar nicht erst gehört. Der Küster muß das aber denn doch auch auf Anlaß desjenigen, den sie wählen wollen, hintertreiben, denn der Streich thut diesem jetzt selber leid und er möchte auch gern hören, wie sich der Andere aus der Verlegenheit ziehen wird. Am Nachmittag kommt Letzterer

denn wirklich zur Probepredigt an die Reihe. „Meine Brüder und Schwestern im Herrn", beginnt er, „wir haben uns sämmtlich heute Morgen so vortrefflich an der Predigt meines Mitbewerbers erbaut, daß Ihr mir gewiß dankbar sein werdet, wenn ich Euch dieselben Worte, wie sie sich meinem Gedächtniß eingeprägt haben, vortrage." Und nun hält er vom Anfang bis zum Ende dieselbe Predigt noch einmal, wobei er noch Manches einflickt, was der Andere beim unberufenen Auf-die-Seite-bringen fallen gelassen hatte. Da sahen die Bauern einander zuerst erstaunt, dann mit bewunderndem Kopfschütteln an. Und als die Predigt zu Ende ist und sie draußen wieder auf dem Kirchhof zusammentreten, da ist unter ihnen nur eine Stimme über den, der ihr Pastor werden soll. „Alle Achtung", heißt es, „vor dem, der die Predigt zuerst hersagte. Aber ein Gedächtniß, wie der zweite bekundet hat, das findet sich in hundert Jahren nicht wieder. Den Mann dürfen wir keiner andern Gemeinde gönnen." Auf diese Weise", schloß der Zwirtner, „ist dem Vater des reichen Sensenfabrikanten drüben in dem schönen steinernen Hause die Kanzel verleidet worden, ich denke, nicht zu seinem Schaden, wenn schon ihm freilich, wie das den Sensenschmieden ja zumeist ergeht, im Lauf der Jahre sein Gehör abhanden gekommen ist, „vielleicht eine Strafe für jenen früheren Mißbrauch meiner Ohren", pflegte er wohl im Scherz zu sagen, denn im

Ernst dachte er nicht daran, sich seines Streiches zu schämen, nun er Niemanden beeinträchtigt hatte."

„Ihr gebt Euch viele Mühe, mir den Weg zu verkürzen", versetzte Tonerl, die wieder einmal mit ihren Gedanken auf dem Stiegenhof gewesen war und wenig oder gar nicht aufgemerkt hatte; „laßt's Euch nicht verdrießen, wenn ich zuweilen nicht ordentlich Acht gab. Mir wird bange, unsere Reise kommt heute nicht ans Ziel!"

„Das laß meine Sorge sein", entgegnete Zwirtner; „hast Du die Warnungstafel gelesen, an welcher wir eben vorüber gekommen sind?"

„Ich sah nichts von einer Tafel."

„Auch hättest Du sie wohl nicht lesen können, sie war in böhmischer Sprache abgefaßt. Möchtest Du Dich nicht etwa bei der böhmischen Herrschaft verdingen, von der ich Dir vorhin geredet habe?"

„Mir däucht", sagte Tonerl, „was Ihr mir heut' aus den nichtböhmischen Häusern an garstigen Dingen erzählt habt, das wär' wenigstens wohl kein Grund, daß ich's absolut nur in einem deutschen Hause versuchen sollt'."

„Hm!" that der Bandweber, „da könnten wir wirklich mal beim Herrn von Polzic einsprechen; das hochgelegene wunderliche Bauwerk mit den vielen Kuppeln oder Thürmeln und der rothen kleinen russischen Kapelle ist seins, drüben ganz in der Ferne hinter den beiden hohen Kastanien; wir gehen seit einer Viertelstunde schon an

seinen Wiesen entlang, denn das Polzic'sche Besitzthum liegt als Enclave in demjenigen des Herrn von Neuhold, und von Herrn Polzic stammen auch die böhmischen Inschriften gegen Waldfrevel; er ist nämlich ein eingefleischter Czeche und will, daß die Leute allenthalben seine Sprache lernen sollen. Du hättest hoffentlich nichts dagegen?"

„Darauf kann ich nichts antworten", sagte Tonerl; „wie eine fremde Sprache gelernt wird, hat mir noch Niemand verrathen, bringen's aber Andere fertig, so wüßt' ich nicht, warum mir's nicht auch gelingen sollt'."

„Hm, hm," überlegte der Bandweber, denn vielleicht förderte man die Pläne Notker's besser, wenn Tonerl dem Mauthgrafen erst zwischen dem böhmischen Gesinde zu Gesicht kam.

Aber Notker's Weisung ging ausdrücklich auf den Neuhold-Hof, und der Bandweber glaubte daher, während der bis zur Polzic-Einfahrt weiter noch zurückzulegenden Wegstrecke, seine allzu redselig gewesene Schilderung des Polzic'schen Geschlechts etwas einschränken zu müssen. Er brauchte dabei nicht von der Wahrheit abzuweichen. „Du wirst jedenfalls von Glück sagen, wenn ich Dich auf einem so vornehmen Hofe unterbringe", gab er zu verstehen. „Der Großvater des Herrn von Polzic war freilich noch ein wandernder Mausefallen-Händler, wie mir's mein Vater selig oft genug erzählt hat, und zwar einer, wie sie aus dem Lande Ungarn

zu uns herüberkommen; der Vater des Herrn von Polzic trieb dagegen schon Pferdehandel und wurde dabei ein steinreicher Mann, wie ja in Kriegszeiten Leute oft genug aus denselben Dingen Nutzen ziehen, welche Andere ins Unglück stürzen. Daß er unserm tapfern Herrn Erzherzog Karl, als derselbige einstmals in großer Verlegenheit um Trainpferde war, tausend Stück lieferte, denen er Tags zuvor die Schwänze abgeschnitten hatte, um auch daran noch ein Profitchen zu machen, und daß der Erzherzog in seiner Noth sich die schwanzlosen Gäule zu hohen Preisen gefallen lassen mußte, das ist in der That ein Einfall gewesen, auf den Einer wohl stolz sein kann. Auch führt Herr von Polzic um dessenwillen einen goldenen Pferdeschwanz in seinem Wappen."

„Geht", sagte Tonerl, „findet Ihr den Einfall wirklich so sehr löblich? Ich denk' eine Creatur Gottes zu verstümmeln, ist immer ein Frevel, und ich würd' mich nicht wundern, wenn die Strafe für solche Sünde noch an den Kindern und Kindeskindern nachgeholt würd'."

„Dem Kindeskind wenigstens hat die Sache bis jetzt keinen Schaden gebracht", versetzte Zwirtner; „da kommt das gnädige Fräulein selber geritten. Willst Du Dich ihr empfehlen, so bleib' hier stehen, und wenn sie vorüberreitet, da lauf geschwind heran und küsse ihr Reitkleid. Das ist so die Sitte bei den

Böhmen, und sie wird's nicht übel vermerken. Alle Dienstleute des Herrn von Polzic sind darauf dressirt."

„So mag unsere Wanderschaft auch an diesem Hof vorübergehn", sagte Tonerl; „ich tauge für solche Unterthänigkeiten schlecht."

Sie wollte weiter gehen, so sehr die Neugier ihr auch zusetzte, denn nie früher war ihr eine Reiterin zu Gesicht gekommen.

„Nicht zu hochmüthig, Kind", warnte Zwirtner, um nicht zu rasch nachzugeben, und auch nicht Willens, sich den Anblick derjenigen entgehen zu lassen, die man dem Mauthgrafen zudachte und welche Zwirtner seit ihrer kürzlich erfolgten Heimkehr aus der Pension noch nicht wieder gesehen hatte; „sieh Dir das schöne Fräulein nur wenigstens an; man redet davon, daß sie Herrn von Neuhold heirathen soll, also den Mauthgrafen. Wer weiß, ob wir nicht am Ende gar auf dessen Hof ein Unterkommen für Dich finden. Da ist's doch für Dich nicht gleichgültig, wie Deine künftige gnädige Frau ausschaut."

Tonerl bequemte sich, still zu stehen und der Bandweber zog nach seiner ergebenen Art den grünen Hut so tief ab, als ob die Kaiserin selber vorüberkäme.

Die Reiterin trabte, von einem kosackenartig gekleideten, langhaarigen Reitknecht gefolgt, ohne die Stehengebliebenen zu bemerken, vorüber und sprengte gleich darauf mit einer regelrechten Manege-Volte in

ein Thor des Polzic'schen Parks hinein, so daß die mächtigen Gebüsche des letzteren die Cavalcade rasch den Blicken Tonerl's entzogen.

Tonerl starrte der Reiterin wie verzaubert nach.

„Komm", sagte Zwirtner. Aber Tonerl stand und starrte und auch ihn hielt der Wunsch fest, der Reiterin noch einmal, wenn auch nur in der Ferne ansichtig zu werden. Wie sie eigentlich aussah, vermochte dann aber, als der Eine, und die Andere sich deshalb befragten, weder Zwirtner noch Tonerl zu beschreiben. Nicht einmal über die Haarfarbe der schönen Böhmin waren sie einig; so ganz hatte der Glanz der eleganten Erscheinung Beide in Anspruch genommen.

Zwirtner ließ nun doch den Kopf hängen. Die konnte durch Tonerl nimmer ausgestochen werden. Er kam sich recht thöricht vor. Als die beiden Wanderer endlich wieder ausschritten, sagte Tonerl: „Wißt Ihr was, Zwirtner? Um deretwillen möcht' ich Böhmisch reden lernen."

„Du möchtest also doch in ihren Dienst treten?"

„Nein, das möcht' ich nicht; aber eben so stolz thun, wie sie selbst, das möchte ich, Zwirtner; das heißt, ihr selbst gegenüber; und dazu möcht' ich in ihrer Sprache ihr sagen können, daß sie noch lange nicht allen Stolz in Pacht hat."

Der alte Heirathsmakler sah Tonerl von der Seite an und seine Kleinmuthsfalte verzog sich allgemach in

ein Lächeln. „Dazu find'st Du auch so vielleicht noch Gelegenheit", sagte er; „sie heißt zwar Libussa und verachtet, wie ich muthmaße, alles Deutsche aufs Gründlichste; aber sie hat jedenfalls in ihrer Pension eine Menge Sprachmeister gehabt, und soll deutsch so gut wie Einer verstehen."

„Nun denn", rief Tonerl und schritt schärfer aus, „so bitt' ich Euch inständig, thut Euer Möglichstes, daß ich auf dem Hof des Mauthgrafen unterkomme. Eine statiösere Mauthgräfin kann's wohl in aller Welt nicht geben. Und die Zwei werden einander schon nicht entgehen; davor hab' ich keine Sorge. Zwischen der Stall- oder Feldarbeit aber dann alle Tage einer solchen Prinzessin zusehen zu können, das wird mir, denk' ich, die Grillen noch am ehesten vertreiben."

Neuntes Capitel.

Im mauthgräflichen Schloß.

Eine halbe Wegstunde später — die Sonne machte schon Miene, hinter den Bergen zu verschwinden — nahm die Landstraße einen noch sorglicher gepflegten Charakter an und die rechts und links an den Chausseen im ersten Frühlingsgrün prangenden Vogelbeerbäume wurden durch eine Doppelreihe ehrwürdig alter, sehr hochstämmiger Linden abgelöst. Die nur erst zum Theil belaubten Zweige derselben hatte man mit vielem Geschick in einer Weise gezogen, daß sie sich oben wie zu einer großartigen Spitzbogenwölbung verbanden. Es ging sich darunter wie unter dem himmelhohen Dache eines Kirchenschiffs, und wer jemals von dem feierlichen Ernst eines gothischen Doms ergriffen worden war, mußte beim Betreten dieser Allee sich jener Wirkung erinnern.

Zur Rechten wie zur Linken dieses langsam ansteigenden und mit starkbemoosten steinernen Ruhe-

bänken ausgestatteten Baumganges dehnten sich üppige, sonnenbeschienene Wiesengründe, welche von gut gehaltenen Gräben durchschnitten waren, und hie und da, an feuchten Stellen der Wiesen, glühte im rosigen Frühlingsdrange ein Häuflein frisch treibender dickköpfiger Korbweiden.

Tonerl war schon beim Betreten der majestätischen Allee verstummt, und Zwirtner fühlte nicht mindere Befangenheit als seine Begleiterin. Aber während er im langsamen Berganschreiten scheu auf den Boden blickte und seine Ansprache an die Frau Castellanin memorirte, sah Tonerl fleißig um sich und trat auch von Zeit zu Zeit seitwärts bis ins Freie hinaus, um von dem immer mächtiger sich entfaltenden Gewese, zu welchem die Allee hinaufführte, sich eine ungefähre Anschauung zu verschaffen. Klar wurde ihr das Einzelne freilich schon deshalb nicht, weil Ausläufer des großen mauthgräflichen Parkes die Baulichkeiten mannigfach verdeckten, doch hätte ihr bäuerisches Auge auch ohnehin sich nicht darin zurechtzufinden gewußt. Alles, was sie ungefähr zu erkennen meinte, war, daß auf jenem sanften Höhenzuge des von Westen nach Osten sich hinziehenden, weit offenen Schneebach-Thals ein Prachtbau mit einem großen Auffahrthof und zwei mächtigen Flügeln liegen mochte. Ein hohes, ehemals wohl stark vergoldet gewesenes Eisengitter schloß

den Auffahrthof ab, doch schien das Mittelthor desselben nicht mehr benutzt zu werden; ein kleines seitliches Thor war dagegen offen.

Endlich an das Ende des Baumganges und in den vollen Abendsonnenschein gelangt, standen die Dienstsuchende und ihr Begleiter diesem fürstlichen Wohnsitz eine Weile schweigend gegenüber; Tonerl, um kopfschüttelnd das Wunder des ganzen Anblicks erst zu begreifen, der Bandweber, um zu überlegen, wie er es anfangen solle, seine schmucke Begleiterin dem spähenden Auge der Castellanin einzig als eine tüchtige Magd erscheinen zu lassen, sie dann jedoch dem Schloßherrn selbst sofort als etwas weit Besseres und Beachtungswertheres zu empfehlen.

Je länger Tonerl ihre Blicke aber umherschweifen ließ, desto weniger konnte sie sich zurecht finden.

Und in der That war das, was sie sah, in sich selbst voll auffallender Widersprüche. Für ihr beschränktes Urtheil freilich vornehmlich nach einer Seite hin.

Während nämlich bis hierher Alles, sei es Weg oder Wiese oder Acker gewesen, die größte Ordnung und Pflege zur Schau getragen hatte, war der Auffahrthof sowohl wie das Schloß selbst im Zustande der vollständigsten Vernachlässigung. Vor Allem der erstere erschien nur noch als ein einziger Wald von Unkraut. Nicht minder sich selber überlassen sah die große Frei=

treppe des von Epheu umsponnenen Mittelgebäudes aus. Wo sonst seidene Schleppen gerauscht haben mochten, jagten sich jetzt Kaninchen in dem zwischen den Stufen üppig aufgeschossenen Grase, und höchstens der mit prächtigem Rade in der Wildniß des Hofes umherstolzirende Pfau — für Tonerl auch ein neues Thier — schien mit dem großartigen, wenn auch verwunderlichen Aufenthalt einigermaßen im Einklang.

Ein besser Unterrichteter hätte daneben sich zu fragen gehabt, ob die Stylart des Schlosses stärker nach der Seite der Renaissance oder des Barocken neige, oder ob der Erbauer desselben nicht durch seine stark hervortretende Liebhaberei für Muschel-Ornamentik auf eine vorwiegende Rococo-Wirkung hingearbeitet habe. Da waren im Geschmack Boromini's und Bernini's Fenster-Verdachungen, Pfeilerknäufe, Giebel-Curven, Gesimse, Reliefs und Pilaster, während das schöne Kupferdach mit Figuren überladen war, wie sie Päpelmann im Dresdener Zwinger verwerthete; wieder gab es vor Allem an den Flügeln ganze Partien, welche dem Zopf- oder Schnörkel-Styl Ludwigs XV. entlehnt waren, und an noch anderen Stellen thaten kolossale Seeschnecken, Muscheln und Cartouchen ihr Mögliches, um die Sinne zu verwirren. In dem ungeheuerlichen Größenmaße der Fenster des Erdgeschosses — das Schloß war zweistöckig — ließ sich endlich der Einfluß der

Versailler Schöpfungen Jules Mansard's erkennen. Dies Stockwerk hatte sich seitens des alten Neuhold die Einfügung eines Zwischenstockwerks gefallen lassen müssen, eine Art Entresol, das sich ohne Zweifel als ebenso praktisch erwies, wie es die ursprüngliche Wirkung der Anlage schon von außen durch die wagerechte Durchtheilung der Fenster entstellte.

Das obere Stockwerk, obschon in kaum minder ungewöhnlichen Größenverhältnissen ausgeführt, hatte weniger äußerliche Verunstaltung erfahren, da es nur zum kleinsten Theil benutzt wurde. Einige der offen stehenden Fenster stachen jedoch von den übrigen durch Vorrichtungen ab, wie man sie wohl an Räumen sieht, in welchen Wäsche getrocknet oder sonst des Luftzuges bedürftiges Material aufbewahrt wird. Auch gab es vor zwei oder drei Fenstern hölzerne Blumenbörter, auf denen neben Blumen umgestülpte Kochtöpfe und ähnlicher Hausrath sich breit machten, wie dergleichen wohl ein altes Mütterchen nah unter der Hand und doch nicht hinderlich im Wege zu haben liebt. Nicht minder waren einige Scheiben durch schwarze Ofenrohre verunziert, aus denen schon manchen Winter lang der Rauch seinen Weg ins Freie genommen hatte, Zeugniß der rußige Trauerbehang, welchen solche Stellen an dem reichgeschnörkelten Sims des grünen Kupferdaches zur Schau trugen.

„Komm“, sagte der Bandweber, „ich glaube dort

oben die alte Castellanin zu sehen; sie braucht uns nicht erst vom Fenster aus aufs Korn zu nehmen."

Tonerl ließ sich noch einmal mahnen, dann folgte sie kopfschüttelnd. „Da sah es bei der Steinbeck-Bäuerin fast noch ordentlicher aus", sagte sie und stand von neuem still, wider Willen doch von der imponirenden Großartigkeit des Anblicks gefesselt; „und Alles von Stein!" sprach sie vor sich hin. „Aber wo sind die Ställe und Scheuern? Die scheint man wohl gar versteckt zu haben. Mir will's hier doch nicht gefallen!"

„Du wirst sie gleich zu sehen bekommen", sagte der Bandweber, indem er Tonerl mit sich fortzog, „auf der andern Seite des Schlosses erblickt man aus jedem Fenster, wenn man nach links schaut, die Scheuern, Ställe und Leutewohnungen im großen Halbkreise; dazwischen stand vormals ein ganzer Wald von Bäumen, denn die früheren Schloßbesitzer, die Roncanet's, mußt Du wissen, waren sehr vornehme Herrschaften und liebten nicht den Anblick von Düngerhaufen, Pflügen, Leiterwagen und sonstigem Zubehör eines ländlichen Wirthschaftshofes. Der hochselige Vater des Herrn von Neuhold hatte aber einen ganz entgegengesetzten Geschmack, und Schloß und Hof waren daher noch nicht vierundzwanzig Stunden sein Eigenthum, da ist der Wald schon am Boden gelegen; natürlich! wie wollte er sonst von seinem Fenster im Schlosse den Leuten im Hofe aufpassen? Und er hatte

doch die fliegende Gicht, weißt Du, und mußte Tage und Wochen lang im Lehnstuhl sitzen." Mit solchen beschwichtigenden Worten führte der Bandweber die in ihren wirthschaftlichen Erwartungen Enttäuschte auf den Fahrweg, der, von der Lindenallee links abbiegend, sich in einem mäßigen Bogen zwischen den hohen, kaum erst belaubten Eschen und Buchen des Parks um den einen der Schloßflügel herumzog.

Auf dieser, der Rückseite, war das Schloß weniger, als auf jener ursprünglichen Fronte, sich selbst überlassen geblieben; die auch hier nicht fehlende breite Staatstreppe hatte ihren Charakter freilich vollständig eingebüßt, denn nur ihre Stufen waren noch sichtbar; die prunkvolle Estrade zu ihren beiden Seiten hatte sich mit sammt den dort sonst nur zur Sommerzeit aufgestellten uralten Orangenbäumen in zwei Treibhäuser hineinbequemen müssen, die auch ein halbes Dutzend der großen Fenster des Erdgeschosses verklebten und jetzt, wo diese Anbaue noch mit allerlei Matten und Läden winterlich verunziert waren, sehr unschön zweckmäßig dreinschauten.

„Das gefällt mir schon besser", sagte Tonerl.

„Bleib' einen Augenblick zurück", flüsterte der Bandweber, „ich werde gleich einmal horchen, wie es mit dem Gesinde steht."

Er lugte in ein Fenster des nächstliegenden Treibhauses hinein und Tonerl sah bald darauf einen alten

grauköpfigen Gärtner heraustreten, der übrigens durchaus nicht einem Schloßgärtner glich und dem Bandweber auf dessen Begrüßung Rede stand, wobei ein lahmer Jagdhund ihm andächtig zuschaute. Ein rothbäckiges Bürschchen von 14—15 Jahren wollte sich ihnen ebenfalls zugesellen, wurde aber fortgeschickt, da es mit dem Begießen noch nicht fertig sei.

Es entschädigte sich für die Abweisung durch ein Anstarren des Mädchens, auf welches Zwirtner so fleißig hindeutete, und Tonerl, wenig noch gewohnt, Andere für sich eintreten zu lassen, und noch nicht abgehärtet gegen das Gefühl des An- und Ausgebotenwerdens, stand schier auf Kohlen. Ein Stoßgebet zu ihrer Schutzpatronin half ihr einigermaßen darüber hinweg, und nachdem sie dem Knaben bedeutet hatte, er möge nicht Maulaffen feil haben, zwang sie sich, mit besonnenem Umschauen ihr Urtheil über das, was sie vor Augen hatte, zu vervollständigen. Der alte Stiegenbauer hatte in seiner Baumschule allerlei künstliche Bewässerungs-Vorrichtungen angebracht; Tonerl's Auge verfolgte daher diese Seite des Neuhold'schen Betriebs mit prüfend sachkennerischem Blick, und sie freute sich, die Schläuche, Tragpumpen und Brausen, mit denen der Junge hantirte, in vortrefflicher Weise ihre Schuldigkeit thun zu sehen.

An der Vorderseite des Schlosses hatten die verschwenderisch ins Leere gerichteten Dachrinnen sie ver-

drossen. Hier sah sie Regentonnen an allen den Stellen angebracht, wo eine der Dachrinnen, in der Form eines phantastischen großmäuligen Ungethüms über den Sims des Daches in die Luft hinausragend, bei Regenwetter ihren Inhalt ehemals als unbrauchbaren Sturzbach auf die Erde hinabgeschüttet haben mochte. Vor Allem aber verfolgte sie die Vorkehrungen zur Ansammlung von abgestandenem Wasser, dem großen Steckenpferd ihres Vaters, und sie dachte mit Achtung von dem Sachverständniß des Mauthgrafen, als sie die einzeln umherstehenden Tonnen durch lange offene Holzrinnen mit einem großen, weit entlegenen Parkteich in höchst zweckmäßige Verbindung gesetzt sah — eine der gräulichsten Verunstaltungen der ganzen ursprünglichen Schloßpracht freilich, aber für Tonerl's Begriffsvermögen ein Gegenstand wirklicher Befriedigung.

Inzwischen war Zwirtner mit dem Graukopf herangekommen, und dieser, von Tonerl's ernst prüfendem Umherblicken angemuthet, gab unaufgefordert über das Gedeihen seiner Pflanzen und die von ihm im Laufe einer langen Gärtnerthätigkeit gesammelten Sonder-Kenntnisse Bericht, verrieth auch, daß auf sein Anrathen der Mauthgraf den Auffahrthof in der unter dem alten Neuhold eingerissenen Verwilderung belassen habe, da ohnehin dort wegen kalter Lage nichts gedeihe, weshalb denn auch einzig für den baulichen Zustand

der Mauern, des Daches, der Thüren und Fenster Sorge getragen werde, denn das gehöre sich und schütze gegen große Reparaturen.

Der Bandweber trieb zur Eile, da die Castellanin die lange Zwischenstation übel vermerken werde.

„Lisel hat uns gesehen und wird der Castellanin schon von uns reden", drängte er, „komm!" Und er wies verstohlen aufwärts nach einer Leine voll Gems- und Rehfellen, mit denen sich jetzt eben ein rothhaariges Mädchen von einem der Fenster aus zu thun machte, indem sie die Felle mittelst einer Hakenstange hereinzog.

„Nur noch eine Minute", sagte der Gärtner und ließ Tonerl seitwärts vom Wege an eine Stelle treten, von welcher aus die sieben Bassins des Parks und demnächst diejenige Partie des letzteren sich übersehen ließen, die im Geschmack Lenotre's angelegt war.

Herrn v. Neuhold's selige Mutter, sagte er, habe nicht zugeben wollen, daß diese mühsam mit Zirkel und Lineal zusammengebrachte Spielerei eingehe, und so werde denn noch allwöchentlich ein ganzer Tag darauf verwendet, um die unsinnigen Baumfiguren mit der Gartenscheere in Ordnung zu halten. Bei dieser Gelegenheit verirrte sich Tonerl's Auge nach einer andern Seite und jetzt mußte Zwirtner sich noch weiter gedulden, denn von fern zeigten sich hier die wiederum in riesigen Verhältnissen und aus dem

dauerhaftesten Material angelegten Ställe, Scheunen und Wirthschaftsräume, wo das Gesinde sich theils noch mit Viehfütterung und anderen Verrichtungen zu schaffen machte, theils auch schon sich um einen mächtig breiten Brunnentrog in allerlei Körpersäuberungen erging, um beim Läuten des englischen Grußes zum Gebet und demnächst für den Abendimbiß hergerichtet zu sein.

Der Gärtner verabschiedete sich endlich, um, wie er sagte, Herrn Notker's Bulldogge wieder freizulassen, da Herr Notker den Hund ihm zur Aufbewahrung übergeben habe und jetzt eben von dem Akelima-Garten herüberkomme, wo er die neu eingetroffenen Angora-Ziegen male.

Zwirtner blickte möglichst harmlos und auch der Maler, der mit seinem Malkasten unterm Arm in der Ferne sichtbar wurde und auf seinen Hund wartete, that, als habe er weder Zwirtner noch Tonerl bemerkt, und verschwand bald darauf mit seiner bellend ihn umspringenden Dogge.

Dann zögerte Zwirtner wiederum noch einige Augenblicke, da von weitem auf dem großen Teiche sich Kähne mit Damen und Herren zeigten und der Mauthgraf — wennschon er für diese Besuche selten zur Verfügung stand — möglicherweise sich in der Nähe befinden konnte. Zwirtner überzeugte sich jedoch bald, daß der Mauthgraf selbst nicht dabei war, und

belehrte Tonerl auf ihre Frage nach den Damen und Herren nur noch: der sogenannte Neuhold-Park werde von dem Molkenbade und ebenso von Triebenburg aus fast täglich besucht, und wenn der Mauthgraf es überhaupt den Leuten recht machen wollte, da könnte er nur von früh bis spät Visiten annehmen.

Tonerl fand sehr löblich, daß er sich dazu nicht hergebe, und bekannte, daß sie jetzt doch froh sei, nicht bei der Steinbeck-Bäuerin geblieben zu sein. „Glaubt Ihr aber wirklich, mich hier unterbringen zu können?“ fragte sie, indem sie nun selbst zur Eile trieb.

„Das wird von der Legensteigerin abhängen“, gab Zwirtner Bescheid, „wollte sagen: von der Frau Castellanin; denn so und nicht anders mußt Du sie tituliren, wenn Du sie bei guter Laune erhalten willst. Uebrigens ist sie eine vortreffliche alte Frau, wennschon sie ihrem Manne früher mit ihrem vornehmen Wesen das Leben recht sauer gemacht hat. Denn er war von jeher für dergleichen ganz ungeeignet, und sie gab's doch nicht auf, an ihm ändern und modeln zu wollen, bis sie zuletzt einsah, daß jedem Vogel seine eigenen Federn die liebsten seien und sein dürfen.“

„Also vornehm ist sie?“ antwortete Tonerl. „Desto besser; was mir nämlich hier absonderlich gefällt, ist doch nun zuletzt die Herrschaftlichkeit der ganzen Wirthschaft. Wenn ich hier unterkomme, kann's der Vater

sicher nicht für eine Schande ansehen. Meint Ihr nicht auch?"

Der Bandweber nickte und sie folgte ihm. Auf der Freitreppe blickte er sich aber nach ihr um, denn er steckte voll abergläubischer Gewöhnungen, und es fiel ihm ein, daß er Tonerl's Zukunft ja durch ein erlaubtes Mittel hatte bestimmen helfen wollen. Indem er in seiner Weste das dazu Mitgenommene suchte, sagte er: „Du weißt doch, daß Du immer mürrisch dreinschaust, Tonerl? Dienende müssen ein fröhlich dankbar Gesicht machen."

„Geht nur", drängte Tonerl; „weder dankbar noch fröhlich bin ich ohne Ursache; übrigens vermiethe ich meine Hände und nicht mein Gesicht."

„I nun", sagte Zwirtner, „das kommt noch darauf an; nimm meine Unterweisung jedenfalls nicht auf die leichte Achsel"; — er holte etwas in Papier Gewickeltes aus der Westentasche, „und dann", fuhr er fort, „thu dies hier auf die Zunge und behalt's im Munde, bis es zergangen ist."

Tonerl sah das zum Vorschein gekommene Stück Zucker mißtrauisch an.

„Wozu?" fragte sie und verzog beim Anlecken desselben den Mund, denn es war nach einem alten Liebesrecept mit Essig getränkt.

„Sauer macht lustig", gab Zwirtner zur Antwort.

Zehntes Capitel.

Der zweite Heirathsvermittler.

Die nach der Seite der altehrwürdigen Linden-Allee gelegene, in Verfall gerathene Schloßseite mit ihrem Auffahrtshof und den ihn flankirenden Flügeln ist bei ihrer früheren Erwähnung als die ursprüngliche Façade bezeichnet worden. Sie war dies jedoch nur nach der äußeren Anlage des Schlosses, nicht nach der Lage des Vestibuls. Dieses befand sich auf der unter den Neuhold's einzig in Gebrauch gewesenen hintern Eingangsseite — dem nach zwei steinernen Löwen benannten Löwenthor —, während vorn, auf der Seite des Auffahrtshofes, die Freitreppe unmittelbar in den Mittelsaal der drei großen Säle des Erdgeschosses führte.

Das Innere des Schlosses war womöglich dem Charakter verschwenderischer Ueppigkeit noch entsprechender als sein Aeußeres, wenn schon weniger auf das Zurschaustellen kostbaren Materials hingearbeitet worden war, als auf eine im Allgemeinen

pomphafte Wirkung. Dem Rococo hatte man hier seine allerfreieste Entwickelung gegönnt, und seinem Wesen getreu hatte sich's denn auch als das von dem Organismus des Bauwerks völlig unabhängig gewordene Leben der Decoration in reichster Weise entfaltet. Jeder Thürsims war zum Träger eines figurenreichen Sculpturwerks geworden, welches irgend einem Sproß des Hauses Bourbon zur Apotheose diente, und dem weder pausbäckige Engel mit Lorbeerkränzen und Ruhmesposaunen fehlten, noch auch jene schon erwähnten zierlich ausgeführten Guirlanden von Muscheln, Cartouchen, Früchten und Blumen, welche die Kunstwerke der Rococo-Periode auszeichnen. Diesem decorativen Bedürfnisse waren die architektonischen Bedingungen des Gebäudes durchweg untergeordnet worden. Vor Allem im Vestibül. Damit dem hier durch das Löwenthor Eintretenden sofort eine Fülle prächtiger Wandornamentik ins Auge falle, hatte sich dieser Theil des Erdgeschosses sogar eine unschöne Einengung gefallen lassen müssen; nicht nur war seine Tiefe, obschon noch immer eine belangreiche, doch eine verhältnißmäßig ungenügende, auch ein Wald von ornamentlich überladenen Säulen beeinträchtigte, wenn nicht die freie Bewegung, so doch das Gefühl derselben. Außer dem Vestibül und der links von demselben aufwärtsführenden, breiten weißmarmornen Haupttreppe des Schlosses, enthielt das Erdgeschoß

jene drei Staatssäle, welche selbst jetzt, nachdem sie durch das Zwischenstockwerk des alten Neuhold fast um die halbe Höhe gekommen waren, mit ihren durchweg wohlerhaltenen Ledertapeten, vergoldeten Sesseln, Marmortischen, Spiegeln, Uhren und Majolika-Nippsachen doch einer gewissen imposanten Würde nicht ermangelten, zumal die Kamine die Größe eines geräumigen Doppelbettes hatten, und die Allonge-Perrücken-Portraits an den Wänden in Haltung wie in Mienen eine über allen Wechsel erhabene Vornehmheit zur Schau trugen. Eine Anzahl weniger große, aber in gleichen Höhenverhältnissen gehaltene Räume in beträchtlicher Anzahl füllte — völlig unbenutzt, wenn auch noch ganz wie ehemals möblirt — die Erdgeschosse der beiden Flügel, und im obern Stockwerke wiederholte sich die nämliche Eintheilung, um endlich in der Mansarden-Etage noch einmal wiederzukehren, hier zum Zweck der Unterbringung der zahlreichen Dienerschaft der frühesten Besitzer, durch das Einsetzen vieler Zwischenwände vor Allem dem Bedürfniß angepaßt.

Diese letzteren beengten Räume hätten dem Geschmack des alten Neuhold ungefähr zugesagt, während die ungeheuerliche Höhe und die fürstliche Pracht der herrschaftlichen Zimmer ihm diese durchaus unbewohnbar erscheinen ließen. Seine Gicht hatte ihm jedoch verboten, die Mansarde zu beziehen, weshalb er auf

den Bau des mehr erwähnten hölzernen Zwischen-Einschiebsels verfallen war, und dazu, um die ihm unleidliche Glätte und Pomphaftigkeit der marmornen Staatstreppe zu vermeiden, sich auch eine Holztreppe hatte herrichten lassen. Der schöne Mittelsaal des Erdgeschosses war dieser Verbauung oder Verbauerung zum Opfer gefallen und konnte jetzt nur noch für einen Durchgangsraum gelten; mit geringer Rücksicht auf die kostbaren gestickten Gobelins dieses Saals war die aus rohem Tannenholz gezimmerte Stiege in den ersten besten Winkel des Saals eingefügt worden, und die Tragbalken derselben durchbohrten hier Dejanira's faltiges Trauergewand, dort den Holzstoß, auf welchem Herkules sich verbrennen ließ.

Tonerl hatte nicht Augen genug, um zu sehen. Die Pracht des ganzen Bauwerks gefiel ihr unsäglich, aber auch die Holztreppe gefiel ihr nicht übel. Was ein kunstgeübter Blick nicht ohne Unmuth wahrgenommen hätte, die zerstörenden Eingriffe des gemeinen Tages-bedürfnisses in die buntphantastische Welt einer dem-selben völlig abgewandt gewesenen Lebenssphäre — das empfand sie höchstens wie das Gewahrwerden eines bekannten Gesichts zwischen lauter beängstigend fremden Leuten.

Der lahme Jagdhund war ihnen schnüffelnd gefolgt und hinkte nun behaglich wedelnd treppauf.

Schwalben strichen ein und aus und bauten, als

wären sie in einem Bauernhause, an ihren Lehmnestern, für welche das gypserne Blätterwerk des Gesimses erwünschte Stützpunkte bot.

„Schaut nur das dummdreiste Gesindel, Zwirtner", sagte Tonerl halb laut, indem sie staunenden Auges ihnen nachblickte, während sie nicht ohne Herzklopfen dem Hunde nachstieg.

„Laß sie die Menschen doch nur getrost nachahmen", gab er zur Antwort; „was der selige Vater des gnädigen Herrn hier hineingeklebt hat, ist meiner Seel' in seiner Art auch kaum etwas Anderes, als solch ein unehrerbietiges Schwalbennest."

Schritte kamen ihnen entgegen.

„Wir sind am Ende falsch gegangen", sagte Tonerl, indem sie umkehrte.

„Vielleicht ist's der Mauthgraf selbst", versetzte Zwirtner, ebenfalls zurückweichend und zog den Hut vom Kopfe.

Tonerl stellte sich hinter ihn und stäubte unbemerkt ihre Bundschuhe ab.

Aber der Mann, welcher trällernd und in einem Notizbuche blätternd gemächlichen Schrittes und mit häufigem Zögern die Treppe herunterkam, war nicht der Mauthgraf; ein jovial blickender, etwa funfzigjähriger, mittelgroßer, kahlköpfiger, vollbärtiger Städter war es; er trug einen braun und schwarz gesprenkelten Sommeranzug, dazu einen niedrigen grauen Filzhut

mit grünem Bande, und hatte jene bequeme Lässigkeit der Haltung, wie sie häufiger Verkehr mit dem Landvolke mit sich bringt. Gutmüthig sah er nicht gerade aus, aber auch nicht bösartig; ein ironischer Zug spielte um seinen feinen Mund, während der Mann in seinem Buche blätterte, doch hatte seine Stimme, als er den ihm im Wege stehengebliebenen lahmen Jagdhund streichelnd auf die Seite schob, einen Ton geduldiger Herzlichkeit. An der untersten Stufe angelangt, wurde er des Bandwebers erst gewahr, lächelte belustigt, kniff sein Glas ins Auge, versuchte dann durch Rechts- und durch Linksbiegen die hinter Zwirtner sich Verbergende zu Gesicht zu bekommen, und sagte endlich lachend: „Also zu guter Letzt auch der Eheband-Weber mit einer Schönen! Nur immer eingetreten, Zwirtner; König Ahasverus hat noch nicht gewählt!“

Der Bandweber schmunzelte pflichtschuldigen Beifall, versicherte aber, er habe keine Geschäfte so vornehmer Art auf dem Neuhold-Hofe zu besorgen; die Unterbringung der Jüngsten des Stiegenbauers für irgend welche reinliche Dienstleistung sei Alles, was ihm am Herzen liege. Das hoffe er von der Legensteigerin zu erlangen.

„Giebt es denn immer noch ledige Töchter auf dem Stiegenhof?“ fragte der Andere. „Wo steckst Du, Weltwunder?“ fuhr er fort, indem er den Bandweber auf die Seite schob und Tonerl's Hand faßte,

„wie heißest Du doch? Aber wie ist mir denn? Dich hab' ich ja vor fünf Jahren bei Deiner Schwester, der Geisbäuerin, gesehen. Ei, Mädel, bist derb ins Kraut geschossen! warst dazumal noch anderthalb Schuh kürzer, hattest Dir gerade beim Wäscheausdrücken ein Ueberbein an der linken Hand zugelegt; das wollt' ich wegdoktern, weißt noch? und die Schwester redete von Lebensgefahr und ewigem Verkrüppeln, aber Du hattest Courage und da ging die Execution richtig auf dem Haublock Deines Schwagers von Statten, und Du warst curirt."

Tonerl erinnerte sich des Vorfalls deutlich genug, und der Anwalt — denn das war Dr. Cajetan Schröffel, der vielgesuchte Berather in Stadt und Land und der Vermittler des Handels mit Libussa von Polzic — ließ sich nun von ihr über ihre Schwestern und ihren Vater berichten, wobei sie nicht ohne Widerstreben Rede stand, aber doch durch sein wunderbares Gedächtniß für Einzelheiten immer wieder zum Antworten veranlaßt wurde.

„Und so ziehst Du nun wohlgemuth auf Abenteuer aus?" schloß er endlich sein zutraulich theilnahmvoll abgehaltenes Verhör; „das machst Du recht! Nur nicht versauern! Neues sehen! Selbst sein Eisen schmieden! Wagen und gewinnen! Glück zu! Laß Dich hier nicht abweisen! Im Neuhold-Hofe giebt es noch Schätze zu heben!"

Er wendete sich zum alten Ehevermittler, drohte ihm lachend mit dem Finger, zupfte ihn dann am Ohr und sagte, indem er es noch festhielt, zu Tonerl: „Uebrigens werd' ich's ihm gedenken, daß er mir mit Kunden, wie Du eine bist, ins Gehege kommt!"

Sein Einspänner, vor welchem ein junger Fliegenschimmelhengst ungeberdige Sprünge machte, rollte in diesem Augenblicke vor die Schloßtreppe, und so schüttelte der Anwalt Tonerl die Hand, strich dann an dem Gobelin-Holzstoß des Herkules mit gelassener Miene ein Zündhölzchen ab, zündete seine Cigarre an, und begab sich, ein Lied summend, nach seinem Wagen.

Zwirtner stand barhaupt, bis der mächtige College fort war, und machte dann ein Gesicht, als halte er den Anwalt für stark angesäuselt. Er hatte ernstliche Besorgniß, Tonerl werde wegen der Dienstpläne ihres Begleiters Verdacht geschöpft haben.

Aber Tonerl hatte zu wenig mit Menschen verkehrt, um die Rede- und Anspielungsweise des Anwalts zu verstehen, und so stieg sie denn, ohne weitere Fragen zu thun, treppauf dem Bandweber nach.

Im Einspänner des Anwalts hatte ein dunkelblonder, sinnig und ernst blickender, noch jugendlich beweglicher, aber wettergebräunter Mann die Zügel gehalten, ein Kurgast des Molkenbades, den gewisse Fremdartigkeiten seines Anzugs und der feine breiträndrige Panama-Strohhut als einen jenseits des

Oceans Heimischen oder Heimischgewordenen erkennen ließen.

Er gab die Zügel dem Anwalt zurück und fragte dann in steirischer Mundart, aber mit stark englischem Accent, indem er den Strohhut lüftete, um seine Cigarre im Schutze desselben anzuzünden, wobei sein Gesicht durch die nun freigewordene Stirn einen Zug von großer Offenheit annahm: „Wer war die Landsmännin?"

„Des Stiegenbauers Jüngste."

„Das heißt?"

„Eine neue Ehecandidatin", lachte der Anwalt, indem er seinen muntern Hengst ausgreifen ließ; „freilich unter dem Vorwande des Dienstsuchens, aber auf alle Fälle eine Aspirantin mehr!"

„Unmöglich! Sie meinen wirklich, die Speculation auf den biedern Mauthgrafen sei bereits bis in die tieferen Schichten gedrungen?"

„Seit ein österreichischer Erzherzog eine Postmeisters-Tochter heirathete, hat der Begriff von Mesalliance in diesem Lande sich überlebt."

„Und so fürchten Sie für Ihre Clientin?"

„Fräulein v. Polzic's Actien werden vielleicht fallen."

„Ich bewundere Ihren Gleichmuth. Sie sagen das, als ob Sie nichts dabei einbüßten?"

„Liebster Bruder Jonathan", sagte der Anwalt,

„wie oft soll ich Ihnen denn wiederholen, daß in meinem ländlichen Wörterbuch das Wort „einbüßen“ gar nicht vorkommt? Was habe ich Ihnen gestern, Ihnen und unserm treuherzigen Schwarzrock Dragosehovich in bester Form Rechtens auseinandergesetzt? Sie vergessen, scheint es, rasch.“

„Nicht doch. Sie sagten, daß unser amerikanisches Sprichwort: Zeit ist Geld, ein Unsinn sei.“

„Und warum?“

„Weil Geld einen festen Werth darstellt, Zeit aber nicht. O, ich weiß Ihre leicht widerleglichen Sophismen ja seit Wochen auswendig.“

„Sie citiren mich dennoch mit großer Ungenauigkeit. Aber das ist menschliches Herkommen. Im vorliegenden Falle genügt einerseits wohl der Hinweis auf das, was über den Zweck meiner sogenannten Bauernpraxis allen meinen Freunden längst bekannt ist. Sie soll mir nicht Rittergüter eintragen, sondern Sauerstoff. Wenn ich in meine vier Pfähle allemal mit einem vollwichtigen Normal-Quantum Hämatin's, zu deutsch: Blutröthe, in den Adern heimkehre, so habe ich meine Zeit richtig verwendet, ich mag nun meine Jahres-Interessen dabei vermehrt oder vermindert haben. Einbußen und verlorene Zeit giebt's für mich also einzig in der Stadt. Aber über was sprachen wir?“

„Ueber Herrn v. Polzic, dächte ich, und den Ent-

wurf eines Ehecontracts, den Sie heute Herrn v. Neuhold vorlegen wollten."

„Und den in diesem Augenblicke wahrscheinlich des Stiegenbauers Jüngste über den Haufen wirft. Nun also, mag sie es doch thun, bester Hinterwälder."

„Und Ihr Amüsement, Doctor, wenn ich denn doch einmal Ihren frivolen Standpunkt gelten lassen soll . . . ?"

„Protestire!"

„Ich weiß. Sie behaupteten gestern, frivol sei vielmehr der Standpunkt desjenigen, welcher ein ernstes Gesicht schneide, wo Lachen und Verlachen in der Ordnung sei; und zu den Dingen, die man nicht ernst nehmen dürfe, zählten, meinten Sie, vor Allem — denn ohne politische Seitenhiebe kommt man bei Ihnen ja nun einmal nicht durch — die Zustände dieses schönen Reichs; nur durch ein vollständiges Drüber und Drunter seien diese Zustände zu bessern und deshalb . . ."

„Nichts von „Bessern", Verehrtester! Wer denkt denn ans Bessern!"

„Und deshalb . . ."

„Auch nichts von deshalb, denn ich bin mit allen Regenerations-Phantasten ja seit Langem fertig und nehme das Recht in Anspruch, mich auf meine alten Tage trotz meines lieben Vaterlandes nach Möglichkeit zu vergnügen. Ist beim Topfschlagen aber doch einmal

der Hahn die Hauptperson, so kann ich, nachdem der Hahn fort ist, für die Conservirung des leeren Topfes mich nicht einmal mehr begeistern. Die Scherben klingen zu hören, und der ganzen pretentiösen irdenen Herrlichkeit den Garaus zu machen, das ist, denke ich, dann nachträglich ein ganz erlaubtes Vergnügen, und da ich für dasselbe mehr Geschmack habe, als für das Todtschlagen, so finde ich auf dem Neuhold-Hofe, als dem Mikrokosmus dieses lieben in Scherben gehenden Staats, unter allen denkbaren Umständen meine Rechnung."

„Ich lasse nicht gelten, daß der Hahn fort ist", versetzte der Andere, „gleichviel, was Sie in Ihrer Lust an Metaphern unter dem Hahn verstanden wissen wollen; aber wenn Ihr Pessimismus Sie auch verführen konnte, den Mauthgrafen durch jene Sirene ins slavische Lager hinüberziehen zu wollen, wie in aller Welt könnten Sie Ihre Rechnung dabei finden, wenn der Mauthgraf statt der böhmischen Salondame die deutsche Bäuerin heirathen sollte? Seien Sie wenigstens logisch."

„Sie spaßen! Müßte das nicht die tollste Wirthschaft geben, die jemals einen lachenden Philosophen gaudirte? Der sogenannte Mauthgraf paßt in den wappenreichen Rahmen schon schlecht genug hinein. Aber stellen Sie sich des Stiegenbauers Tonerl vor, wie sie in den Prunkgemächern der Roncanet's Levers

abhält! Wäre das nicht ein Carneval, um den uns die Götter selbst beneiden müßten?"

„Abscheulich! Und eine solche Schadenfreude über die voraussichtlichen Wirrnisse eines deutschen Großgrundbesitzers in einer Zeit, wo jeder Ehrenmann wünschen muß, ihn endlich für verständigen Einfluß zugänglich und gegen die slavisch-klerikale Alliance auf dem Posten zu finden!"

„Sie haben gut den Moralisten spielen, mein sehr werther Transatlantiker. Kennten Sie unsere heimischen Verhältnisse wie ich sie kenne, mit allen ihren Verfitzungen und Verwirrungen und wie Steinschichten übereinander gelagerten Probirsystemen, von denen jedes etwelche störende Ueberbleibsel hinterließ, und keins das Unmögliche zu leisten verstand, so würden Sie meinen angeblichen Pessimismus weder mit der Schleife der Frivolität, noch mit dem der Schadenfreude decoriren. Sie kennen Salami?"

„Das alte Salamis in Hellas?"

„Nicht doch, die italienische Wurst!"

„Mit welchem ungeheuerlichen Vergleiche wollen Sie mich wieder ärgern?"

„Ich citire nur einen Fastenprediger, den ich unlängst in der Residenz hörte", beruhigte der Anwalt, „und ich thu's nicht, um Sie zu ärgern, sondern um Sie zu belehren. Der Mann verglich unsern Nationalitätenbau mit dem Inhalt einer Wurst und die

Hülse oder Schale der letzteren mit der gemeinsamen alleinseligmachenden Confession. „Schneidet eine Salamiwurst an, meine Lieben“, so etwa sagte er, „und betrachtet Euch genau die Configuration des bunten Mischmasch. Und dann schneidet eine zweite, eine dritte und eine vierte Scheibe von diesem edlen Kunstproduct herunter und wiederholt allemal das nämliche aufmerksame Studium. Findet Ihr dann aber in jeder Scheibe vollständig veränderte Zusammensetzungen und gelanget Ihr weiter zu der Einsicht, daß Nichts von diesem Durcheinander in und durch sich selbst verbunden ist, daß alle Entwickelung durch das Hackmesser des Fleischers von Anfang an gestört und aufgehoben ist, und daß nur der äußere Zwang des fest einschließenden Schweinedarmes das Ganze zusammenhält, so nehmet ein Gleichniß daran, meine Lieben, und danket Gott, daß er den bunten Mischmasch unseres heimischen Gemengsels durch das äußere fest einengende Bindemittel, die römisch-katholische Glaubenseinheit, zusammenhält.“ — So weit der Fastenprediger. Hat er sich in dem Bilde indelikat vergriffen, so war wohl sein Bildungsgrad und nicht sein guter Wille daran Schuld. Auch für den Irrthum, daß jene den Mischmasch zusammenhaltende Hülse die alleinseligmachende Kirche sei, konnte er nicht wohl verantwortlich gemacht werden. Er war eben kein Politiker. Dagegen hat er die innere Zusammenhangs-

losigkeit des Gemengsels wirklich ziemlich anschaulich vorgeführt, und ich verdenke Keinem, der mir etwa sagen sollte, er sei herzlich froh, in jener Wurst nicht mit wohnen zu müssen."

Der Amerikaner schüttelte den Kopf.

„Was soll man dazu sagen", versetzte er, „wenn Männer von Ihrem Scharfblick und Ihrer Welterfahrung sich mit solchen Späßen über das Heiligste, was es giebt, das Vaterland, die Zeit vertreiben?"

Der Anwalt schnalzte seinem Hengste, legte seine Hand auf den Arm des neben ihm Sitzenden, wie um zu sprechen, schloß dann aber die Lippen und versank allmälig in brütendes Schweigen, während der Amerikaner vergebens sich Mühe gab, über den fröhlichen Landschaftsbildern der Fahrt die ihm unleidliche Anschauungsweise des Andern zu vergessen.

Elftes Capitel.

Bei der Frau Castellanin.

Das Ave-Maria-Läuten hatte eben begonnen, als der Bandweber mit seiner Begleiterin in das niedrige Zimmer der Legensteigerin eingetreten war, einer städtisch gekleideten, etwa sechzigjährigen, blondgrauen kleinen Frau von wehmüthig resignirtem, aber herzlichem und auch entschlossenem Gesichtsausdruck. Die alte Dame — denn eine gewisse natürliche Würde und Feinheit gab ihr etwas von der Haltung einer Schloßherrin — ließ die sofort von Zwirtner mit Feierlichkeit vorgebrachte Ansprache nicht beendigen, sondern wandte sich mit einem Hinweis auf das Läuten zu dem Marienbilde, das über ihrem Bette hing, und sprach in saubersten Deutsch das herkömmliche Gebet, wobei Tonerl und Zwirtner mit dem Rosenkranze in der Hand einstimmten.

Während dessen ließ Tonerl, hinter der Vorbeterin stehend, ihre Augen mit unruhiger Neugier und gespannter Miene umherwandern. Die Hoffnung, auf

dem Neuhold-Hofe bleiben zu dürfen, hatte durch den herzlichen Gesichtsausdruck der Castellanin neue Nahrung erhalten. Aber auch die ganze Umgebung hatte sich mit dem Betreten dieses Zimmers so sehr in das Heimischgewohnte verändert, daß Tonerl trotz aller vorausgegangenen Bewunderung des Herrschaftlich-Vornehmen mit leichter athmender Brust die an die Stelle der fürstlichen Pracht getretene bäuerische Behaglichkeit in deren einzelnen Spuren durchmusterte.

Gegen diese bäuerische Behaglichkeit hatte die Frau Castellanin, wie von dem Bandweber vorhin ganz richtig zu verstehen gegeben war, während zwei Drittheilen ihres Ehelebens einen vergeblichen und ziemlich grausamen Kampf geführt, bis sie sich endlich während einer schweren Erkrankung ihres Mannes aus Liebe zu ihm bequemt hatte, ihre Ueberzeugungen zu opfern, und die Verbauerungen des Schlosses auch ihrerseits mitzumachen. Es war hohe Zeit gewesen, denn ihre Bemühungen hatten schon aus ihren ersten Ehejahren datirt, und der rechthaberische Anspruch der aus einem Landstädtchen stammenden jungen Frau auf allseitig städtische Sitten und Aeußerlichkeiten war im Laufe der Jahre für den völlig anders gearteten Gemahl zu einer Quelle bitterster Verstimmung geworden. Glücklicher Weise hatten Beide einander von Kindheit an gekannt, und wie sehr dann später in der Ehe seine Unbildsamkeit sie auch bedrückte, und ihr endloses

Meistern und Rügen ihn um seine angeborne gute Laune gebracht haben mochten — er mußte eine lange Zeit sogar den städtischen Cylinderhut tragen — im Grunde des Herzens waren sie einander doch gut geblieben. Mit ehrlichem Willen hatte die Frau seitdem Alles je gegen ihn Versäumte nachzuholen gesucht, und schon ein volles Jahrzehnt versah sie fast ausschließlich die Geschäfte des früher als sie gebrechlich Gewordenen. Auch bemühte sie sich, ihre eigene, sonst mit Absichtlichkeit herausgekehrte städtische Art und Weise möglichst zu verbergen, sowie sie den alten Kleidern und Möbeln ihres Gatten längst nicht mehr gram war, freilich ohne verhindern zu können, daß zu dem Tone und der Haltung der Castellanin diese Umgebung einen sehr eigenthümlichen Contrast bildete, von welchem übrigens das für solche Dinge ungeübte Auge Tonerl's nichts gewahrte.

Während des Betens beachtete Tonerl vielmehr das ihren heimischen Gewöhnungen Zusagendste. Ein ungeheurer Ofen aus blaubemalten Kacheln fesselte ihren Blick durch die bilderreiche Vorführung der Schöpfungsgeschichte sammt den sich daran reihenden altbiblischen Haupthistorien. Auf einer alten, wurmstichigen Nußbaumcommode lag demnächst ein Bauernkalender aufgeschlagen, wie dergleichen auf den heimischen Jahrmärkten zwar vorzugsweise nur von solchen Personen gekauft werden, die nicht lesen können, wie

sie aber auch die Mutter Tonerl's gern zu haben pflegte. Mit bewegtem Herzen sah Tonerl von weitem auf den im Abendwinde blätternden Seiten die wohlbekannten, buntcolorirten Merkzeichen für das voraussichtliche Wetter, für Feste, für Aderlassen und was sonst, trotz dem alten Stiegenbauer die Mutter Tonerl's an dem Kalender geschätzt hatte. Nicht weit von der Commode stand ein alterthümlicher Glasschrank aus Eichenholz. In ihm war, so schien es, der Brautkranz der Legensteigerin aufgehoben, auch einige schön bemalte Geburtstagstassen mit Inschriften und darum verschnörkelten goldenen Blumen und Blättern, nicht minder eine ganze Reihe von buntfarbigen Wachsarbeiten, zumeist in Form von Bienenkörben, und mit angeklebten Sprüchen ausgestattet, wohl irgend einem Familienfeste zugeeignet, wie in katholischen Gebirgsländern der löbliche Gebrauch ist. Auch diese Reliquien erinnerten Tonerl an gewisse von dem alten Stiegenbauer bekämpfte Liebhabereien ihrer seligen Mutter. — In einer der Fensterecken hing ein offenes Vogelbauer, in welches während des Betens ein zahmes Rothkehlchen, als wolle sich's den Besuch ansehen, durchs offene Fenster hereinfliegend, Einkehr hielt, und dabei unter den Ameisen-Larven seines Futterglases aufräumte. Blaue Blumen — ob Flieder oder Vergißmeinnicht, ließ das Dämmerlicht nicht mehr erkennen — mit ihren Stielen nach oben, in einer großen

blauen Wasserschüssel schwimmend, die auf dem Fensterblumenbrett stand, bewegten sich im Abendwinde, und aus einem halb geöffneten Wäscheschrank drang Lavendelduft ins Zimmer, ganz wieder wie Tonerl sich dessen aus der Zeit erinnerte, wo ihre Mutter sie, das kleine Kind, beim Ordnen ihres Wäscheschrankes wohl hin und wieder auf dem Arm getragen hatte. — Ueber dem Allen freilich schwebte eine schwarzgerauchte Deckenmalerei, von deren figurenreichem Inhalte die forschend auch diesen Zimmertheil Prüfende nichts zu erkennen vermochte, als daß eine Menge nackter Beine und Arme sich durcheinander bewegten — ein Theil nämlich des früher viel bewunderten Mittelsaal-Plafonds von Merilhou, Diana und ihre Nymphen darstellend, von Acteon im Bade belauscht.

Nun war das Gebet zu Ende und die Castellanin wendete sich wieder und zwar in der landesüblichen Mundart und Ausdrucksweise zu dem Bandweber, indem sie, während er Tonerl's gute Eigenschaften empfahl, mit ihren wohlthuenden blauen Augen, die mit dem Reisebündel in der Hand neben ihm Stehende prüfend ansah, nicht ohne in Miene und Blick deutlich zu bekunden, daß ihr nimmer noch eine Bauerntochter einen so wenig bäuerischen Eindruck gemacht habe.

„Ei, warum denn nicht?“ gab sie schließlich auf seine Frage, ob für Tonerl auf dem Neuhold-Hof denn wohl eine Dienststelle vacant sei, zur Antwort; „warum

sollte für ein Mädchen, das so guten Willen hat, sich nicht Arbeit finden? Ich habe von Deinen Schwestern reden hören, Tonerl; sie sind, wie man mir sagt, ordentlich und arbeitsam —“ und Tonerl bekam dann noch im Gegensatz zu ihren Schwestern das Lob zuerkannt, daß sie sich nicht für zu gut erachte, um, gleich anderen Mädchen, etwas durch Dienen zu erwerben.

Jetzt versuchte Zwirtner die Frage einzuschieben, welche Stelle Tonerl denn wohl zugetheilt erhalten werde, wobei er unter Tonerl's Kopfschütteln aus dem Stegreif aufzählte, was sie Alles könne.

„Darüber wollen wir gleich meinen lieben Mann befragen“, sagte die Castellanin, ohne Tonerl zu einer Einrede gegen Zwirtner's Anpreisungen Zeit zu lassen, und ging um ihn zu holen, aus dem Zimmer.

Zwirtner wartete bis sie hinaus war, und ließ Tonerl's Widerspruch gegen das von ihm ihr Nachgerühmte dann geduldig über sich ergehen.

„Du hast Recht“, sagte er darauf, „und ich habe auch Recht. Daß Du meine Aufschneidereien nicht gelten ließest, das hat Dir bei der Castellanin nämlich schon jetzt einen Stein im Brette verschafft. Und darauf allein wollte ich auch hinaus. Uebrigens scheint mir's —“ er wollte die Vermuthung aussprechen, Notker habe schon von weitem vorgearbeitet, verschluckte den Nachsatz aber aus Furcht vor Tonerl's Mißtrauen, und sagte statt dessen: „Wenn sie ihren Alten holt,

so ist ihm heute jedenfalls wieder ein Verdruß begegnet. Das kenne ich schon. Der taube alte Papa macht aus lauter Gebrechlichkeit eine Dummheit über die andere. Kommt dann unglücklicher Weise einmal der Mauthgraf darüber zu, so giebt's ein Donnerwetter, daß die Scheiben zerspringen, wovon der Alte freilich das Wenigste hört."

„So ist der Mauthgraf ein Heftiger?" fragte Tonerl, wenig erbaut.

„Nicht doch", sagte Zwirtner, „ebensowenig heftig oder bösartig wie der alte Castellan selbst, der auch immer gern als Murrkater herumsteigt, ob das Gesinde sich nun darum kümmert oder nicht. Der Alte aber hat vor Allem Unglück, wenn er in Betreff der Pferde oder Kühe etwas anordnet. Da versieht er sich nämlich regelmäßig, und weil dem Mauthgrafen die stumme Kreatur ganz absonderlich ans Herz gewachsen ist, tritt dem Mauthgrafen dann leichter, als sonst der Fall ist, die Galle ins Blut. An solchen Tagen weiß die gute Frau nun nicht, was sie dem alten Tropf zu Liebe thun soll, obschon, wie gesagt, den Alten eigentlich keine Traufe mehr naß macht, und da stellt sie sich, als wisse er doch allein zuletzt auf dem Neuhold-Hofe zum Rechten zu rathen."

Die letzten Worte sprach er leiser, denn die Castellanin und ihr kleiner stumpfnasiger, wassersüchtiger Eheherr traten ein. Er hatte in seinen städtischen

Kleidern früher in seinen gesunden Jahren wie die personificirte Griesgrämigkeit ausgesehen. Jetzt, den Siebzigen nahe und von zahlreichen Gebrechen geplagt, guckte er aus seiner bäuerischen Tracht nicht ohne Lebenslust heraus. Er trug schwere rindslederne Nägelschuhe, dicke grüne Wollen-Strümpfe, braune gemslederne Kniehosen, eine hinten und vorne gleich buntfarbige rothgelbe Kattunweste, ein mächtiges, breitärmeliges Hanfhemde, — derjenige Theil seiner Garderobe, auf dessen Pflege er vor Allem hielt, wie er denn auch den ganzen Sommer seinen Hemdärmeln zu Liebe keine Joppe anzog. Uebrigens waren seine Augen, wie die der meisten Wassersüchtigen, sehr angegriffen, und so schützte er sich gegen die Sonne durch einen Strohhut, welchem jedoch der Kopftheil ausgeschnitten war, so daß Doctor Schröffel den Castellan einmal mit einem Heiligen verglichen hatte, dem sein Heiligenschein ins Gesicht gerutscht sei.

„Vater!“ rief die Castellanin ihm liebevoll ins Ohr, „Ihr hört heute gerade ausnehmend gut; setzt Euch, damit Ihr uns Rath geben könnt; denn Ihr seid zuletzt doch der Einzige, der auf dem Neuholdhofe weiß, was Rechtens ist.“

Der Alte hatte nur das Letzte verstanden, da seine zu Zeiten ganz unbedeutende Schwerhörigkeit gerade heute sehr groß war; doch ließ er sich's schmunzelnd gefallen, daß seine Frau ihn auf seinen Sorgenstuhl

niederdrückte, und entgegnete nur, der gnädige Herr wisse besser, daß alte Knöpfe nicht mehr knöpfen.

„Hört ihn nur reden“, rief die Castellanin, „stellt er sich nicht, als ob der gnädige Herr ohne ihn fertig werden könnte.“

Sie schrie ihm mit schelmisch erhobenem Finger ins Ohr, er wolle nur sein Lob hören, und setzte sich dann zu ihm, damit ihm keine Lippenbewegung der Sprechenden entgehen möge.

Nun wurde Tonerl über das, was sie wirklich zu können glaubte, in bester Ordnung katechisirt.

Der Bandweber bemerkte bald, worauf die Castellanin hinauswollte, und als sie den Akelima-Garten erwähnte, zweifelte er nicht länger, daß Notker auf seine Weise für eine Vacanz bei Zeiten vorgesorgt habe.

In der That war dem so. Das Malen der Angora-Ziegen hatte ihm eigentlich nur einen Vorwand abgeben sollen, damit er sich einige Tage lang auf dem Neuhold-Hofe zu thun machen könne. Bei dieser Gelegenheit hatte er aber allerlei Verwahrlosungen der Thiere wahrgenommen, und der sofort davon benachrichtigte Mauthgraf war Willens, baldmöglichst eine andere Magd auf diesen wichtigen Posten zu stellen. Die Castellanin hatte daher bestimmte Weisung in dieser Richtung, und Tonerl war ihr wie gerufen gekommen.

Der Bandweber griff die Sache rasch auf; die

„schielige Miedel“, sagte er, indem er der jetzigen Magd rasch einen Makel anhing, und sich das Ansehen gab, als wisse er längst um ihre Fahrlässigkeiten, „die schielige Miedel hat's wohl wieder mit einem von den kurzhörnigen Kalben versehen? Die taugt freilich längst nicht mehr für einen so accuraten Dienst. Auf die Alm — alle Achtung, dahin gehört sie, aber in die Akelima — ich habe das Mädel gern, sie ist noch lange nicht die Schlimmste, aber in die Akelima?“

Die Castellanin stimmte bei, wenn schon es ihr um Miedel leid sei — und nun wurde lange mit dem tauben Castellan conferirt, wobei eine Unmasse von Mißverständnissen die Geduld der Castellanin nicht zu ermüden vermochte.

Der Acclimatisations-Garten des Neuhold-Hofes — eigentlich kein Garten, sondern eine riesige Volière zur Eingewöhnung und Züchtung fremden Geflügels, beiläufig aber auch fremden Vierfüßern als Unterkunft eingeräumt — war eine neuerliche Schöpfung des Mauthgrafen, und daß Notker Tonerl gerade dort unterbringen wollte, machte seinem Scharfsinn alle Ehre. Denn wenn irgendwo, so mußte sie hier dem Mauthgrafen täglich unter die Augen kommen. Tonerl selbst hatte aber einige Bedenken.

„Ich möchte nur Niemand gern aus dem Brod jagen“, sagte sie, „vielleicht wüßtet Ihr doch noch einen andern Posten für mich.“

„So ist's nicht gemeint“, beruhigte die Castellanin, „es wird der Miedel auch in der Schwaghütten nicht an guten Tagen fehlen.“

„Und dann“, meinte Tonerl weiter, „mit heimischem Gethier weiß ich mir wohl zu rathen; einen Sommer lang habe ich ja selbst auf unserer Alm geschwagt; aber mit türkischem Geflügel oder was Ihr sonst dort haben mögt, da komme auch ich vielleicht nicht ins Klare; ich möchte mir nichts aufladen lassen, was ich wieder abladen muß.“

„Ei, schämst Du Dich nicht, so zu reden?“ sagte Zwirtner; „bist eine Tochter vom Stiegenbauerhof und greifst nicht mit zehn Fingern zu, wo's Kopfarbeit giebt? Ueber jede Kreatur, das in der Akelima steht, giebt's eine gedruckte Anweisung, wie man solche bei Stiefelwichse und Fleckseife mit in den Kauf bekommt. Da fehlt auch nicht das letzte Härchen am Schwanz, Alles ist genau beschrieben, und über die Futtermischung giebt's Vorschriften so viele und so ausführliche, als wär's ein Recept, das ein kaiserlicher Leibarzt für einen neugebornen Erzherzog in die Apotheke schickt. Nun, und lesen kannst ja, der Pfarrer kann's nimmer besser. Bleibt Dir aber noch Dies und Jenes dunkel, so fragst Du, wenn der Mauthgraf Morgens nachschaut, einfach bei dem gnädigen Herrn an, was damit gemeint sei, und auf solche Weise kannst Du nimmer fehl gehn.“

Die Castellanin bestätigte das Letztere, meinte auch, wenn es erlaubt sei, den Himmel überall mit ins Spiel zu bringen, so sehe das Ganze doch wohl einer Fügung ziemlich ähnlich, und Tonerl solle also in Gottes Namen, wenn der Mauthgraf selbst nur erst einverstanden sei, zugreifen.

„Das will ich denn auch thun, Frau Castellanin“, stimmte Tonerl endlich bei.

Der taube Alte wurde dann noch einmal zu Rathe gezogen, und gab sein Einverständniß mit schmunzelndem Brummen kund. Darauf verschob die Castellanin alles Nähere in Betreff des Lohnes und der Geschenkzusagen auf weitere Besprechung mit dem gnädigen Herrn, und schickte den Bandweber sammt dem neuen Mitgliede des Neuhold-Hofes zum Nachtessen in die Küche hinab.

Als der Bandweber eine Stunde später im Abenddunkel unter kicherndem Selbstgespräche heimtrollte, nachdem ihn die Castellanin für seine Mühwaltung wie üblich beschenkt hatte, fand sich Notker an einer wenig frequentirten Stelle mit seinem Hunde zu ihm, und gab ihm eine kurze Wegstrecke das Geleit. Er war sehr voll Hoffnung. „Um den Neuhold-Hof,“ sagte er, „besser im Auge zu haben, quartiere ich mich für einige Wochen im Molkenbade ein; bleibt Ihr dagegen“, bat er, „fürs Erste hübsch aus dem Wege. Der Mauthgraf könnte sonst Verdacht schöpfen.“

Zwölftes Capitel.

Der Mauthgraf.

Das lebensgroße Bild des Mauthgrafen, welches Notker kurz vor dem Tode der Mutter des Erstern für diese gemalt hatte, und das dieser zu Notker's Verdruß in einem dunkeln Winkel des Schlosses verkommen ließ, war im Wesentlichen ähnlich. Der Mauthgraf maß über sechs Schuh, trug sich gut, war ohne sonderliche Körperfülle, aber von starkem, ausdauerndem Sehnenbau, hatte wenig Farbe, gute lichtbraune, traurig blickende Augen, kurzes braunes Haupthaar, ein nicht unedles Profil und einen langen, lichtbraunen Haynau-Bart, der zu seiner übrigen ungesuchten Erscheinung freilich schlecht paßte.

Er hatte in jungen Jahren mit sehr unreifer Vorbildung eine rheinische Hochschule besucht, ohne aber fleißiger Student zu sein. Dagegen war er bei Paukereien gern und oft betheiligt gewesen und auch im Durchprügeln harmloser Nachtwächter oder im

Foppen ehrbarer Bürger hatten wenige seiner Commilitonen es ihm zuvor gethan. Nach Ablauf des dritten Semesters aber von seinem Vater in die Heimath zurückgerufen, war er als ein stiller, wortkarger junger Mann wieder in den Kreis seiner früheren Bekannten eingerückt, zuerst der Gegenstand ihrer Theilnahme, dann ihres vergeblichen Ausforschens, da die Ursache seiner Veränderung in die Zeit seines Universitäts-Lebens zurückverlegt werden mußte, bis im Lauf der Jahre seine Freunde auf die Hoffnung, ihn umzuwandeln, verzichteten und er nun von den Einen als überstudirt, von den Anderen als Sonderling, von noch Anderen als räthselhafter Geheimbündler aufgegeben wurde.

Was eigentlich in der Fremde mit ihm vorgegangen war, hatte, wie es schien, nur seine Mutter erfahren. Gerüchte freilich liefen über ihn in solcher Menge um, daß zwölf Semester kaum hingereicht haben würden, um einen und denselben Menschen so viele Dinge erleben zu lassen. Unter diesen Gerüchten spielte ein Duell mit vergifteten Klingen eine große Rolle; ferner die Tödtung einer Geliebten aus Eifersucht auf oder nach einem Studentenball; ferner eine wider den Willen des alten Neuhold in der Fremde eingegangene Ehe; nochmals die Ersäufung einer Geliebten, nach Einigen im Neckar, nach Anderen im Rhein; zuletzt auch noch eine Kaspar

Hauser-artige Einkerkerungsgeschichte, wobei ein älterer Bruder, von welchem sonst übrigens nie etwas verlautet hatte, das Opfer gewesen sein sollte.

Auf ein Gerede hin, der junge Neuhold habe alles Duelliren abgeschworen, war die Weitertragung jener Sagen eine Zeit lang mit großer Rücksichtslosigkeit betrieben worden, bis es seinerseits zwei Mal dennoch zu einer Forderung kam und er sich als ein so gefährlicher Gegner bezeigte, daß fürder Jeder vermied, ihn zu reizen.

Bei alledem war Peppi Neuhold für Diejenigen, welche seine Eigenthümlichkeiten schonten, ein zwar wenig umgänglicher, aber doch im Stillen anhänglicher Kamerad, und nach und nach schien er sich in seine heimische Umgebung wieder einzuleben; denn seine auf Schule und Hochschule nicht geförderten Anlagen konnten sich nun vorwiegend in Wald und Feld entwickeln, und thaten es in Wirklichkeit, so daß, als sein Vater starb, der Sohn sich der ihm zugefallenen Aufgabe vollständig gewachsen zeigte.

Worin diese zu suchen war, darüber ließ sich freilich streiten. Als Aloys Neuhold — der Vater Peppi's — in dem jetzigen Alter seines Sohnes stand, hatte er unter Beihülfe gutgestellter Freunde für ein verhältnißmäßig Billiges die verwilderte und verschuldete Roncanet'sche Besitzung an sich gebracht. Dies Unternehmen, um zu gutem Ende zu gedeihen,

setzte ungewöhnliche Arbeitskraft, energischen Unternehmungsgeist und — Glück voraus. Das letztere war ihm nimmer hold gewesen; die anderen beiden Eigenschaften aber hatten sich unter dem unausweichlichen Druck des gefährlichen Wagnisses in dem einfachen Manne immer mehr entwickelt und gesteigert, und mit Hülfe seines klaren Kopfes war es ihm gelungen, ohne irgend nennenswerthes Schulwissen im Laufe der Zeit nicht nur einer der besten Landwirthe und Forstmänner der ganzen Umgegend zu werden, sondern auch der bestgestellte Grundbesitzer auf manche Meile in der Runde. Von spornenden Aufgaben so zwingender Art war auf Joseph Neuhold nichts vererbt worden, es sei denn die völlige Neugestaltung des ganzen Betriebs, insofern derselbe durch die landwissenschaftlichen Fortschritte der letzteren Jahrzehnte überholt worden war. Eine solche Neugestaltung hätte sich indessen für jetzt noch kaum empfohlen, denn der Mangel an tüchtigen Arbeitskräften, wie er der Gegend eigen war und ist, wäre der Ausnutzung des Umgeschaffenen doch hinderlich in den Weg getreten, und ohnehin hatte selbst das Fehlerhafte mancher Betriebseinrichtungen des Vaters noch so viel vortreffliche Seiten, daß mit dem Schlimmen gar viel Schätzenswerthes hätte abgestellt werden müssen. Solche Umwälzungen würden dem Sohne aber schon aus Rücksichten der Pietät widerstrebt haben, zumal er sich

seiner — in diesem Betracht — beschränkten Fähigkeiten recht wohl bewußt war. Uebrigens hätte auch die dem Andenken des Vaters als einem Muster von kluger Betriebsamkeit weit und breit gezollte Achtung und Verehrung durch ein solches Umgestalten in unliebsamer Weise leiden müssen, und eine derartige Verkümmerung des väterlichen Ansehens würde sich Peppi am wenigsten verziehen haben.

Somit blieb, was der alte Neuhold an Feldern, Wiesen, Forstungen und Almwirthschaften zusammengekauft und allmälig zu einem sehr ausgedehnten Besitzthum erweitert hatte, zwar nicht ohne Zuwachs, denn der Sohn war eifrig bemüht, nach des Alten Empfehlung jede günstige Gelegenheit zu neuen Erwerbungen zu benutzen; das Ganze in gutem wirthschaftlichen Betriebe zu erhalten, war jedoch die Hauptsorge des reichen Erben.

Auch diese nahm indessen seine Zeit überwiegend in Anspruch und hielt ihn so ziemlich von Allem fern, was nicht auf den nämlichen Arbeitsgebieten lag. Seine einzige Liebhaberei, neben der stetigen Bewegung in Wald und Feld und neben der Obhut für die Pfleglinge des Acclimatisations-Gartens, waren Pferde, und zwar keineswegs blos deshalb, „weil man mit Pferden nicht über Politik zu reden braucht“, wie Advocat Schröffl zu sagen pflegte; denn da Peppi's Geschäfte ihn häufig zu weiten Ausflügen nöthigten,

so kam es ihm darauf an, so ausgezeichnet beritten zu sein, wie dies nur irgend möglich war. Der Wildreichthum seiner Waldungen konnte in gleicher Weise nicht wohl den bezahlten Personen allein überlassen werden. Ihm selbst lag es ob, die Sach- und Ortskenntniß seiner Jäger noch wo möglich zu überbieten. Die Jagd war solcher Art allmälig ein vorzugsweiser Gegenstand seiner Obliegenheiten geworden. Endlich griff die Ausnutzuug seiner Almen sehr fühlbar in das ganze Getriebe der Neuhold'schen Wirthschafts-Anlagen ein. Nicht weniger als 14 Almen, eine jede durchschnittlich mit zehn bis zwölf Hütten und etwa 100 bis 150 Kühen, gehörten zum Neuhold-Hofe. Sie wollten überwacht sein, besser überwacht, als dies durch die Meier oder Großknechte der verschiedenen Höfe zu geschehen pflegte. Der Besitzer mußte also von Zeit zu Zeit selber nach dem Rechten schauen. Und so brachte er viele Tage und Nächte im Jahre auf Gebirgspartien zu, zumeist von einzelnen oder auch wohl von zahlreichen Freunden dieses abhärtenden Zeitvertreibs begleitet.

Wie es nicht ausbleiben konnte, war Peppi Neuhold durch alle diese Verhältnisse und Beziehungen zum Mittelpunkte sehr mannigfacher Interessen geworden, was übrigens seine wenig zu Anmaßung und Selbstüberhebung hinneigende Natur selbst dann kaum wesentlich beeinflußte, als ein Witzwort Dr. Schröffl's

ihn in den Grafenstand erhoben hatte. Die Wegmauth pflegt in jenen Thälern verpachtet zu werden. Der alte Neuhold hatte früher einmal die Absicht geäußert, bei Wieder-Vacantwerden der Pacht sich deshalb zu melden, und als nach des Alten Tode eine solche Vacanz eintrat, übernahm der Sohn denn auch diese, schon vor Zeiten der Roncanets einträglich gewesene Nutzungsquelle, so daß sämmtliche Chausseen der Nachbarschaft durch ihn unterhalten wurden, wogegen das durch seine Einnehmer erhobene Mauthgeld in seine Cassen floß. Seitdem hieß er nun nach Dr. Schröffl's Vorschlag: der Mauthgraf, und die Bauern hatten sich rasch gewöhnt, ihn nach dieser ihnen täglich gegenwärtigen Seite seiner Oberherrlichkeit zu tituliren.

Daß der Mauthgraf sehr vielen Müttern der Umgegend die Besorgniß einflößte, er werde als Junggesell leben und sterben, begreift sich leicht.

Der alte Neuhold hatte noch auf seinem Sterbebette die nämliche Sorge ausgesprochen und man stimmte derselben um so allgemeiner bei, als es bekannt war, daß der Neuhold-Hof bei einem kinderlosen Ableben Peppi's an einen geistlichen Neffen fallen werde, an den schon von Notker erwähnten Pater Rupert in dem Kloster St. Servatius unweit Millbach.

Die Mutter ihrerseits hatte die Empfehlung der

ihr zusagenden Töchter des Landes mit so vielem Eifer betrieben, daß alljährlich eine neue durch sie protegirt worden war, wodurch freilich ihre Fürsprache allmälig jedes Gewicht verloren hatte.

Einmal war denn auch wirklich eine Verlobung durch ihren Eifer zu Stande gebracht worden. Wenige Wochen vor der Hochzeit hatte sich die Braut aber das Leben genommen, und obschon sich nachträglich herausstellte, daß sie schon in früheren Jahren zeitweilig ihres Verstandes beraubt gewesen war, hatte der Volksglaube sich doch in den Kopf gesetzt, es werde nimmer zu einer Verheirathung des Mauthgrafen kommen. Die Mutter ihrerseits war in dem Maße, wie sie älter und gebrechlicher wurde und endlich ihr letztes Stündlein nahen fühlte, um so besorgter geworden, jener Volksglaube könne Recht behalten. Sie hatte sich oft dahin geäußert, ihr Sohn müsse sich wenigstens, ehe die pflegsame Castellanin stumpf und kümmerlich werde, eine behagliche Häuslichkeit schaffen. Die Zeit hierfür, so wurde von der alten Neuhold angenommen, könne etwa mit seinem dreißigsten Lebensjahre zusammen fallen. Bis dahin eine Wahl zu treffen, hatte Peppi der Sterbenden denn auch in der That versprochen und durch einige Personen, welche in der traurigen Stunde zugegen gewesen waren, hatte sich die Kunde von jenem Versprechen bald weit über das Schneebachthal hinaus verbreitet.

Begreiflicher Weise aber wurde dem Mauthgrafen die Erfüllung seines Versprechens dadurch nicht erleichtert. Jeder seiner Schritte gab Stoff zu Vermuthungen in jener einen Richtung. Während man zuvor bei dem Gedanken, er werde überhaupt nicht wieder heirathen, sich schon zu beruhigen angefangen hatte, wußte man nun, bis zu einem bestimmten Tage werde er jedenfalls ein Weib nehmen. Und wenn der Mauthgraf, wie Manche ihn zu kennen meinten, bisher in jedem Mädchen eine berechnende Speculantin gewittert hatte, so war seine jetzige Lage mehr als je zur Unterstützung eines solchen Mißtrauens angethan.

Was immer nun der eigentliche Grund seines Zögerns sein mochte, — und Notker's Aeußerungen gegen den Bandweber verriethen ja, daß im Interesse der Kirche seine Heirathsscheu bisher manchen Vorschub erhalten hatte, — ein Jahr nach dem andern verstrich, ohne daß er fand, was er suchte, oder ohne daß diejenigen, die ihn suchten, seine Scheu vor dem schon zu lange hinausgeschobenen Schritte überwanden. Und endlich war jener Termin herangerückt, oder rückte doch in Kürze heran, je nachdem Peppi's dreißigjähriger Geburtstag selbst, oder aber der letzte Tag dieses neuen Lebensjahres als Termin angesehen werden konnte.

Der Mauthgraf hielt, so schien es, die letztere Auslegung seines Versprechens für statthaft. Einige

derjenigen Personen, welche ledige Töchter, Nichten oder Enkelinnen zu versorgen hatten, vertraten die erstere Auffassung und wurden sehr ungeduldig; andere lobten sein bedächtiges Zögern. In einem dem Neuhold-Hof nah gelegenen Städtchen — es war Triebenburg — wurden drei bis vier Heirathsanträge, die sonst wahrscheinlich mit Dank angenommen worden wären, zurückgewiesen, da, wie wenigstens die eine Mutter freimüthig erklärte, der Mauthgraf noch nicht gewählt habe, und es unschicklich sei, in solcher Zeit sich zu übereilen.

Auch das Molkenbad, sonst in so früher Jahreszeit noch kaum sehr besucht, hatte diesmal schon im April die ersten weiblichen Gäste einrücken sehen, einige aus Neugier, andere aus berechtigteren Gründen; denn wer mit warmer Theilnahme die eigenthümliche Lage des Mauthgrafen in seinem Gemüth daheim erwogen hatte, konnte sich wohl vom Schicksal berufen glauben, bei der Lösung der Jenem obliegenden Aufgabe hülfreiche Hand zu leisten.

Gingen nun die Wünsche und Hoffnungen dieser zahlreichen Interessenten, gerade weil sie sich auf das nämliche Ziel richteten, nicht eben friedlich Hand in Hand und gab es in diesem schönen Lenz selbst unter manchen sonst eng befreundeten Häusern gehässige Reibungen der absonderlichsten Art, so vereinigte sich doch so ziemlich alle Welt in der günstigen Beur-

theilung sowohl des Mauthgrafen wie des Lebensloses, welches seiner Zukünftigen harrte. Man pries ihn aller Orten gern und laut als einen Mann von tadellosem Lebenswandel, als einen vortrefflichen Sohn, als einen fürsorglichen, freigebigen Herrn, und bekannte bei jeder Gelegenheit, daß von Allen auf ihn Hoffenden doch wohl kaum eine ganz für ihn geschaffen sei; wobei freilich unerörtert blieb, ob die Töchter, Nichten und Enkelinnen der so sich Aeußernden zu der Zahl jener Hoffenden gerechnet werden wollten oder nicht.

Am meisten besprochen worden waren in letzter Zeit jene schon erwähnten Aussichten Libussa's von Polzic. Wie schon Notker gemuthmaßt hatte, — obschon irriger Weise, — daß klerikal-panslavistische Einflüsse dabei im Spiele seien, faßten auch die sonst von weitem bei der Sache Interessirten die unerfreuliche Combination auf, nicht ohne dem Mauthgrafen darüber allerlei Andeutungen zukommen zu lassen. Für dergleichen war der Mauthgraf aber völlig unzugänglich.

Eine geraume Zeit war inzwischen seit Tonerl's Eintritt in des Mauthgrafen Dienst verstrichen, eine Zeit, während welcher Notker zu seinem Verdruß in die Residenz entboten worden war, damit er — ein unabweislicher Auftrag — für das Refectorium einer Abtei das Portrait eines jüngst verstorbenen Prälaten male. Unter Anleitung der Castellanin hatte Tonerl sich während dessen mit ihren Arbeiten in der Akelima

einzurichten gesucht, war mit dem übrigen Gesinde auf einen leidlichen Fuß gekommen, hatte den dreistesten unter den Knechten, Gärtnerburschen, Jägern und ebenso unter den sonstigen, den Neuhold-Hof besuchenden jungen Anbändlern durch ihre düster-mürrische Miene die Lust an Liebesneckereien verleidet, war wohl einmal auch von dem Mauthgrafen wegen der verbesserten Luft der Akelima-Räume mit kurzen Worten belobt worden, lebte aber im Uebrigen freudlos ihre Tage dahin, selten nur Waldersam's, stündlich dagegen des einsamen Vaters gedenkend und den Bruch mit demselben zu Zeiten mit Thränen beklagend, ohne doch den von ihr gethanen Schritt bereuen zu mögen.

Da kam der wichtige St. Urbans-Tag heran und mit ihm einerseits das große Ereigniß des Auftriebs auf die Alm, andererseits der verhängnißvolle Tag, an welchem, als an dem Geburtstage des Mauthgrafen, allseitig eine endliche Entschließung des Letztern in Betreff seiner künftigen Lebensgenossin erwartet wurde.

Bekanntlich sind die Almtriften nur eine kurze Zeit im Jahre benutzbar, und zwar die ganz hochgelegenen etwa 9 Wochen lang, von Mitte Juni, d. h. von St. Veits Tage an gerechnet; die minder hochgelegenen, die sogenannten Vor-Almen, werden schon im Mai schneefrei und bieten von St. Urbans Tag bis Ende August erwünschte Weidegründe.

Die dem Mauthgrafen gehörenden Almen bestanden nur zum kleinen Theil aus Hoch-Almen; dagegen hatte er zwischen einigen dieser und den Vor-Almen noch sehr futterreiche Mittel-Almen, so daß einzelne seiner Heerden immer nur einige Wochen auf der nämlichen Trift verblieben und während des Sommers zuerst ein Vor-, dann eine Mittel-, dann eine Hoch-Alm zu ihrer Verfügung hatten und hernach wiederum von der Hoch-Alm auf die Mittel- und demnächst gegen Sommerschluß auf die Vor-Alm zurückkehrten, um ganz zuletzt in den Winterställen ihr abermaliges Unterkommen zu finden. Diese Winterställe waren natürlich nicht sämmtlich in Neuhold-Hof vereint. Sie lagen in denjenigen Seitenthälern, von welchen aus die mauthgräflichen Almen am besten erreichbar waren, bildeten den Mittelpunkt eigener Gehöft-Wirthschaften und wurden vom Neuhold-Hof aus nur beaufsichtigt und mit allem Nöthigen versehen.

Uebrigens waren mehrere der zum Neuhold-Hof gehörigen Almen mit alten Weiderechten beschwert, die nicht sämmtlich abgelöst werden konnten; so die Sandwüsten-Alm, auf welcher der nächstwohnende Pfarrer zwei Hütten mit sechsundzwanzig Kühen zu eigen hatte; so die Angstkraut-Alm, auf welcher der Bürgermeister des im Thal darunter liegenden Fleckens sogar vier Hütten allsommerlich in Anspruch nahm; so endlich die Brunnenloch-Alm, in deren Weidegrund sich außer

dem Mauthgrafen ein Lebzeltner, ein Huterer und ein Bäcker friedlich theilten.

Aehnliche, bis jetzt nicht ablösbar gewordene Rechte lasteten auf anderen Theilen des vielschichtigen mauthgräflichen Besitzes, ohne daß jedoch dem Mauthgrafen wesentliche Erschwerungen daraus erwuchsen, da schon des Vaters ganzes Augenmerk auf ein gutnachbarliches Verhältniß gerichtet gewesen war und der Sohn dieses Letztere gewohnheitsmäßig fortsetzte.

Nur mit Herrn von Polzic, dessen Ansiedelung in diesem Landestheile eine verhältnißmäßig junge war, hatte nicht immer Alles glatt abgehen wollen. Und hier lag in der That der Grund, welcher den Mauthgrafen auf den Gedanken an eine Verbindung mit Fräulein von Polzic gebracht hatte. Advocat Schröffl war einzig aus dieser Veranlassung schon vor längerer Zeit von dem Mauthgrafen beauftragt worden, mit Herrn von Polzic zu berathen, über welche Steitpunkte etwa durch eine Verbindung zwischen beiden Häusern hinauszukommen sei.

Fräulein von Polzic befand sich damals — es war im letzten Winter gewesen — noch als Selectanerin in einem Prager, sogenannten Tournure-Pensionat, und Peppi Neuhold's ganze Kenntniß von ihr beschränkte sich auf den neuerdings über ihre Schönheit verbreiteten Ruf, sowie auf eine flüchtige frühere Begegnung mit ihr zu einer Zeit, als die jetzt

Neunzehnjährige erst zwölf bis dreizehn Jahre alt gewesen sein mochte. Seit Monatsfrist war sie auf Anlaß jener Schröffl'schen Vorfragen in das elterliche Haus zurückgerufen worden, ohne daß der Mauthgraf sich übrigens dem Fräulein genähert hätte, zum großen Verdruß Herrn von Polzic's, der dies Fernbleiben mit Recht für befremdlich hielt.

Debattirten nun die Meisten mit Lebhaftigkeit die Frage, ob die schöne Böhmin das große Loos ziehen werde, so zweifelten wiederum Andere, ob sie es ziehen wolle; denn es verlautete Mancherlei von ihrem ungewöhnlichen Stolz, nicht minder von einem ihr eigenen, nicht unbeträchtlichen Vermögen, und zum ersten Male wurde das Interesse für die Verheirathung des Mauthgrafen solcher Art noch durch die Möglichkeit erhöht, daß er sich einen Korb holen werde.

Kurz vor St. Urban hatte der Mauthgraf endlich seinen Besuch bei den Polzic's gemacht. Die Tochter des Hauses war jedoch nicht zum Vorschein gekommen, hatte auch die Erwiderungs-Visite ihrer Eltern nicht mitgemacht. Kaca Polzic, die Mutter Libussa's, gab dem Dr. Schröffl bald darauf zu verstehen, der Mauthgraf möge das übliche Auftriebsfest, das ja auf dem Neuhold-Hofe besonders glänzend begangen werde, dazu benutzen, um Libussa kennen zu lernen, und die Einladung dazu war denn auch in bester Form ergangen.

In der That hatte, ganz abgesehen von dem mauthgräflichen dreißigsten Geburtstag, der St. Urbans-Tag für die ganze Nachbarschaft die Bedeutung eines Festtages. Wie das Vieh einiger größeren Ackerbürger am St. Urbans-Tage vor dem Alm-Auftrieb an der Brücken-Capelle vor dem Städtchen Triebenburg durch Einsegnung und Besprengen gegen Blitz, Nebel und sonstige elementare Feinde, imgleichen gegen Milchschwund und andere Gebresten gefeiht zu werden pflegte, so wurde eine solche Ceremonie auch vor der Wiesen-Capelle auf dem Neuhold-Hofe an den dort zum Auftrieb vorüberpassirenden dreihundert bis vierhundert Kühen, Kälbern und Stieren eben dieses Hofes vorgenommen, und der Zulauf von nah und fern war hier ein um so größerer, als das dort gleichzeitig verzapfte Freibier noch aus den Zeiten des seligen Neuhold im besten Rufe stand.

Im Uebrigen hatte sich außer den Polzic's ziemlich die ganze Einquartierung des Molkenbades auf dem Neuhold-Hofe angesagt, eine sehr zahlreiche und aus den mannigfachsten Berufskreisen zusammengesetzte Gesellschaft, die, weil zum großen Theil der Residenz zugehörig, sich für berechtigt hielt, die Dörfler sowohl wie den Zuzug aus dem Nachbarstädtchen zum Gegenstande ihrer Belustigung zu machen. Nicht minder wurden einige adelige Familien von den benachbarten

Gütern erwartet. Somit versprach der Tag ein glänzender zu werden.

Mit dem ersten Hahnenrufe war der Castellan denn heute auch dem Bette entstiegen, und während die allzeit früh geschäftige Castellanin emsig die noch nöthigen Vorbereitungen vervollständigte, nahm er die von ihr Tags zuvor bereits getroffenen Anordnungen in Augenschein.

Die wichtigsten derselben bezogen sich auf die drei großen Säle des Erdgeschosses. Diese standen unter der Obhut eines jungen Mädchens, das erst sechszehn Jahre alt und daher wie billig Langschläferin, also noch nicht aus den Federn war — eine Säumniß, die dem Alten erheblich die Galle aufregte.

Der Castellan hatte in seiner guten Zeit ein scharfes Regiment geführt. Er war zwar, wie Zwirtner mit Fug und Recht gesagt hatte, ein herzensguter Mensch; aber auch solche bringen es fertig — wenn sie es zum Exempel von ihren Eltern nicht anders lernten, — ein Pferd an seinen wunden Stellen zu peitschen, und einen Menschen nicht minder. Zeit seines Lebens war dies in der That dem Gesinde gegenüber die Art des Castellans gewesen, am stärksten in jenen schlimmen Jahren, wo die Castellanin ihm täglich mit ihren städtischen Mucken und Reprimanden den Kamm aufgetrieben hatte. Seitdem war er ein gut Theil nachsichtiger geworden, doch

brauchte es nicht gar viel, um jene scheinbar grausame Weise wieder über seine Gutartigkeit Herr werden zu lassen, zumal ihm häufig der Respect verweigert wurde und das Bewußtsein seiner Ueberzähligkeit ihm die Versuchung nahe legte, wenigstens durch knurrendes und scheltendes Umherstöbern sich noch eine Zeit lang als Aufseher nützlich zu machen.

Lisel — so hieß die jugendliche Verschlafene — war daher, als sie auf sein Rufen und Rumoren endlich mit Daunen in den Haaren und erst halbgeöffneten Augen in sehr unvollständigem Anzuge barfuß die Holztreppe herunterstolperte, nicht im Zweifel über die ihrer wartende Strafpredigt. Mit höchst glücklichem Humor ausgestattet, wenn auch nur zu Zeiten, — denn ihre Launen wechselten wie das Aprilwetter — antwortete sie dem Alten bei solchen Gelegenheiten am liebsten nur durch stumme Lippenbewegungen und reumüthige Grimassen, und auch heute, noch von ihren Träumen halb umsponnen, gab sie ihm, während sie sich, unten angelangt, sofort möglichster Scheingeschäftigkeit befleißigt, in ähnlicher müheloser Manier ergebenen Bescheid.

Der Alte hatte indessen unglücklicherweise heute gerade nicht seinen ganz schwerhörigen Tag, und, wie schon ein paar Mal bei früheren Veranlassungen, kam er sofort hinter den ihm zugedachten Schabernak, ließ Liseln trotzdem listiger Weise Zeit, ihr Possenspiel eine

Weile zu treiben, und fiel darauf mit einem Hagel von bäuerischen Ehrentiteln über sie her. Dann bekam die inmitten ihrer Verdutztheit noch wider Willen laut heraus Lachende zu hören, — was sie zwar schon in früheren Jahren und nur zu oft gehört hatte, was aber jener wunden Stelle des Pferdes glich, welcher die Peitsche des Thierquälers nachstellt, — daß sie nämlich ja doch nur aus christlichem Erbarmen hier im Schloß geduldet werde, daß ihre Mutter eine Diebin gewesen sei, ihr Vater ein Mörder, und daß er, der Castellan, dem Mauthgrafen schon beibringen wolle, es sei hohe Zeit, ihr den Marsch zu blasen.

Lisel's Uebermuth war nun dahin. „Ganz recht", hatte sie ein paar Mal höhnisch erwidert und je Schlimmeres er vorbrachte, desto frecher stimmte sie mit ihrem „ganz recht", „o ganz recht", „o gewiß ganz recht, Herr Castellan", dem Alten spöttisch zu. Aber bei solchen Angelegenheiten war sie, trotz dieser auffässigen Weise, wie vom Krampfe gelähmt. Ihre Wangen gemahnten an das Weißglühen, in das die Rothgluth des Metalls übergeht; ihre Brust wogte heftig, ihre Lippen zittterten; sie verrichtete plötzlich ihre Arbeit mit der größten Aufmerksamkeit, aber ihre Augen starrten und sie war wie abwesenden Geistes.

Die Castellanin kam hinzu und beschwichtigte mit Mühe den in großer Aufregung mit seinem Stroh-Augenschirm in der Luft herumflankirenden Alten,

der noch immer ein unbarmherziges Wort dem andern nachschickte, und allen fürbittenden Einreden seiner Gattin zum Trotz seine herkömmliche Behauptung wiederholte, er oder „das widerhaarige Ding da" müsse vom Neuhold-Hof herunter. Endlich gelang es ihr wenigstens, durch einen ernstlichen, Liseln ertheilten Verweis ihn so weit zu beruhigen, daß er die Castellanin in den anstoßenden Saal begleitete, wo sie sich ohne seinen Rath nicht recht helfen zu können vorgab.

Daß Liseln bitteres Unrecht geschah, so oft man ihre verstorbenen Eltern als ehrloses Volk tractirte, mußte sowohl die Castellanin wie der Castellan aus manchen Andeutungen ihrer Herrschaft schließen; aber die Schmähreden, wie sie einmal gegen Lisel's Eltern in Schwung waren, zu wiederholen, diese Gewohnheits-Unart konnte die Castellanin ihrem querköpfigen Gatten dennoch nicht abgewöhnen, so wenig er damit auch Arges sagen wollte. Was die Herkunft des Kindes betrifft, so hatte der alte Neuhold für gut befunden, dem darüber verbreiteten irrigen Gerede nicht allzu oft entgegenzutreten, denn er wäre sonst Gefahr gelaufen, eine ärgerliche Angelegenheit, die mühsam vertuscht worden war, wieder ans Tageslicht ziehen zu sehen. Kurz vor des alten Neuhold Tode hatte einer seiner Jäger nämlich in einem der entlegensten Neuhold'schen Forste einen Wilddieb über den Haufen geschossen, obschon derselbe unbewaffnet

war und seinem verpönten Jagdgewerbe nur mittels Schlingenlegens nachging. Der Mann, ein ehemaliger Oratoriumsänger aus der Residenz, war in der Gegend eigentlich nicht heimisch gewesen und hatte, wie erst die Untersuchung ergab, sich um sein gesichertes Kirchenamt durch eine ziemlich unverständige Heirath gebracht, so daß er von der Kirche zur Bühne übergehen und von dieser bald zum fahrenden Musikantenthum heruntersteigen mußte. Der Jagdfrevel, den er begangen hatte, war denn auch mehr aus Noth als aus der herkömmlichen Befehdung der Jagdprivilegien hervorgegangen. Um dem Unglück die Krone aufzusetzen, war die sehr schwächliche Frau des Erschossenen, eine junge Gottschewerin, als Helferin und Warnposten ganz in der Nähe gewesen und hatte vor Schreck einen Fall gethan, an dessen Folgen sie bald darauf starb. Da sehr viel öfter Jäger als Wilddiebe bei solchen Auftritten zu Schaden kommen, war die Untersuchung aus Gefälligkeit für den alten Neuhold möglichst oberflächlich betrieben worden und so hatten außer dem Jäger selbst eigentlich nur der alte Neuhold und Peppi genaue Kenntniß von dem Vorgange gehabt, während sogar Peppi Neuhold's Mutter auf bloße Vermuthungen angewiesen geblieben war, aber durch mütterliches Sorgen für das überlebende kleine Mädchen auf alle Fälle das Ihrige zur Sühne des traurigen Ereignisses gethan hatte. Diese den

Leuten übertrieben dünkende Fürsorge, verbunden mit einer wenig zutraulichen, empfindlichen, zum Necken Anderer aufgelegten und zumeist ungefügen Art des Kindes, hatten demselben, je mehr es heranwuchs, eine desto größere Unbeliebtheit unter dem Gesinde zugezogen, und noch vor zwei Jahren hatte selbst die gutherzige Castellanin das launenhafte und an Niemand sich anschließende Mädchen als eins der schlimmsten Vermächtnisse der verstorbenen Herrschaft angesehen. Seitdem war jedoch eine große Veränderung mit dem Kinde vorgegangen. Und zwar nicht nur äußerlich, wennschon ihr früher brandroth gewesenes Haar — sie hieß in der Gesindehalle um seinetwillen Zunderlisel — allmählig stark nachgedunkelt war, und Notker sie in einem Zwiegespräch mit der Castellanin unlängst trotz ihrer massenhaften Sommersprossen für eine bildschöne Person erklärt, auch mit einer der „Töchter des Palma vecchio" verglichen hatte, ein Vergleich, den die alte Dame zu ihrem Verdrusse durchaus nicht verstand.

Mehr noch fast hatte sich Lisel's ganzes Wesen verändert, theilweise jedenfalls unter dem Einflusse ihrer endlich bestimmt abgegrenzten dienstlichen Obliegenheiten, vornehmlich aber in Folge der mancherlei Unterweisungen, die ein alter, halb kindischer Marquis ihr als Dank für ihre sorgsamen Aufwartedienste angedeihen ließ, der s. g. Moosdoctor nämlich, ein auf seine Lebensdauer bei dem Kauf des Besitzthums von

dem alten Neuhold mit übernommener Roncanet'scher Abkömmling, der in einer Mooshütte des Parkes hauste, den Mauthgrafen gründlich als einen roturier verachtete und nach dem Beispiel des heiligen Ludwig alle Welt mit geheimen Sympathien kuriren wollte. Freilich war im Grunde die geistige Kur, die er mit Lisel begonnen hatte, toll genug. Denn mit seinen eigenen Ideen in der Bildungssphäre der französischen Encyclopädisten wurzelnd, vermaß sich der alte Herr in seiner Verschrobenheit, auf das halbwilde Bäumchen ein Reis aus jenem sublimirten Geistesgarten pfropfen zu können, ein Experiment, das jedes andere Mädchenhirn in die ärgste Verwirrung gestürzt haben würde, aber auch Lisel's bewegliche Natur bereits leidlich aus dem Gleise zu bringen drohte.

Seine fröhliche französische Laune sagte ihr dabei sehr zu, denn diese Laune hieß die neckischen Anlagen des Mädchens zumeist herzlich willkommen und suchte höchstens hier und dort ihren Hang zu Schadenfreude und Vergeltungslust zu mäßigen. Gerade diese ihr angeborene Aufgelegtheit zum Belachen Anderer hatte aber Niemand früher gelten lassen wollen, und da die mannigfach ihr widerfahrene Unbill sie dennoch immer wieder gezwungen hatte, sich mit dem Verlachen ihrer großen und kleinen Peiniger durchzuhelfen, so lebte sie unter dem Einfluß des alten Franzosen und vor Allem im glücklichen Mitbesitz einer Sprache, die

kaum einer auf dem Neuhold-Hof vollständig inne hatte, förmlich erst auf. Auch trug sie in ihren Ohrläppchen mit Stolz und Trotz täglich die goldenen Ringe eines Paars prächtiger altmodischer Ohrgehänge, die der Marquis ihr geschenkt hatte — ein Erbstück aus dem Nachlaß der Herzogin von Berry — und an Festtagen ärgerte sie die sämmtlichen Kirchgänger, indem sie an die Ringe auch noch jene schweren Rubin-Gehänge befestigte, welche deren eigentliche Schönheit ausmachten. Für dieses Mittel, sich über das ganze Schneebachthal lustig zu machen, war sie dem alten Moosdoctor nicht wenig dankbar.

Etwas Anderes kam hinzu. Bisher hatte sie Alle ohne Ausnahme verspottet, auch den Moosdoctor und ebenso den Mauthgrafen. Der Haß des Moosdoctors gegen den Schloßherrn wurde die Veranlassung, daß sie über die guten und bösen Seiten des Letzteren nachzudenken und seiner guten Seiten sich bewußt zu werden begann. Nun entdeckte sie zu ihrem Erstaunen, daß inmitten ihrer schlimmsten Verbissenheit sie doch immer noch so etwas wie wirkliche Ergebenheit für den Mauthgrafen empfunden hatte. Er war, sagte sie sich, so wenig er sich auch um sie kümmerte, von jeher ihr Rückhalt und sicherer Hort gewesen, und nur im Vertrauen auf seinen Schutz hatte sie allen Uebrigen ein Schnippchen schlagen dürfen. Das Alles war ihr erst klar und klarer geworden in dem Maaße, wie

sie ihren Herrn gegen die Ausfälle des Moosdoctors in Schutz zu nehmen hatte.

Auch jetzt, wo die bösen Worte des Castellans ihr das Herz um und um gewandt hatten, war der Gedanke, sich beim Mauthgrafen Recht zu verschaffen, Alles gewesen, was sie zu denken vermochte, und während im anstoßenden Saale das Ehepaar die ihr angethane Beschimpfung über dem Ordnen von Tannen-Guirlanden und Laub-Festons vergessen zu haben schien, horchte sie unter halblautem französischen Selbstgespräch und mit siedendem Brausen im Ohr, nach den eben vernehmbar werdenden Schritten des Mauthgrafen.

Das brachte sie nun zwar je länger desto mehr in die wenig fördernde Arbeitsweise eines Menschen, dessen Gedanken nicht bei der Sache sind; sie stäubte ab, was sie bereits abgestäubt hatte; trug bald hierhin, bald dorthin Dinge, welche an ihrer Stelle bleiben konnten; hielt dazwischen trotzig inne, warf Besen und Handeule von sich und stützte die Wange in die Hand oder sah sich plötzlich erschreckt um, warf einen scheuen Blick in den himmelhohen Kaminspiegel, strich das ungekämmte Haar aus den Schläfen, vollendete in oberflächlicher Weise das Flechten ihres langen Zopfes und holte hastig nach, was an Rock und Mieder noch nicht in Ordnung war, so daß auf diese Weise die ihr obliegende Arbeit nimmer aus der Stelle rücken konnte; aber ihr Vorsatz, diesmal die

Ungebührlichkeiten des Castellans ihm nicht, wie bei früheren Gelegenheiten, hingehen zu lassen, befestigte sich nur um so mehr.

Und nun endlich kam der Mauthgraf mit Sporen und Peitsche in grauer Joppe und braunen Reitgamaschen, den grünen Hut mit dem Gemsbart tief in die Stirn gedrückt, aus dem obern Stock herab.

Mit ihrer Ansprache noch nicht im Reinen, machte Lisel sich, um nicht müssig zu scheinen, rasch mit dem Vertreiben der Fliegenspuren auf dem ihr erreichbaren Theile des Spiegels zu schaffen und suchte während dessen, wiewohl vergeblich, die Worte zusammen, mit denen sie Recht fordern wollte.

Der Mauthgraf war, ohne sie zu beachten, bis an das Löwenthor gegangen, hatte dann nach seinem Pferd gerufen und war darauf mit verstimmter Miene, ob auch nach seiner Gewohnheit vor sich hin pfeifend, in Erwartung desselben in den Mittelsaal zurückgekehrt.

Sein Pfeifen hatte noch nie Jemand die Grillen vertrieben und auch Lisel's Muth sank einen Augenblick, während sie ihn so vor sich hin pfeifen hörte. Es lag etwas Unfröhliches darin, wie in dem Pfeifen des Knaben, der Nachts durch einen finstern Wald muß und der seine Bangigkeit wegzupfeifen sucht. Der freudlose Blick des Mauthgrafen stimmte traurig, der Ton seines Pfeifens that einem weh. Besser war's,

er rügte oder schalt. Und das Erstere ließ denn auch nicht lange auf sich warten.

„Aber es sieht ja hier noch ganz garstig aus", sagte der Mauthgraf, indem er mit den Händeu auf dem Rücken in dem Saal umherblickte. „In allen Winkeln Spinngewebe? Tummle Dich, Kind. Die Castellanin ist eine alte Frau, Du allein hast noch junge Augen. Du bist mir für dergleichen verantwortlich."

Er pflegte, viel beschäftigt, wie er immer war, mehr die Gegenstände als die Personen zu beachten, gewahrte daher auch wenig oder nichts von Lisel's hängender Unterlippe, und trieb die nun völlig Entmuthigte mit seinen Rügen bald hierhin, bald dorthin, wobei die Reitpeitsche ihm als Zeigefinger diente oder aber hinter Lisel drein fuchtelte; denn ohne feiner Empfindung zu entbehren und ohne die Fähigkeit zu wirklicher Härte zu haben, war er doch nicht der Mann von Umschweifen und langen Vorreden und wo es einmal zu Rügen kam, überzuckerte er sie nicht.

Alle kühnen Vorsätze Lisel's waren nun in den Brunnen gefallen. Sie brachte kein Wort der Gegenrede heraus, strafte den Mauthgrafen nur durch Aufziehen einer trotzigen Miene — wobei sie sich vorsichtig gegen die Wand kehrte — und gelobte sich, wie schon oft, dem Moosdoctor das nächste Mal Recht zu geben, wenn er den Mauthgrafen wieder „un animal" schelten würde.

Blasel, der Pferdeknecht, hatte inzwischen den Isabell-Wallach des Mauthgrafen an die Schloßtreppe gebracht.

Das Pferd wieherte, als es die Stimme seines Herrn vernahm und dieser wandte sich nach der Thür, indem er fast freundlichen Tons dem Gruß des Pferdes mit Schmeichelnamen begegnete.

Lisel schielte zornig seitwärts. Und hier schob sich das Chaos von Bildungs-Schnitzeln, das der Marquis in ihrem jungen Gehirn angerichtet hatte, in solcher Weise durcheinander, daß jenes auf die französische Tragödie bezügliche Spottwort P. Mercier's „c'est une sorte de farce sérieuse“ — sie wußte wohl selber schwerlich in welchem Zusammenhang — ihr auf die Lippen kam und sie plötzlich höhnisch lachen machte.

Auch mochte sie jetzt, während der Mauthgraf nur noch Augen für sein Thier hatte, keine Hand mehr rühren. Sie stemmte die Fäuste auf die Hüften, lehnte sich breit mit dem Rücken gegen die Wand und machte sich in leisem, bald französischem, bald steirischem Selbstgespräch über die Thiernarrheit des Mauthgrafen lustig.

Dieser hatte jetzt in der That wie immer, wenn ihm eines seiner Lieblingsthiere vorgeführt wurde, verwunderlich überflüssige Zeit. Die Maulkette erwies sich als zu eng eingehakt. Dann fand sich, daß Blasel beim Striegeln das Pferd an der rechten Hüfte ge-

schunden hatte. Darauf wurden die Eisen untersucht, denn neulich hatte ein Hufeisen geklappt. Endlich rügte der Mauthgraf auch noch, daß Blasel die Wassereimer immer im Stalle umherstehen lasse, denn der Schelm von Wallach — offenbar um den fürsorglichen Worten des Mauthgrafen Vorschub zu leisten — hob den linken Vorderfuß, als schmerze er ihn, ein paar Mal in die Höhe, und der Mauthgraf muthmaßte, das gute Thier werde sich gestoßen haben. Zu guter Letzt fehlte dem Pferde aber nichts, und nachdem der Mauthgraf es dafür belobt und dann jedes Stück des Geschirrs zurechtgerückt hatte, schwang er sich behende in den Sattel und sprengte von dannen.

Lisel hatte mit Blicken zugesehen, die trotz der lachenden Miene nicht ohne mißgünstigen Ausdruck waren. Als dann aber gar der Pferdeknecht mit seinem Stallduft hereinstapfte, um sich galant zu erweisen, kehrte sie plötzlich die borstige Seite ihres Wesens heraus, um deretwillen sie früher so oft von dem Gesinde Püffe und Knüffe eingeheimst hatte, und schob den ungerufenen Gast, nachdem er nicht gleich gutwillig gehen wollte, mit ihrem Besen aus der Thür hinaus.

Kaum war er draußen, als die Castellanin sie in den anstoßenden Saal hineinrief.

„Lisel“, sagte sie, wie um in Gegenwart des Castellans zu loben, was zu loben war — und dabei

wies sie auf die Laub- und Nadel-Guirlanden hin, welche der erste Strahl der Morgensonne soeben röthlich vergoldete — „Du hast die Laubgewinde diesmal wirklich ganz geschmackvoll angebracht, auch die Tische hast Du ganz gut gestellt; sieh' nur selbst, Legensteiger, sie stehen accurat so, wie Du's angeordnet hattest; dann die Vorrichtungen zum Einschenken und zum Herumreichen, auch gegen die ist nichts Belangreiches zu erinnern. Nein, Kind, ich denke, es ist Alles im Sinne meines lieben Mannes ausgefallen. Du sollst gelobt sein. Nur der geharnischte Ritter dort. auf dem Schimmel stört meinen lieben Alten heute mehr als je. Es ist wirklich ein garstiges Bild, denn das Pferd tritt auf lauter lebendigen Menschen herum."

„Pfui!" ließ sich jetzt auch der Castellan vernehmen, der längst nicht mehr auf Lisel böse war und deshalb nicht mürrisch schweigen wollte. „Man sollte meiner Treu nicht denken, daß vernünftige Christenleute dergleichen in goldenem Rahmen an die Wand hängen konnten."

„Ich hab' deshalb", fiel die Castellanin wieder ein, „an Tagen wie dem heutigen wohl zuweilen ein großes Tischtuch darüber gehängt. Thu' das auch, mein Töchterchen. Oben in der Lade mit den silbernen Griffen findest Du eins, das gerade passen wird."

„Wir Ihr wollt, Frau Castellanin“, erwiderte Lisel mit Achselzucken, indem sie den gebrechlichen Alten keines Blickes würdigte und sich das Ansehen gab, als habe sie nie Jemandem den Gefallen gethan, sich zu ärgern.

„Ja, thu' das“, wiederholte die Castellanin.

„Oder hat der alte Narr, der Moosdoctor, Dir wohl wieder etwas über das Bild in den Kopf gesetzt?“ rief der Castellan, der den Trotz Lisel's recht wohl bemerkte, und den schon der helle Ton, der ihr eigen war, bei solcher Veranlassung herzlich verdroß. „Alle Mal, wenn mir etwas gründlich mißfällt, beweist Du mir ja, daß mit der Sache gar nichts Böses gemeint ist.“

„Nicht doch, Väterchen“, beschwichtigte die Castellanin. „Hole nur das Tuch, Kind.“

„Was der Moosdoctor mir über das Bild gesagt hat“, erwiderte Lisel wohlgemuth, immer ohne des Alten zu achten, „das klingt freilich ganz christlich, Frau Castellanin.“

„So?“ rief der Alte, indem er sich vor seine Ehefrau stellte, „und was hat er Dir denn gesagt, Jungfer Aberwitz?“

„Er hat gesagt, Frau Castellanin“, sagte Lisel, „der da auf dem Schimmel, das sei ein französischer König.“

„Mit Namen Heinrich der Vierte, ich weiß“, ergänzte die Castellanin, „geh' nur, geh'.“

„Wir sind hier nämlich, Gott sei Dank, im Kaiserstaat Oesterreich und nicht in dem gottvergessenen Mord- und Brandlande Frankreich, Jungfer Naseweis“, schob sich der Castellan wieder vor. „Und was die Christlichkeit des Bildes betrifft — wenn einer auf anderen Leuten herumreitet, so wüßt' ich meiner Seel' nicht, daß irgend etwas Christliches darin liege. Nein, Mutter“, wehrte er die Castellanin ab, „sie soll mir erst Rede stehen. Mit ihren Brocken von Gelehrsamkeit laß' ich mich noch lange nicht zum Narren haben.“

„Die Sache ist doch etwas anders, Frau Castellanin“, erläuterte Lisel, mit boshafter Ruhe immer im hellsten Tone redend; „der Moosdoctor hat mir gerade gestern jede einzelne der Figuren erklärt und die Namen einiger sind mir noch gegenwärtig . . .“

„Was ändert das an der Sache, Väterchen?“ unterbrach die Castellanin. „Hol' das Tuch, Kind, und damit Basta.“

„Nicht doch, Mutter, nicht doch!“ widersprach der Alte heftig, aber weil ihn dabei ein Hustenanfall überkam, machte sich die pflegsame Castellanin rasch an das Beklopfen seines Rückens und Lisel hielt es jetzt für geboten, der Weisung der Castellanin zu folgen.

Nach einem solchen Hustenanfall war der Castellan zumeist eine gute Weile ungefährlich.

Die Castellanin benutzte Lisel's Abwesenheit daher, um in ihrer Weise das Bild zu erklären, ohne daß der Castellan widersprechen konnte, und suchte ihn dann auf andere Gedanken zu bringen, indem sie, wie unter seiner Leitung, die ehemals prächtigen, jetzt verblaßten Sammet-Sessel, welche an den Wänden umherstanden, zurechtrückte, einige der vergilbten Seiden- und Goldstickereien, welche die gepreßten, gemsfarbenen Ledertapeten hier mit Wappen, dort mit Lilien oder mit Inschriften in fremden Sprachen zierten, vom Staube reinigte, und endlich durch Hin- und Herschwenken der schweren, sonnverbrannten Atlasvorhänge nochmals sich und ihrem Eheherrn die Gewißheit verschaffte, daß Lisel dieselben vorschriftsgemäß ausgestaubt habe, indem bei dem Schwenken kein Stäubchen mehr herauskam. Darüber kehrte Lisel zurück und nun leistete die Alte rasch möglichst dem Mädchen beim Verhängen des Bildes hülfreiche Hand.

Der Castellan hatte indessen nicht die Absicht gehabt, die Vielwisserei Lisel's so ohne Weiteres für voll gelten zu lassen nnd kaum war die Leiter zum Hinaufbringen des Tuchs angesetzt, als er von neuem auf „die abscheuliche Batzerei“ zu schelten begann und „auf den Unsinn, daß das Pferd dem Weib dort unten grad' ins Auge tritt.“

„Das ist nämlich die Eitelkeit, Frau Castellanin“, docirte Lisel sofort von ihrer Leiter herab in der vorherigen Weise; „sie hat einen Spiegel in der Hand, man sieht in demselben einen Theil ihres reichen Spitzen-Besatzes sich abspiegeln und ebenso die goldene Halskette, an welcher ein Pfau hängt, eben das Symbol der Eitelkeit.“

„Wo ist meine Brille?“ rief der Alte, ärgerlich in seiner Brusttasche suchend; „sie hat gut faseln; wo ist meine Brille?“

Die Castellanin holte kopfschüttelnd, indem sie zwischendurch „deck zu Kind, deck zu“ rief, ihrem Eheherrn ein Brillenfutteral aus der Tasche und ließ sich's dann angelegen sein, die gewaltige Schildpattbrille des Alten zu enthülsen, sie zu putzen und sie auf der Stumpfnase des Alten zu befestigen.

„Und der Mann mit dem trotzigen Gesicht“, ließ Lisel sich während dessen unverdrossen weiter vernehmen, indem sich in ihrem vortrefflichen Gedächtniß immer deutlicher auffrischte, was der Moosdoctor ihr nach einer Voltaire'schen Glosse über das in Frankreich oft nachgemalte Bild gesagt hatte, „das ist der Unglaube, Frau Castellanin, oder eigentlich der Protestantismus; denn der König Heinrich der Vierte, müßt Ihr wissen, war von der katholischen Kirche abgefallen und hatte Protestant werden wollen; da

verschloß ihm aber seine Hauptstadt die Thore, nämlich Paris, was damals noch eine gottesfürchtige Stadt war; da erschien ihm dann im Traum der heilige Ludwig und sprach zu ihm: Laß ab von der Eitelkeit — das ist jene Frau mit dem Spiegel — und wirf von Dir die Vermessenheit — das ist die Frau dort im grünschillerigen Kleide mit dem gläsernen Schwerte — und entsage dem Unglauben — nämlich dort hinten der Mann mit der Giftbüchse — und lege an meine Rüstung, so wird Deine Hauptstadt Dir ihre Thore öffnen. — Und das ist denn auch eingetroffen, Frau Castellanin. Dies Bild ist aber zur Erinnerung an seine Bekehrung gemalt worden, ich glaube von Monsieur Pigalle dem Aelteren, Anno ich weiß nicht mehr."

Damit hängte sie das Bild zu, als sei der Castellan und seine zornig auf die Figuren des Bildes gerichtete Brille für sie nicht vorhanden, und wollte dann von der Leiter wieder herabspringen.

„Sie ist doch, meiner Seel', der größeste Nichtsnutz, den Gott je geschaffen hat", rief der Castellan mit vor Wuth fast erstickender Stimme; „warte nur, Kröte, Du sollst den alten Vater Legensteiger erst noch kennen lernen."

Trotz seiner Ehehälfte packte er die noch auf der Leiter Stehende beim Fuße, um sie herunterzuholen; aber Lisel's nacktes Füßchen entzog sich ihm

mit einem geschickten Ruck und im nächsten Augenblick saß sie wieder auf der höchsten Sprosse und lachte jetzt den polternden Alten laut und übermüthig aus.

Nun gab es ein tolles Durcheinander von Lachen, Fluchen und Bitten; denn Lisel lachte, der Alte schalt und drohte, die Castellanin aber beschwor mit Bitten bald Lisel, herabzukommen und auf sie, die Castellanin, zu vertrauen, bald den Alten, die Leiter nicht, wie er drohte, umzureißen, sondern dem thörichten Kinde Zeit zu lassen, daß es sein Unrecht einsehe.

Dazu mußte die Castellanin den Alten jetzt mit Aufgebot aller ihrer Kräfte verhindern, jene Drohungen auszuführen, jetzt wieder ihn am Kleide zurückhalten, wenn er der spitzbübischen Spötterin mit seinen schweren Nagelschuhen nachsteigen wollte.

Als zuletzt der Castellan einsah, daß er mit Verwünschungen ihr eben so wenig beikomme, wie mit dem Hinaufrecken seiner Arme, holte er sich Lisel's an der Thür umgefallenen Kammerbesen, um mittels dieser Waffe sein Müthchen an ihr zu kühlen.

Diesen Augenblick ließ sich Lisel aber nicht entgehen. Mit einem Satze war sie unten, freilich nicht ohne sich den Fuß zu verstauchen, und da der Alte dadurch Zeit fand, sich zum Abfangen der nun

schmerzlich Hinkenden mit seinem Besen an der Thür aufzupflanzen, so hinkte Lisel kurz und gut nach einem der großen Fenster, riß es rasch auf und flüchtete ins Freie.

„Lisel!“ rief die Castellanin erschreckt hinter ihr drein, „ums Himmelswillen! Du fällst ja, Kind!“

„Ich komme nicht wieder“, klang es zurück.

„Desto besser!“ wetterte der Castellan.

„Sei keine Thörin!“ mahnte die gutherzige Frau, indem sie ans Fenster lief.

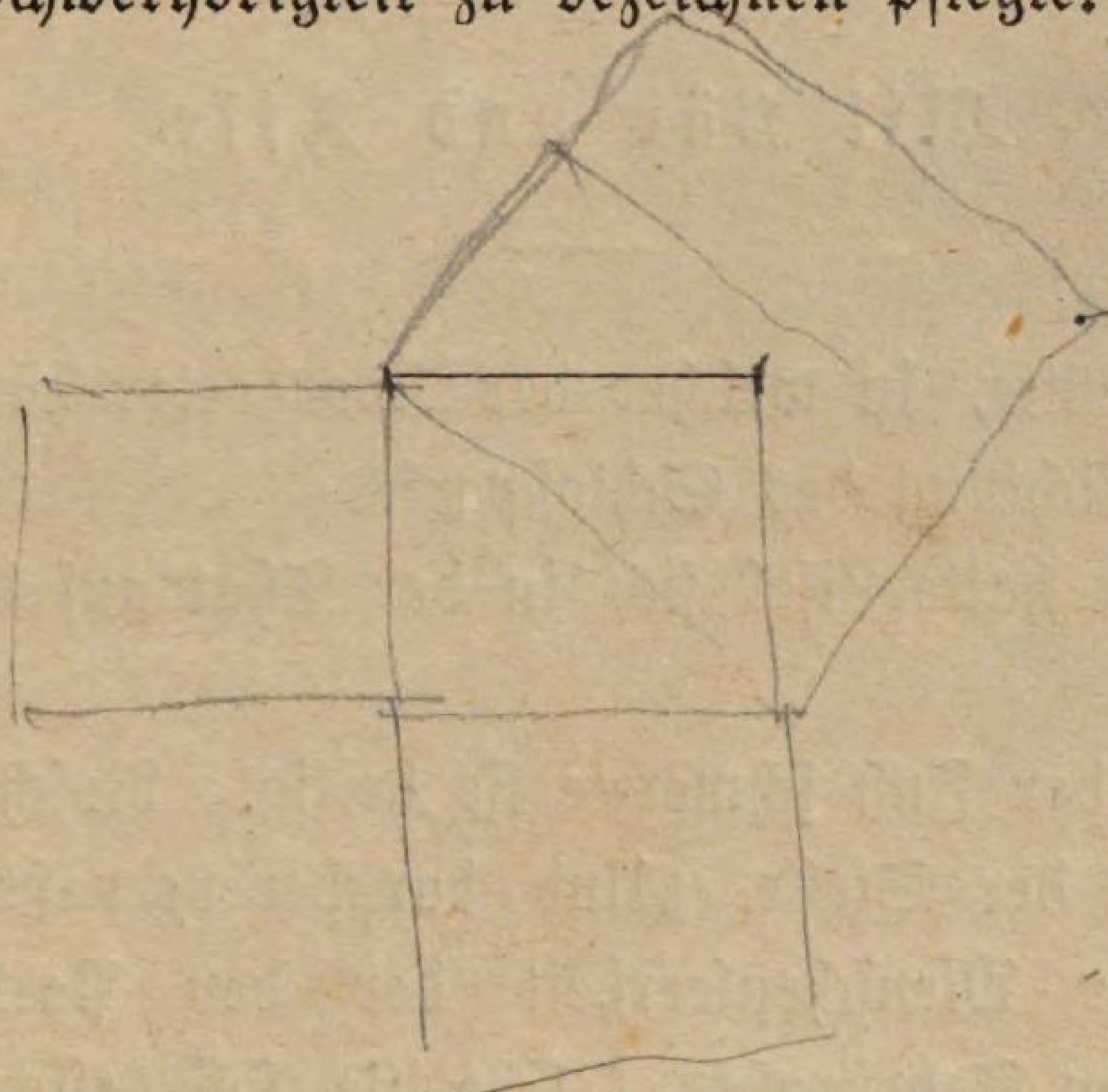
Aber die Entsprungene ließ sie rufen und hinkte durch das thaureiche Unkraut des Auffahrthofs davon.

„Sie wird nur zum Moosdoctor gehen“, sagte die Castellanin nach einer Weile vergebenen Rufens, indem sie dennoch ungläubig den Kopf schüttelte, denn was dem launenhaften Mädchen plötzlich an tollen Streichen einfallen konnte, ließ sich schwer voraus bestimmen.

Der Castellan brummte, er habe keine Sorge, daß sie nicht wieder komme. Unkraut müsse man recht oft ausraufen, eh' man's los werde. Und er rief der Hinkenden die nämliche unverblümte Meinung durch die hohle Hand nach. Dann that ihm aber doch die Verletzung leid, welche Lisel beim Sprunge davon getragen zu haben schien und er empfahl der Castellanin, in einiger Zeit bei dem Moosdoctor nach-

zufragen, damit dieser die Sache nicht etwa mit seinen Mixturen erst noch ganz „verbatze“.

Uebrigens hatten ihn die Aufregung und der Aerger wieder völlig taub gemacht, „wieder ottertaub“, wie er bei solchen Gelegenheiten den höchsten Grad seiner Schwerhörigkeit zu bezeichnen pflegte.



Dreizehntes Capitel.

Mit Bär und Affe.

Die Hütte, in welcher der Moosdoctor hauste, lag in einer Lichtung des Schloßparks.

Dahin hatte Lisel sich in der That auf den Weg gemacht.

Aber der Fuß schmerzte sie heftig. Rasch kam sie nicht aus der Stelle. Und darüber verpaßte sie die morgenliche Menschenleerheit der den Park durchschneidenden Fahrstraßen. Ehe sie sich dessen versah, ward es im Hofe lebendig und die an ihre Arbeit in Wald und Feld sich hinausbegebenden Tagelöhner und Tagelöhnerinnen kamen an allen Enden zum Vorschein.

Lisel stand mit aller Welt, ausgenommen dem Moosdoctor, der Castellanin und dem Mauthgrafen, auf einem zu schlechten Fuß, als daß sie Lust haben konnte, in ihrem kläglichen Zustande von irgend Wem gesehen und angesprochen zu werden.

Während sie dann aber seitwärts in die früh Morgens wenig benutzte große Lindenallee ausbog und

dort auf einer der Steinbänke, vom kühlen Morgenwinde durchfröstelt, niedersaß, kam ihr's in den Sinn, — und das redete sie wieder französisch vor sich hin — sie wolle einmal wirklich, wie sie gedroht hatte, nicht mehr ins Schloß zurückkehren.

Ebenso rasch wie Sonnenschein und Schlossensturm in ihrem Gemüth wechselten, ebenso vollständig stand sie jedesmal unter der Botmäßigkeit des gerade über sie hereingebrochenen Affects. Ihr vorheriges Lachen hatte sich schon bei dem ersten gröblichen Zugreifen des Castellans im Handumdrehen ins Gegentheil verkehrt. Sie wußte von diesem Augenblick an nichts mehr von den versöhnlichen Seiten des alten Grimmbarts; der Castellan, sagte sie sich, hatte sie wirklich schlagen und zausen wollen, und wenn sie nicht entsprang, wäre sie wohl gar ein Kind des Todes gewesen. Jetzt kam auch das Benehmen des Mauthgrafen an die Reihe. Hundert Male hatte sie in Stunden des Sonnenscheins gelacht, wenn der Mauthgraf einem trägen Knechte mit der Reitpeitsche, wie er es nannte, „Beine machte". Jetzt fand sie ihr Leben nicht mehr sicher, seit er heute hinter ihr drein gefuchtelt hatte. „Er wird mich künftig bei jeder Versäumniß prügeln", weinte sie, „täglich geht mir's schlechter; sie wollen mich los sein; kein Mensch hat mich lieb; ich möcht', ich wäre todt wie der Vater und die Mutter."

Die Mutter war, wie schon erwähnt, eine Gott-

schewerin gewesen, hatte als solche als kleines Mädchen mit Feigen, Mandeln und Maronen im Lande herumhausirt; das war das Einzige, was sie von ihr wußte. Der Stammbaum der Armen bringt's eben nimmer zu mehr, als kärglichen Aestchen und Zweiglein. Aber diese Tradition genügte jetzt. „Warum kann ich nicht auch Gottschewerin werden?“ sagte sich Lisel; „der liebe Gott ist ja überall.“

Sie war sonst mit frommen Wendungen nicht gerade bei der Hand. Ihre Spottlust hatte weder die Heiligenbilder, noch auf denselben Gottvater in den Wolken verschont. Und auch das unverständliche Ding, der „Deismus“, von dem der alte Marquis ihr den Kopf vollzureden pflegte, — denn Alles wurde seiner Schülerin im bunten Durcheinander eingetrichtert — war ihr natürlich ein leeres Wort geblieben. Aber Noth lehrt beten und daß Gott überall sei, dünkte ihr jetzt eine wirklich tröstliche Einrichtung. Sie wollte an dieselbe wenigstens jedenfalls vor der Hand mit Zuversicht glauben.

Ihr Fuß hatte sich inzwischen nicht gebessert, doch meinte sie, nach manchen Versuchen herausgefunden zu haben, daß ein bloßes Ansetzen der Hacke verhältnißmäßig am wenigsten schmerze und so hinkte sie denn die Linden-Allee immer weiter und weiter.

Es war ein wunderschöner Frühlingsmorgen und die hier zu Lande sonst häufig erst in den letzten Vor-

mittagsstunden warm und voll durch den Nebel dringende Sonne stand heute schon nach kaum angebrochenem Tage frei und fröhlich am blauen Firmament. Die Luft hatte jene brusterweiternde Frische, wie sie einzig die Nähe des Hochgebirgs oder die Nachbarschaft des Meeres mit sich bringen. Goldammern, Stieglitze und Finken tummelten sich singend und zu Nest tragend unter und in den Linden durcheinander. Von weitem klang das Brüllen des heute zum Alm-Auftrieb sich rüsten und säubern lassenden Neuhold'schen Viehes, und auf der Capellwiese zwischen Park und Schloß mochte für die heutige Ceremonie die neue Glocke im kleinen Capellthürmchen probirt werden, denn es läutete von Zeit zu Zeit gar lieblich durch die Luft.

Aber Richard Whittington's Herz hatte, — als der kleine Ausreißer die Stadtglocke immer Whittington! Whittington! hinter sich drein rufen hörte, bis er endlich reuevoll umkehrte, — ohne Zweifel Ursache gehabt, an seiner Heimath ein gut Theil inniger zu hängen, als der vielgerupfte Spottvogel Lisel dies that. Oder war nur vielleicht der fremde Ton der neuen Glocke daran Schuld? Auf alle Fälle kehrte Lisel nicht um, sondern fand vielmehr, je länger sie ihre Straße dahin hinkte und je heller die Sonne ihr in die Augen blitzte, desto mehr Muth zum Weiterwandern.

Ganz ans Ende der Allee angelangt, entstand dann freilich die Frage: „Wo hinaus?“

Sie war mit den benachbarten Orten nicht ganz unbekannt, sah indessen voraus, sie werde zu Fuß nicht gar weit gelangen. Nach einigem Ueberlegen fand sie heraus, es empfehle sich, vor Allem nur erst einmal die große Fahrstraße zu erreichen. Dort gab es immer Gelegenheit, auf einen Wagen mit aufzuhocken, und solcher Art mußte sie ja früher oder später auch nach einer Stadt kommen können. Daß aber die Gottschewer fast in allen Städten, die in ihrem Hausirgebiet liegen, eigene Herbergen haben, das hatte sie hin und wieder gehört, und nicht minder war ihr bekannt, wie von solchen Mittelpunkten aus jeder zu ihnen Gehörige nach festen Anweisungen seinen Handel im Lande betreibe.

Sie speculirte, am Ende der Linden-Allee stehend, eben über die zweckmäßigste Wegrichtung, als sie auf der noch leeren eschenbeflanzten Fahrstraße, die sich zur Rechten in den Wald hineinzog, in der Ferne ein Aeffchen gewahrte, das eine kleine Kette hinter sich drein schleifte, übrigens durchaus keine Eile hatte und eine Nuß oder etwas Aehnliches, das ihm aus dem Gebüsch zugeworfen worden war, mit Gemüthlichkeit aufknackte, wenn nicht schon verspeiste.

Näher kommend, entdeckte Lisel dann bald einen kleinen Savoyarden, der im Morgensonnenschein mit betrübter Miene auf einem braunen Holzkasten saß,

in welchem sich ein grauschwarzes Murmelthier hin und her bewegte.

Der Kleine konnte nur wenige Worte Deutsch, und was er sonst auf Lisel's Fragen vorbrachte, war Lisel eben auch nicht verständlich.

Sie setzte sich indessen zu abermaliger Rast auf einen Steinhaufen ihm gegenüber, und kramte französische Brocken so lange aus, bis eines das andere mit Zuhülfenehmen von Handbewegungen ungefähr verstand.

Solcher Art erfuhr sie, daß der Kleine mit einem älteren Bruder aus der Nachbarschaft herübergekommen war, um bei dem Auftriebfest auf der Capellwiese ihre gemeinsame Menagerie zu zeigen; der Bruder und sein Bär hatten aber schon eine geraume Zeit den Kleinen allein gelassen und nun war der Knabe in Sorge, Beppo, eben jener Bruder, komme gar nicht wieder. Der Kleine mochte erst vier bis fünf Jahre alt sein, und mit seiner fremden Sprache sich allein durchzuhelfen, hätte ihm freilich nicht leicht werden sollen.

Lisel kam sich im Vergleich mit ihm durchaus nicht verrathen und verkauft vor und beruhigte ihn sogleich, wenn der Bruder ihn im Stich lassen sollte, so werde sie ihm schon weiter helfen.

Im ferneren kauderwelschen Zwiegespräch ergab sich dann, daß der Bruder fortgegangen sei, um sich nach einer Wallfahrt zu erkundigen, die in der Nähe vorüberkommen solle und die erfahrungsmäßig den beiden

Vaganten auch wohl geeignet scheinen mochte, sich für die Thiere einige Aufmerksamkeit und für die beiden Begleiter derselben einige Kreuzer abzusparen. Dieser Wallfahrt sich anzuschließen, für den Fall, daß zum Besten der Maroden Wagen oder Karren den Zug begleiten sollten, schien dem Mädchen dann bei einigem Nachdenken auch kein übles Auskunftsmittel, und sie fing an, sich zu wundern, wie sie nur nicht schon weit früher dem bösen Castellan und dem fuchtelnden Mauthgrafen entlaufen sei.

Darüber kam in der Ferne der Bär Beppo's zum Vorschein und bald darauf, zur Freude des Kleinen, Beppo selbst, ein hübscher schwarzlockiger Bursche, anscheinend von siebzehn bis achtzehn Jahren, gleich dem Kleinen in dunkelgrüner, abgetragener Manchester-Jacke und Hose, aber mit einer noch neuen grünen Wachstuchmütze mit gradem Schirm auf dem Kopfe und auch ganz leidlich gestiefelt, während der Kleine barhaupt und barfuß ging.

Der junge Bärenführer blieb in der Ferne stehen und rief dem Kleinen befehlend zu, er solle kommen. Dann aber das Mädchen gewahrend, schlenderte er langsam näher und da der nun seelenvergnügt gewordene Kleine die Kette des Aeffchens erst wieder zu haschen suchen mußte, kam Beppo mit seinem Bären, einem unendlich bedächtigen Thier, endlich ganz heran.

„Eh pardieu, che cosa è?“ redete er in franco-

sardischer Mischsprache den Bruder an, und als dieser Bescheid gegeben, die ragazza gehöre zum château là bas, sprach Beppo auch Lisel sofort gut gelaunt und wie einen wünschenswerthen Kunden in gebrochenem, stark mit Italienisch versetztem, aber verständlichem Deutsch an und erbot sich mit vielen Höflichkeiten, seinen Petz auf dem Kopfe stehen, sowie auch auf einem Fuße tanzen zu lassen.

Die letztere Production, als die wahrscheinlich ihm bequemere, gab Petz sofort ungebeten zum Besten und Beppo ließ ihn nun auch noch eine ganze Reihe anderer Kunststücke machen, deren eines darin bestand, daß der kleine Bruder seinen Krauskopf dem Unthier in den Rachen schieben mußte.

Hier erhob Lisel Einspruch und nun blickte Beppo wie eine Taube mit schief gehaltenem Kopfe nach dem Stand der Sonne und sagte dann, indem er sich lässig ins Gras streckte, zu dem kleinen Bruder, wenn sie in einer halben Stunde aufbrächen, kämen sie gerade noch zurecht; die Wallfahrer seien noch jenseits des zweiten Hügels, hätten eine Menge Weiber, Fahnen und Bilderstandarten mit und rückten nur ganz langsam aus der Stelle. — Er holte zugleich aus einer starkgeflickten, fremdartigen Ledertasche, die ihm über die Schulter hing, einen Imbiß hervor und gab Liseln, deren Wanderplan schon während der Bärensprünge oberflächlich zur Sprache gekommen war, ohne weiteres

ihren Antheil ab, als gehöre sie bereits zu der Compagnie.

Dann machte er sich, während er mit vollen Backen kaute und dabei die schönsten weißen Zähne zeigte, sachkundig mit der Untersuchung von Lisel's Fuß zu schaffen, erzählte von Curen, die er nach ähnlichen Unglücksfällen an sich selbst habe machen müssen, und begann alsbald die starkgeschwollene Stelle mit behutsamem Streichen emsig zu bearbeiten.

In der That wurde die Geschwulst unter dieser Behandlung ein wenig schwächer, und Lisel's anfängliche scheue Verwunderung über ihr unverhofftes Hineingerathen in diese brüderliche Gesellschaft hielt unter solchen Wahrnehmungen nicht lange vor.

Er suchte ihr nun den Plan mit den Gottschewern auszureden. Sie habe wohl nicht „gemakt attentione“, sagte er, mit welchem „carico sik trage questi poverini.“ Und dann meinte er, vor Allem früh Morgens, wenn sie eben erst auf den Tageshandel auszögen, sei die Last meist ganz übermäßig. Das Rückgrat habe ihm oft beim bloßen Zusehen brechen wollen. „Wir zwei al contrario trage assolutamente nix als höckstens die Kasten dort und das Futtertasch. Mein Affe wiekt kaum 2—3 libbre. Mein Bär trotta sempre, sempre auf die eigne Füß. Und dabei facciamo moneta wie Eu.“ Sie könne, versicherte er, getrost bei ihnen bleiben. Es werde sie „nix reuen“. Wie

beiläufig, setzte er hinzu, wenn er sie nach ihrem Füßchen beurtheilen dürfe, — daß eins heute invalid sei, ändre nichts daran — so müsse sie eine geschickte ballerina werden können.

Der alte französische Marquis hatte ihr so Gavotte, wie Sarabande und Menuett beigebracht, doch hielt Lisel nicht für nöthig, sich dieser Fertigkeit zu rühmen, denn trotz ihrer Dankbarkeit für die gutherzige Art des neuen Freundes konnte sie doch über eine ihr selbst unklare Abneigung gegen denselben nicht hinaus.

„Und Ihr zieht immer so zu Zweien im Lande herum?" fragte sie.

„Nikt immer zu Zwei", sagte Beppo und lachte dabei nichts weniger als kindlich; „im ganze vorige Erbst wir sind gezogen zu Dreie; das atten wir aber angefangen ungeschickt; un altra volta lass ik mik nikt wieder attrapiren."

„Wer kann Euch denn verbieten, daß Ihr zu Dreien zieht?" fragte Lisel.

„Drüben in Hungarn nix, Niemand."

„Und hier ist's nicht erlaubt? Wenn Ihr nun statt zwei Brüder drei wäret, müßte der Dritte da auf eigene Faust allein herumziehen?"

„Nein, drei Bruder lasse sie ungeschoren auk ir."

„Aber Brüder müssen's sein? Was nicht Geschwister ist, darf nicht zu Dreien herumziehen?"

„Ik sag es müsse Bruder sein; Geschwister thut's nit; Bruder.“

„Schwestern nicht?“

„Nein, Schwestern thut's nikt, Mädken thut's nikt; c'est à dire wenn con padre e madre — à la bonne heure; sonst müsse sie schon Zigeuner sein; denen ist Alles erlaubt; si si coşi è. Aber ik weiß schon wie wir uns elfen.“

Er setzte sich näher zu Lisel und ohne daß sie einsah warum — denn Niemand konnte ihn hören — dämpfte er seine Rede zum Flüstern herab. „So wollen wir's nehmlik maken“, flüsterte er, indem er sich vorsichtig umsah; „die Auptsake ist, daß Du erst riktige vètemens ast, cioè Knabenhabit natürlik; denn sonst aufgreift Dik der erst best Sbirro; nämlik ir; in Hungarn maken wir's später nach eigne plaisir. Knabenhabit kaufen wir uns aber in der Ort, wo die Wallfahrt in geht. In den boutiques vor der chiesa si venda alles Möklike; ik war schon dreimal dort. Ast Du beim Fortlaufen mitgenommen danaro?“

Man verständigte sich nicht ohne Mühe über das, was er mit danaro meinte, und darauf sagte Lisel, sie habe weder Geld mitgenommen, noch jemals einen Kreuzer eigenes Geld besessen.

Sie wußte doch nicht, wie ihr bei dem Gerede des jungen Menschen zu Sinn wurde.

„Nun, ik abe zum Glück gestern fait une bonne

récolte", sagte Beppo, indem er eine Hand voll schmutzigen Zettelgeldes aus der Tasche holte, „bei einer Leichenschmaus auf der andern Seit del paese, und eute wird der revenu auch kut sein. Die Wallfahrer sind aus den environs von Oedenbourg; so sakte mir ein Prozessionsbettler." Er setzte hinzu, da gebe es viele steinreiche Bauerntöchter; alle Mädchen hätten aber in seinem Bären schier den Narren gefressen; es sei wohl incroyable, wie die dummen Sprünge della bestia zu Zeiten bezahlt würden. Daneben habe sein Brüderchen es den Weibern angethan. „Ik weiß nik", sagte er, „wie oft mir schon ganze Guldenzettel in die And gedrückt worden sein, damit ich ihm kauf Schuh oder Stiefel. Auch daß er keine casquette trägt, das bringt mir manken Zehner ein. Allons, Stachio!" wendete er sich zu dem noch immer frühstückenden Knaben, „e tempo; andiamo alla caccia dei pellegrini."

Wäre der Bursche ein wenig häßlicher und der Sonnenschein ein wenig unlustiger gewesen, Lisel hätte trotz ihrer Hülflosigkeit vielleicht Bedenken getragen, sich mit den beiden Fremdlingen, wenn auch nur zum Zweck des Anschlusses an die Prozession, auf den Weg zu machen. Aber Eustachio hatte ein so gutes kleines Gesichtchen und war seit des Bruders Heimkehr ein so glücklicher kleiner Schelm, daß Lisel auch selbst an Beppo's speculativen Bekenntnissen im Grunde kaum

etwas Schlimmes finden mochte, hatte sie doch selber das Barfuß- und Barhauptgehen noch immer für eine Plage angesehen, weit eher noch für das Gegentheil, und war vieles Nachdenken doch überhaupt in Stunden großer Aufregung nicht ihre Sache. Dennoch überlegte sie eine Weile, was thun? Ihr Fuß schmerzte nach wie vor. Ich komme nicht wieder, war ihr letztes Wort gewesen. Endlich entschloß sie sich, wenigstens zu sehen, ob die Wallfahrer sich ihrer annehmen würden.

Auf seinen Arm gestützt, setzte sie sich also mit dem Chef der Menagerie in Bewegung.

„Du ast gesprocken allerlei französisch Wort", sagte Beppo; „weißt Du, daß uns das makt die Sack sehr viel plus facile? Von dem Augenblick wek, wo Du ast Knabenhabits, sprikst Du nur noch français. Capite? Verstanden? Dann kommen alle Ausfragereien einzig an mik und so passiren wir ohne weiteres für drei Brüder. Freilik", setzte er nachdenklich hinzu, „meine papiers lauten nur auf Zwei. Hm, hm", und er holte im Gehen ein Pack sehr abgerissener und kaum noch leserlicher Schriftstücke aus der Tasche.

Dann sagte er: „Al peggio mackt uns aber auch das kein Schwierigkeit. Weist Du, wie wir uns elfen? Ir steht Beppo Crepy und dort unten Eustachio Crepy; von Alter und Aussehen steht niks dabei. Du eißt nun von eute an Stachio und der da" — er wendete

sich plötzlich nach dem kleinen Eustachio um, gab ihm mit dem zornigen Rufe: „Wirst Du bealten, daß Du Filippo eißt, e?“ eine derbe Maulschelle und zauste ihn dann bei den schönen lockigen Haaren, bis die erschrockene Lisel das bitterlich weinende Kind ihm mit Gewalt entriß.

„Ihr seid wohl von Sinnen!“ rief sie; „schämt Euch! Ein Kind so zu maltraitiren, und warum? Um Nichts und wieder Nichts! Ihr müßt wahrlich verrückt sein.“

Beppo lachte ohne Bosheit.

„Wie eißest Du?“ fuhr er das weinende Kind mit barscher Stimme an.

Der Knabe weinte.

„Auf der Stelle kiebst Du Antwort! Wie eißest Du?“

„Fi—lip—po!“

„Gut. „Nok einmal.“

„Filip—po.“

„Ast Du jemals anders geeißen?“

Der weinende Knabe verneinte schluchzend.

„Sehr gut“, sagte Beppo, „ir ast Du zwei Datteln. Daß Du mir aber Deinen Namen Filippo nikt wieder vergißst! Morte di Dio!“

Dann wendete er sich zu Lisel und sagte, als habe er etwa nur eine falsch zeigende Uhr richtig gestellt: „Siehst Du, so wollen wir's maken. Das Bübken,

sagen wir, at sik irgendwo von selbst zu uns gefunden und als seine Compatriotes aben wir uns seiner Verlassenheit angenommen. Capite? Verstehst? Will die Sbirro ihn dann nikt bei uns lassen, per bacco! so mak sie sehen, wie sie für ihn sorgt."

„Ihr seid ein grundböser Mensch", gab Lisel, noch immer mit dem weinenden Kinde beschäftigt, zur Antwort und wollte sich hinfort auch nicht mehr seinen stützenden Arm gefallen lassen; „o, ich mag nichts mehr mit Euch zu schaffen haben. Pfui! ein armes Kind so zu martern!"

Statt aller Antwort nahm Beppo sein Brüderchen auf den Arm, küßte es, fragte im Schmeicheltone: „Hast Du mik lieb, Filippo?" ließ sich von dem schon durch die Datteln halb Versöhnten wieder küssen, spielte Fangball mit ihm, wirbelte ihn wie einen Kreisel auf der flachen Hand um und um, warf Lisel dann das sogleich wie ein Kätzchen sich an ihr festkrallende kleine moluskenhafte Wesen auf die Schulter und sagte lachend: „Als ob wir einander nikt gern ätten! Lack einmal, Filippo! Das Mädken meint, mir ätten uns nikt gern. Zum Fressen gern aben wir uns, per Dio!"

Und während er darauf wieder den Bären zur Eile trieb und sich unter savoyardischen Flüchen mit dem Murmelthierkasten belud, streichelte er nochmals das von Lisel's Arm jetzt herabgeglittene Brüderchen

mit herzlicher Miene und bewies Liseln dann mit beredten Worten im Weiterwandern, daß ja kein Gedanke daran sei, man werde ihnen das Kind nehmen. „Lass' mik nur sorgen. Zehn Jahre lang hab' ik daran studirt, wie man's maken muß, um kluger zu sein, als die Sbirri. Jetzt bringt mik keiner mehr in imbarazzo."

Darüber war die große Landstraße erreicht, und an einer entlegenen Wendung derselben ließ sich bereits der lange Zug singender Wallfahrer erkennen.

Der Anblick derselben half Liseln einigermaßen über ihren Verdruß hinaus. „Dem Kleinen zu Lieb' werd' ich sehen, was weiter zwischen uns werden kann", sagte sie, noch halb schmollend; „schlagt Ihr ihn aber noch ein einziges Mal . . ." sie wußte nicht, was sie hinzufügen sollte, denn der Knabe, obschon jetzt vergnügt, jammerte sie allzusehr, als daß sie ihn im Stich zu lassen Lust haben konnte, auch war Beppo ein gar fröhlich anmuthender Kumpan, hundert Mal manierlicher als irgend einer ihrer Schneebacher Schulkameraden, und so begnügte sie sich mit der unfertigen Drohung.

„Nun, nun", versetzte Beppo, „vor der And wird Filippo mein Lection ja nikt vergessen." Und er küßte das Brüderchen recht von Herzen.

Die Wallfahrer waren zahlreich. Es mochten ihrer nah an Hundert sein; der Frauen und Mädchen waren

etwa eben so viele wie der Männer und Burschen. Sie gingen fast alle in hohen Männerstiefeln, was den Weibern und Mädchen ein gar schwerfälliges Ansehen gab, wiewohl sie sonst in ihrem buntfarbigen Wanderstaat und mit den langen weißen Kopftüchern fast prächtig ausschauten. Uuter den Männern trugen Manche den ungarischen gelbweißen Schäfermantel, auch die eng anschließenden Beinkleider; die niedrigen schwarzen rundlichen Filzhüte hatten die Meisten mit blauen Leber- oder gelben Schmalzblumen geschmückt; bunte Quäste und Trobbeln fehlten Keinem. Vier, mit grünen Maien geschmückte, leinwand-überspannte Wagen, von kräftigen Pferden im Schritt gezogen, folgten dem langen, feierlich herankommenden, staubaufwirbelnden Zuge, und der unabläßig erschallende Gesang, wie fremd auch seine Weise anmuthete und wie wenig Anfang und Ende des Zuges auch zusammenstimmten, erquickte im frischen Wehen des Morgenwindes Ohr und Herz Lisel's doch aufs beste.

Er merke erst jetzt, sagte Beppo, als die Gesichter sich endlich einigermaßen erkennen ließen, daß er diese Leute schon gesehen habe. Im vorigen Herbst sei er mit ihnen in Mariakreuz zusammengetroffen. „Ein ganz abscheulik galliger Frate zieht mit ihnen; der Kahlkopf dort in der braunen cocolla, derselbe, der sik jetzt eben den Schweiß von dem Vorkopf wischt.“

Er überlegte einen Augenblick und fuhr dann fort:

Mitziehen lasse ihn der Frate freilich nicht; das wisse er voraus. Hinten anhängen könne man sich aber doch; vorigen Herbst habe er's gerade so gemacht; es seien immer welche dabei, die noch keine Kunstthiere sahen; die hülfen einem schon durch. Sie thue nun am besten, setzte er hinzu, bis man an Ort und Stelle sei, ihn und seinen Bruder gar nicht zu kennen. „Du giebst vor, seit multi anni abest Du einen schlimmen Bein. Den wolltest Du nun der Madonna von Mariazell zur Eilung bringen. Auf diese Weise schmuggelst Du Dich auf ein caretta ein und kommst commodamente dorthin, wo ich Dir andere Kleider verschaffen kann."

Lisel, obschon wegen der Knabenkleider noch ihre Vorbehalte machend, hatte gegen das Ueberlisten der frommen Schaar keine großen Bedenken. Sie war zwar von Natur aus ehrlich, und den Mauthgrafen, die Castellanin oder den Moosdoctor zu belügen, wäre ihr unmöglich gewesen. Aber mit allen übrigen Leuten hatte sie eigentlich immer Comödie gespielt. Dabei war sie unter dem Einfluß des Moosdoctors längst um den letzten Rest von Pietät vor kirchlichen Dingen gekommen. Das vorgeschlagene Mittel schien ihr also wenigstens trefflich ersonnen, und sie versprach, wenn Beppo gegen sein Brüderchen brav sein wollte, sich so klug wie möglich zu benehmen.

Bär und Aeffchen sammt Beppo und Stachio

verschwanden dann gleich darauf in der die Landstraße einfassenden jungen Fichtenpflanzung, in welcher massenhaft aufgeschossenes Birkengebüsch Gelegenheit zu sicherem Verstecke bot und dann hinkte Lisel dem Zuge entgegen.

Vierzehntes Capitel.

Große Vorbereitungen.

Der Alm-Auftrieb ist eine Begebenheit, wie das Jahr in den Gebirgs-Thälern deren nicht viele bietet. Neun Monate haben die Kühe im Stall gestanden, haben die Mägde im engen Hofe sich's gefallen lassen, jeden Tritt und Schritt unter den Augen ihres Brodherrn zu thun; ist den Einen wie den Anderen die Luft matt und dumpfig, die Sonne ohne rechten Glanz, der Himmel grau erschienen.

Nun kommt die Erlösung.

Zwar das Vieh hat sich in die bequeme Einrichtung eingelebt, die es im Stall für sich bereitet fand. Es konnte sich nicht verklettern; Gewitter und Sturm, Nebel und Regenschauer machten ihm keine Sorge; sein Futter suchte es nicht mehr hier und da und wieder noch an anderen Stellen mühsam zusammen, es hing ihm von der stets gefüllten Krippe nahezu ins Maul. Auch die lieben gehörnten Nachbarn zur Rechten wie zur Linken hielten ihm im

Fressen, im Wiederkäuen, im Brüllen treulich Gesellschaft; waren heute ganz so erreichbar wie sie gestern gewesen waren, führten mit ihren Schwänzen Tag für Tag die nämliche muntere Wedelunterhaltung aus; guckten sich Tag für Tag in der nämlichen behaglichen Weise um, wenn die Melkerin mit den Zubern kam. Kurzum, auch im warmen Stalle lebte sich's nicht so übel, und wenn nun plötzlich ein Thier nach dem andern von der Kette gelöst und aus dem Halbdunkel ins Helle hinausgetrieben wird, meint gar manches, das brauche es sich nicht gefallen zu lassen, und macht rechtsum kehrt.

Die so lange Eingesperrten haben das Gehen in der That nahezu verlernt. Den meisten ist die Doppelspitze des Hufs ins Ungemessene gewachsen, und sie gehen nicht viel leichtfüßiger, als ein Bauer, der sich vom Jahrmarkt mit Stiefeln heimbegiebt, die er auf Zuwachs kaufte, also um etliche Zoll über sein Maaß.

Die Frühlingssonne hat aber doch ihren eigenen Zauber; noch mehr fast die frische Frühlingsluft. Eine Weile stehen die Thiere wie geblendet, wie um ihre fünf Sinne gebracht, wie unschlüssig da und glotzen sich bald einander und bald die frischgrünen Hecken und die sich jagenden Vögel an.

Dann beginnen sie zu brüllen und mit den Schwänzen zu schlagen und sich oder einander mit der reibeisenartigen Zunge zu belecken.

Nun meckern um sie herum die Ziegen und hüpfen die Zicklein, die schon seit Monaten sich's im Freien wohl sein ließen und aus dem sonderbaren Getriebe ringsum den Schluß ziehen, irgend etwas ganz Neues und Lustiges bereite sich vor, so weit sie nämlich nicht schon erfahrene Almbesteiger sind, wo ihnen dann der aparte Wohlgeschmack gewisser Almdelicatessen einfallen mag.

Endlich giebt's auch ein Gegrunz und Gequike aus der Richtung des Schweinestalles und die Saumagd schießt wie toll an den einfältig dastehenden Wiederkäuern vorüber, um die von ihr ins Freie entlassenen Säue, Schweine und Ferkel, die wie zu einem Wettrennen in allen Richtungen über den Hof traben, nicht in den Blumengarten oder in die Gewächshäuser oder auf die Gurkenbeete gerathen zu lassen.

Inzwischen hat's im Hühnerstall gewaltig gegackelt. Die Köchin unterhandelt mit der Schwoagerin über die Zahl der auf dem Hof entbehrlichen Eierleger. Sie bekommt, behauptet sie, ohnehin nie die ausreichende Eiermenge zusammen. Die Hennen verlegen bald hier, bald dort eins. Dazu die vielen entwendeten. Endlich wird man handelseinig. Die Kuhdirne schiebt einen Hahn und fünf Hennen in eine sogenannte Stiege und trägt sie so verwahrt auf den niedrigen Einspänner aus Korbgeflecht, auf welchem sich schon Mehl-, Salz- und Brotvorräthe für die

nächsten beiden Wochen befinden, nicht minder die Kleider und Schuhe der Schwoagerin, dann der Kalender, die Uhr, der Rosenkranz, der Medizinkasten und was sie sonst noch an Geräthen und übrigen guten Dingen für den Auftrieb benöthigt. Denn hinunter ins Thal kommt die Schwoagerin nun auf Monate hinaus nicht wieder; nicht einmal zur Messe oder zur Beichte: „auf der Alm giebt's ka Sünd.“ Und wenn der Jäger, der Sensenschmied, der Holzknecht, der Wilderer, der Tourist, der Kräuter- und Wurzelsammler, der Maler sie auch hin und wieder besuchen werden, und wenn auch „der Mahr“ ihr allwöchentlich hinaufschaffen soll, was sie braucht und ihr abnehmen, was sie an Schmalz zu Wege gebracht hat, — besser ist besser, und was sie gleich mitnimmt, braucht sie hernach nicht um Dank und schöne Worte einzuhandeln.

Einzelne der Vor-Almen des Mauthgrafen ließen sich in wenigen Stunden erreichen, andere nahmen für das Auftreiben des Viehs einen halben Tag und darüber in Anspruch.

Da die Witterung günstig war und da wohl selbst über Mittag noch keine wirkliche Hitze zu werden versprach, so brauchte auf denjenigen Höfen, wo keine weiteren Ceremonien vorgenommen werden sollten, der Auftrieb nicht länger als bis zum Erscheinen des Mauthgrafen anzustehen. Den ganzen Morgen brachte

der Letztere denn auch mit dem Besuchen derjenigen Gehöfte zu, welche nicht in unmittelbarer Nähe des Neuhold-Hofes lagen. Die Revisionen selbst wurden nach der Weise des Mauthgrafen ohne viele Umstände betrieben. Zunächst wartete auf solchem Hof Alles schon auf seine Ankunft, und dann ging das Geschäft glatt von Statten, es sei denn, daß der Mauthgraf Unordnungen entdeckte oder Zweifel über ein oder das andere Vieh entstanden, denn nicht in jedem Zustande eignet sich's begreiflicher Weise für den Auftrieb.

Auch die heutigen Revisionen hatten ihren gewöhnlichen Verlauf genommen. An zwei Stellen waren Versäumnisse und Verschweigungen zu rügen gewesen; an einer dritten auch Veruntreuungen. Die nöthigen Ermittelungen in Betreff dieser hatte der Mauthgraf sofort angestellt, die Sache unverzüglich ins Klare gebracht und die ungetreue Magd ohne viele Worte auf der Stelle verabschiedet. Bei den übrigen unliebsamen Vorkommnissen hatte er sich mit der Androhung von Dienstentlassung geholfen. Solchen Drohungen wurde bei der nächsten Veranlassung ausnahmslos Folge gegeben, und da er hohen Lohn zahlte, hatten sie meistens gute Wirkung. Uebrigens ließ die Unablässigkeit seiner Aufsicht es nicht dahin kommen, daß der Dienst vernachlässigt wurde, und dann hatten einzelne Proben seiner ungewöhnlichen Körperkräfte den seltenen Ausbrüchen seines Zornes eine traditionell so

schauerliche Färbung gegeben, daß sich Jeder hütete, ihn durch Widerspruch zu reizen. In der dritten Nachmittagsstunde endlich konnte der Mauthgraf sich zu den Obliegenheiten einfinden, welche auf dem Neuhold-Hof seiner warteten.

Zwischen dem Park und den Wirthschaftswohnungen des Neuhold-Hofes lag eine große Wiese, die sogenannte Auftriebs- oder Capellwiese. Unter den Roncanets ein sorglich gepflegter Fischteich, hatte sie ihre jetzige, noch immer muldenartige, aber doch minder vertiefte Form und vor Allem ihre veränderte Bestimmung durch den großen Umgestalter, den alten Neuhold selbst erfahren. Sie lieferte reiche Graserträge und war auch in diesem Frühjahr, um für den St. Urbans-Tag den Mittelpunkt der Auftriebs-Ceremonien abzugeben, bereits gemäht worden.

Das Heu, in Hunderten von Haufen noch den Umkreis des ausgedehnten Raums einschließend, erfüllte die Luft mit seinem erquickenden Duft. Nächst diesem Kranze umstanden ihn nach der Mittagsseite die hohen Buchen, Eichen und vor Allem die stattlichen Lärchen des Parks, und ebenso nach der Abendseite die mächtigen Tannen und Fichten des Höhenzuges, welcher den Neuhold-Hof im Halbkreise auf der Abend- und Mitternachtsseite umgab und dessen Baumbestand hier an der Wiese seine untere Grenze fand. Auf ihrem grünen Teppich begannen denn auch an jedem sonnen-

hellen Tage schon bald nach der Mittagsstunde jene vielgestaltigen Baumschatten sich thalabwärts zu strecken, deren ernstdunkle Färbung so reizvoll von dem fröhlich lichten Goldgrün einer Wiesenfläche absticht.

Auf dieser Seite, der hügelauf durch den Wald führenden Fahrstraße zunächst, lag die sogenannte Schwemme des Neuhold-Hofs, eine aus rohen Fichtenstämmen gezimmerte, schindelbedeckte, nach der Wiesenseite völlig offene Unterkunft, mit steinernem Keller-Unterbau und einer daran grenzenden, sehr naturwüchsigen Kegelbahn, auf welcher die Knechte des Hofs, auch wohl die Standesgenossen aus der Nachbarschaft, in freien Stunden der edlen Kunst des Schmirakelns oblagen.

Der unweit davon wohnende Mauthner hatte das Privilegium, die Gäste der Schwemme mit Bier, Wein und Zwetschen-Schnaps zu bewirthen. Er war ein aufgeräumter Mann, hieß der Algierer, da er vor grauen Zeiten in der französischen Fremden-Legion gedient haben wollte, hatte drei leidlich geartete Enkelinnen, welche an Tagen starker Frequenz als Kellnerinnen sich nützlich machten, und trieb nebenbei Vogelfang und Korbflechterei.

Hier waren unter dem Vorwande, die Damen nicht mit Cigarre und Pfeife belästigen zu wollen, die meisten männlichen Kurgäste des Molkenbades und eben so viele der zum St. Urbans-Feste herbei-

gekommenen Beamten, Doctoren und kleinstädtischen Honoratioren der Umgegend bei einem Kruge kühlen Gerstentranks oder bei einem Glase Schilchers vor Anker gegangen; unter jenen der Deutsch-Amerikaner, den breitrandigen Panama-Hut tief im Nacken; dann ein flüchtig gewordener französischer Kriegsgefangener auf Ehrenwort, angeblich Colonel, und zwar Colonel Saint Lambert; ferner ein vierblättriges Kleeblatt pensionirter Feldmarschall-Lieutenants aus der nahen Landeshauptstadt; endlich ein Piano-Virtuos aus der Residenz und ein Actien-Nabob von der Spree.

Etliche liberale Großgrundbesitzer aus der Nachbarschaft, denen jede Gelegenheit zur Berührung mit dem Mauthgrafen aus politischen Beweggründen willkommen war, hatten sich ebenfalls eingefunden.

Drei oder vier geistliche Herren mit blitzblanken Stiefeln und rosigen Gesichtern sonnten sich abseits von der Schwemme an einem eigens für sie herbeigeschafften Tisch, dem die Töchter des Algierer ein schäumendes Glas Gerstensaft nach dem andern zutrugen und der aus schuldigem Respect von anderen Gästen gemieden wurde.

Ein Dutzend weitere Festgenossen versuchten daneben auf dem morschen Brette der Kegelbahn ihr Glück und hänselten einander zwischendurch mit ihren ledigen Töchtern, nicht ohne daß der lustige Sonnenschein und die fröhliche Veranlassung das Ihre thun

mußten, um manche unfeine Fopperei ohne Verfeindung durchzubringen.

Der Piano-Virtuos und der französische Colonel hatten sich übrigens nur aus Mißverständniß den Uebrigen angeschlossen. Sobald sie dahinter kamen, daß auf dieser Seite der Wiese keine Damen waren, begaben sie sich auf die entgegengesetzte, wo helle Kleider bereits zwischen und auf den Heuhaufen sichtbar wurden.

Rollenhagen, der Deutsch-Amerikaner, strich, mit der Cigarre im Munde, herum. Vor Allem das Volksleben, wie sich's, von der Schwemme aus sehr gut überblickbar, auf der weiten Wiesenfläche mehr und mehr entfaltete, nahm sein Interesse in Anspruch. Er hatte, obschon erst dreißig Jahre alt, eine so große Menge Reisen gemacht und unter so viel verschieden gearteten Racen gelebt, daß es ihm für ein Volksfest wie das heutige nicht an Stoff zum Anstellen von Vergleichungen fehlte.

„Bin ich gemeint?" fragte er dann, bei einem Seitenblicke gewahrend, daß der heute endlich aus der Residenz wieder eingerückte Oexle-Schnitzler beschäftigt war, ihn zu zeichnen.

„Nur noch zwei Minuten", bat Notker, „ich brauche einen heiligen Aloysius für die Capelle am Forellen-Steg und Ihre malerisch schön gebaute Stirn kommt mir dabei vortrefflich zu Passe."

„Schönen Dank für das Höflichkeits-Trinkgeld“, sagte Rollenhagen und richtete seinen Kopf, um nicht ungefällig zu sein, wieder, wie er ihn vorher gehalten hatte.

Der Mann war ihm, seit Rollenhagen sich im Molkenbade aufhielt, mannigfach in den Weg gekommen, nie ohne daß ein gewisser untrüglich idealer Grundzug des Malers ihn wohlthuend angemuthet, nie aber auch, ohne daß ihn im Uebrigen die undurchsichtige Art desselben abgestoßen hätte. Dennoch verkehrte er nicht ungern mit ihm und schöpfte aus seiner Unterhaltung zumeist so Anregung wie Belehrung. In der That geschah dem Oexle-Schnitzler Unrecht, wenn man ihn einfach nach den Ermittelungen beurtheilte, welche Dr. Schröffl zu seinem Privat-Gaudium über Notker von Schallegg allmälig zusammengehamstert hatte, so richtig die Ermittelungen selbst auch waren. Der Oexle-Schnitzler stammte aus einer verarmten protestantischen Adelsfamilie aus Westphalen, hatte zur Zeit, als er noch Schüler einer rheinischen Kunstakademie war, große Dinge im Zeichnen von Preis-Cartons geleistet, und war solcher Art als Stipendiat nach Rom gesandt worden. Die auf ihn gesetzten Hoffnungen erfüllten sich jedoch nicht. Nach Ablauf der Stipendien-Jahre blieb er zwar in Rom, gerieth jedoch in Noth und fiel dort, wie dies nicht selten geschieht und wie dies übrigens seiner

romantischen Richtung nicht widersprach, in die Hände der Propaganda. Sein Uebertritt zum Katholicismus verhalf ihm dann zu Bestellungen auf Kirchenbilder untergeordneter Art und er eignete sich allmälig eine auch für etwas größere Ansprüche ausreichende Fertigkeit an, wobei sein stark entwickelter Schönheitssinn die Mängel seiner Erfindung und Ursprünglichkeit ausglich. Zu einer künstlerischen Selbstständigkeit brachte er es jedoch nicht, sondern blieb zu der Propaganda in einem steten Abhängigkeits-Verhältniß, nicht freilich ohne durch diesen Zusammenhang sein gutes Auskommen zu haben und auch seinem Selbstgefühl Befriedigung zu verschaffen. Im Laufe der Zeit fand man heraus, daß er diesseits der Berge besser als in Rom selbst, und zwar auch in allerlei clericalen Angelegenheiten, zu verwenden sei, und seitdem wurde er bald hierhin, bald dorthin dirigirt, damit er im Interesse der Kirche Zustände, Personen und Stimmungen beobachte und darüber Bericht erstatte. Da er Heiligenbilder malte, war sein Zusammenhang mit den Ortspfarrern ein gegebener. Nicht vielen von diesen waren übrigens seine weitreichenden Verbindungen bekannt, denn auch die Pfarrer selbst gehörten zu den Personen, über welche er zu berichten hatte, und die Möglichkeit ungefälschter Einblicke eröffnete sich ihm nur dort, wo man ihn als einen Volontair in Sachen der Kirche auffaßte.

Seinen Beinamen „der Oexle-Schnitzler“ hatte ihm eine Reparatur eingetragen, durch welche die stark-beschädigte Thiergruppe eines Heiligen-Nacht-Schnitzwerkes in der Nennersberger Kirche wieder in guten Stand gesetzt worden war, und seitdem schnitzte er in seinen Mußestunden überhaupt allerlei kleine Lämmlein mit dem Kreuze und ähnliche symbolische Thierchen, die er aber wiederum nicht verkaufte, sondern verschenkte, ein neuer Grund, den freundlichen, vielgeschickten Mann aller Orten willkommen zu heißen. Wie weit nun sein Kunst- und Schönheits-Enthusiasmus echt war, darüber hatte Dr. Schröffl seine gewichtigen Zweifel. Und dennoch war dieser Enthusiasmus grundecht, ganz eben so echt, wie seine in Fleisch und Blut gegangene katholische Ueberzeugung, und während er sich von der Kirche gebrauchen, oder, wie man will, mißbrauchen ließ, glaubte er im eigenen Interesse dieser Kirche auf eigne Hand ihren allmächtigen Einfluß im Dienste einer noch höheren Mission, im Dienste des Schönheits-Cultus, zu verwerthen.

Wie bereits aus seinen Veranstaltungen in Betreff Tonerl's zu entnehmen war, gesellten sich in ihm zu diesen höheren Gesichtspunkten zu Zeiten auch nationale Regungen, wo er sich dann mit seinem Gewissen nicht immer auf ganz glatte Weise auseinanderzusetzen vermochte. Kam aber noch wie bei seinem diesmaligen selbstständigen Politikmachen hinzu, daß plötzlich eine

zeitweilige Abberufung seine Pläne wie absichtlich durchkreuzte, so konnte er wohl auch eine Weile in eine Einschüchterung versetzt werden, die ihn völlig auf seine künstlerischen Universal-Ideen zurückwarf, und in diesem Zustande befand er sich, seit er heute sich endlich wieder in Tonerl's und des Mauthgrafen Nähe wußte.

Nachdem der heilige Aloysius fertig skizzirt und im Uebrigen die Festceremonie noch immer in der Vorbereitung begriffen war, brachte der „Oexle-Schnitzler" denn auch gar bald sein Lieblingsthema aufs Tapet. Rollenhagen ließ ihn ohne Widerstreben gewähren. Das heutige Fest zum Ausgangspunkte nehmend, vertiefte sich Notker zunächst in Untersuchungen über die geistigen Bedürfnisse des Volkes diesseits und jenseits des großen Salzwassers. Der Gedanken-Austausch nahm bei diesem Thema sehr rasch eine lebhafte Wendung, denn beide Männer waren über die Hebung des Volkes durchaus nicht derselben Meinung, und während Rollenhagen die Ansicht verfocht, die Wissenschaft sei die eigentliche Erzieherin der Menschheit, wollte Notker diese Rolle mit Entschiedenheit der Kunst zuerkannt wissen.

„Ich bin davon so innig durchdrungen", sagte der Maler, „daß mir zu Zeiten unsere s. g. Herren Politiker schier unverständlich werden. Und gerade hier zu Lande zeigt man sich blind mit sehenden Augen.

Da wird endlos von dem unausbleiblichen Auseinanderfallen dieses schönen Reichs geredet, weil es keinen wirklichen Einigungspunkt mehr für die ihrer Racen-Verschiedenheit bewußt gewordenen Völker desselben gebe. Als ob es nicht jeden Tag möglich sei, die Kunst zu einem solchen Einigungspunkt zu machen! Liegt nicht in dem bloßen Begriff der klassischen Kunst schon ausgesprochen, was wir suchen? Das für alle Zeiten und alle Völker Gültige ehren wir ja mit diesem Namen. Es giebt also — abgesehen von dem Christenthum — etwas, das über jenen Unterschieden steht, und es kommt nur darauf an, die Sinne Aller für sein Verständniß zu erschließen. Wie fest aber die Kunst, wo sie ganz in das Denken und Fühlen einer Gesammheit übergegangen ist, zu binden vermag, dafür brauche ich Ihnen aus der Geschichte der Völker nicht erst Belege beizubringen. Jedem Denkenden sind sie gegenwärtig."

„Und wie wollen Sie beispielsweise die s. g. „deutschen Klassiker", fragte Rollenhagen, „Ihren Hanaken, Slavonen und Kroaten mundrecht machen?"

„Ich denke nicht daran, mit der Poesie zu beginnen", versetzte Notker; „den Pionierdienst in dem Kriege gegen die Nationalitäts-Fanatiker haben die nicht an eine Sprache gebundenen Künste zu beginnen."

„Das Ballet, die Pantomime?"

„Meinetwegen, denn beide kann ich mir recht wohl

in einer Weise veredelt vorstellen, daß sie den harten Boden des im Frohndienst versumpften Volksgemüths für die Aufnahme edlerer Samenkörner lockern. Diese aber auszustreuen, ist demnächst die Aufgabe der Musiker und der bildenden Künstler. Oder zweifeln Sie, daß Haydn, daß Mozart, daß Schubert, lange umsonst an die Hütte der Bauern und die Werkstatt des Handwerkers anklopfen würden, wenn man ihnen dahin nur den Weg bahnte?"

„So viel mir bekannt", versetzte Rollenhagen, „hat es mit den Folgen solchen Anklopfens nie und nirgend gar viel Dauerndes auf sich gehabt. Die große Donau-Metropole hat vom Schicksal in dieser Richtung gewiß die größte Gunst erfahren, die überhaupt nur denkbar war. Nach einander sind Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert — um mit Ihren Worten zu reden — mit der himmlischen Sendung betraut worden, diese Stadt durch die Musik zum Gipfelpunkt menschlicher Gesittung zu erheben. Und was hat sie aus diesen Götterspenden gemacht? Beethoven hat sie über Rossini vergessen und Rossini über — Offenbach."

„Und warum hat sie das gethan?"

„Weil die Muse, wie Altvater Goethe sagt, den Menschen wohl als Begleiterin, aber nicht als Führerin dienen kann."

„Meine Frage haben Sie damit nicht beantwortet“, entgegnete Notker, „aber ich muß überhaupt diese Unterscheidung bestreiten. Woher ist sie abgeleitet? Aus Anschauungen einer Zeit, die allerdings der höchsten Verfeinerung des Menschenthums nachging, aber als letzteres nur einen winzigen Bruchtheil der Menschheit überhaupt gelten ließ. Immer höre ich Göthe citiren. Als ob nicht auch er die Luft seiner Zeit geathmet hätte! Wie bei uns hier noch vor Kurzem der Robot-Dienst, so bestanden unter den Augen jener Erlesenen des Weltalls die Frohnden der Hörigkeit, der Leibeigenschaft. Was wir noch vor wenigen Jahren an Rußland als ein mittelalterliches Ueberbleibsel zu rügen fanden, — Sie wissen, bis weit über den Anfang dieses unseres vielgepriesenen neunzehnten Jahrhunderts hinaus hat es in deutschen Gauen zu Recht bestanden, und während jene Meister in Ilm-Athen dichteten, galt noch in ihrer Nachbarschaft das arge Wort: die Luft macht eigen, d. h. wenn ich mich unter Leibeigenen niederlasse, so verfallen meine Kinder der Leibeigenschaft. Selbst im Staate Preußen, meiner gewesenen lieben Heimath, datirt die Schöpfung des s. g. freien Bauernstandes, was wir immer wieder vergessen, erst aus den Jahren 1806 und 1807. Ohne die Schlacht von Jena würde Preußen dies Institut vielleicht heute noch nicht kennen. Sollen mir aber Aussprüche, die einer solchen Zeit und dem

verträglichen Zusammenleben mit solchen Zuständen entstammen, als Evangelium gelten? „Begleiterin", nicht „Führerin!" Ich behaupte trotz Göthe das gerade Gegentheil. Führerin zu allen höchsten Zielpunkten kann und wird uns einzig die Kunst sein. Noch nie ist die Probe desjenigen Systems gemacht worden, das ich befürworte: die Heranziehung des ganzen Volkes zur Kunstempfänglichkeit."

„Sie nehmen auch Athen nicht aus?"

„Wie könnte ich es ausnehmen! Es hatte die Wege und Straßen zwar mit Statuen gefüllt, und die Feste, die Schaustellungen galten quasi als Angelegenheit des „ganzen Volkes". Aber wie tief reichte denn dieser Begriff hinab? Reden Sie mir doch lieber gleich von Ihren amerikanischen Südstaaten. Das ganze Volk! Und gab es in Athen denn nicht Sclaven? Gewiß, und zwar jeder Zeit eine ungeheure Menge. Nein, der Versuch, von dem ich rede, ist in der That nie bisher gemacht worden, und daß er mißlingen müsse, läßt sich daher wenigstens aus der Vergangenheit schwerlich beweisen. — Uebrigens", fuhr er fort, „haben schon bessere Leute als ich auf den Weg hingewiesen, von dem ich das Heil erwarte, unter ihnen der wohlgesinnte und feinfühlige Wilhelm von Humboldt, als er Anno neun Minister war; ja, er machte geradezu den Vorschlag, die Musik im ganzen Staate von Staatswegen zu organisiren, „als natürliches

Band", wie er sich, denke ich, ausdrückte, „zwischen den unteren und oberen Classen der Nation."

„Und die wissenschaftlichen Bestrebungen desselben Mannes", fragte Rollenhagen, „lassen Sie unerwähnt?"

„Ich weiß, wo Sie hinauswollen", versetzte Notker, „und ich muß Sie auf das zurückführen, von wo wir ausgingen. Wir sprechen von diesem unserm sprachzerfetzten Staate, nicht von jenem andern grunddeutschen. Ist dort der Wissenschaft die Aufgabe zugefallen, welche ich hier für die Kunst in Anspruch nehme, so habe ich nicht zu untersuchen, welchen andern Weg man auch dort hätte gehen sollen. Die Früchte sind für jetzt duftig und lachend genug. Ueber die Haltbarkeit derselben zu rechten, liegt mir fern. Nur das sage ich: eingestandener Maßen stand dort die Kunst um der Wissenschaft willen zurück. Auf dasselbe nun laufen alle Bestrebungen hinaus, die bei unseren Fortschrittlern das Wort führen. Und dennoch ist es die Kunst allein, die gottbegnadigte Himmelstochter, deren Sprache unserm babylonischen Sprachenwirrsal zum Trotz, uns Allen ohne Ausnahme verständlich ist. Soll ich unter solchen Umständen mit dazu thun, daß die Kunst auch hier um der Wissenschaft willen zum Aschenbrödel wird? Mit Nichten. Ich schreie nach Kunst, Kunst und nochmals Kunst, und jeder meiner Pulsschläge verficht ihre schnöde mißachtete Bedeutung."

„Gut", sagte Rollenhagen, von der warmen

Ueberzeugung des Kunstfanatikers wider Willen einigermaßen mit ergriffen, „Ihrem Gedankengange soll meinerseits wenigstens insoweit nicht mehr widersprochen werden, als ich zugebe, daß auch der Einzelne auf diesem Wege Gutes und Förderndes zu Wege bringen kann. Fahren Sie fort, für Ihr System Propaganda zu machen. Uebermalen Sie die Fegefeuerfratzen, wo immer Sie dergleichen an Kreuzen und Wegcapellen finden. Ersetzen Sie auch die braunen, negerartigen Madonnen durch ansprechende Landmädchen, denen sie eine fromme Miene geben. Bieten Sie Ihre Ueberredung auf, daß man die vielen morschen Kreuze nicht restaurirt, von denen hier zu Lande nackte, blutgetigerte Männer auf das entsetzte Kind hinabstarren, das an ihnen vorüber muß. Vereinigen Sie sich mit Bildhauern oder Holzschnitzern, damit allmälig in die Stellen solcher Marterbilder ein freundlich segnender Christus trete, oder einer mit dem Schafe auf dem Arm. Bewegen Sie Musiker, sanfte Singeweisen für die Processionen in Aufnahme zu bringen und, statt dem eintönigen Abschnarren des englischen Grußes, liebliche Gesänge einzubürgern, wie solche ja schon in so manchem schönen Ave-Maria zur Verfügung stehen und wie dem heiligen Vorrechte des Alten und Ueberkommenen früher oder später ja auf allen Gebieten das Neuere und Zeitgemäße gegenübertritt. Ermüden Sie nicht in dieser lobenswerthen

Thätigkeit. Aber gönnen Sie uns Anderen auch die Freiheit, in unserer und nicht in Ihrer Weise an der Lösung des schweren Problems mitzuwirken."

Ein herzliches, von der Schwemme herüberklingendes Lachen übertönte die letzten Worte.

Die beiden Männer blickten sich um und sahen den Anwalt Dr. Schröffl sich eben von einer sehr schmucken, in lauter Rosa-Tüll gekleideten Dame frei machen, die, während sie mit seiner Uhrkette spielte, in sehr ungezwungener Weise auf ihn hineingeredet hatte.

Funfzehntes Capitel.

Die Lieblingsfarbe.

„Verzeiht! mein Lachen galt wirklich nicht Euch, Ihr Herren Weltverbesserer", sagte der Anwalt, indem er zu Notker und Rollenhagen trat und dann, die vier Feldmarschall-Lieutenants im Scatspiel gewahrend, wie sie ganz in seiner Nähe an einem Tisch der Schwemme, über ihre martialischen Schnurrbärte hinweg, mit grimmem Trotz einander in Erwartung des nächsten Stichs beobachteten, blieb er einen Augenblick regungslos stehen, als fürchte er, sie in wichtigen Schlachtplänen gestört zu haben, weshalb er seinen Gruß an die beiden Philosophen nur im behutsamsten Flüstertone wiederholte.

„Was Sie in so gute Laune versetzt", sagte Rollenhagen, „ist nicht schwer zu errathen. Zunächst Ihre Rückkehr in die sauerstoffreiche Landluft, deren Sie ja zu unser Aller Bedauern wieder einige Wochen lang entbehren mußten. Dann ohne Zweifel der Ernst, mit welchem wir Dinge besprachen, an die Sie nicht

glauben. Endlich wohl auch die gute Laune jener Dame, die Sie so grausam fortschickten."

„Sie sind ein wahrer Oedipus im Räthsellösen", gab der Anwalt zur Antwort; „vor Allem aber lachte ich über die gute Laune, mit der die hohe Weltregierung auf die hirnverbrannten Ideen unseres Freundes hier eingeht. Sagte er nicht vorhin — ich hörte es im Vorbeigehen — sein Arcanum für Oesterreichs Völker bestehe in Ballet und Pantomime? Nun, jenes Rosa-Wölkchen, dem jetzt eben unser guter Actien-Nabob als Zephyr nachstreicht, ist die erste Abschlagszahlung auf Freund Notker's Wünsche. Die junge Dame gehört zum Ballet. Ich habe ihr früher einmal, als sie noch hoher Connexionen entbehrte, in unserer Provinz-Hauptstadt als Rechtsfreund beigestanden und ihre winzigen kleinen Garderoben-Schätze aus den Händen eines Beutelschneiders von Theaterdirector gerettet. Aus Dankbarkeit verräth sie mir so eben, daß sie und noch fünf andere Grazien — drüben tummeln sie sich — heute hierher dirigirt worden sind, um unsere böhmische Schöne zu verdunkeln. Kann man unserm Freunde das Material zu seinem Staatsrettungs-Experimente bequemer unter die Hand geben?"

Notker hatte während der letzten Worte einigen Riedbacher Bauern über die Capellen-Bilder Rede stehen müssen, die für die Riedbacher Gemeinde bei ihm in Arbeit waren und er benutzte gern die Ge-

legenheit, um den übermüthigen Ausfällen des Anwalts aus dem Wege zu gehen. Mit der Miene der Windbeutelei hatte der Anwalt übrigens die geheimnißvollen „Verdunklungs“-Aufgaben der sechs Ballet-Damen selber nur aufgetischt, doch versicherte er dann auf Rollenhagen's desfallsige Frage: behaupten, daß gar nichts als eigner Antrieb das lustige halbe Dutzend hierher verschlagen habe, das könne er freilich nicht. „Soufflirt“, sagte er, „hab' erst ich ihnen natürlich jene angebliche Mission, denn da ich die Herren vom Klerus wirklich von Herzen liebe, so halte ich für Pflicht, ihnen zuweilen auch einmal einen gescheidten Einfall vorzustrecken. Im Uebrigen traue ich auch unsern lieben Verfassungs-Getreuen so viel Humor zu, daß sie jenes ausgelassene Völkchen unter der Hand verschrieben, um die guten Väter, Mütter und Aspirantinnen hier und vor Allem unsern Mauthgrafen, mit jenen vermeinten Sendboten der Klerikalen zu ärgern. Vielleicht ist auch diese Leseart gegenwärtig bereits in Circulation. Solche Art Dinge muß man nach meinem Dafürhalten wie die Blume am Wege vergnüglich hinnehmen, ohne viel zu fragen: woher und wozu? Ich bin ohnehin ziemlich sicher, daß in dieser Zeit der Kreuz- und Quer-Intriguen die eigentlichen Kartenmischer jeden Augenblick die Plätze tauschen.“

„Folgen wir denn Ihrem Rathe“, sagte Rollenhagen, von dem ganzen Gegenstand gern ablenkend;

„das Wetter ist so lieblich und alle Welt sieht so festtäglich aus, daß man billiger Weise wenigstens einige Stunden lang des leidigen politischen Treibens vergessen sollte.“

Einige Herren aus dem Molkenbade gesellten sich ihnen zu, darunter Baron von Krümel, ein ehemaliger Lederhändler aus der Residenz, dem erst bei seinem vorjährigen Aufenthalte im Molkenbade, unter Notker's Einwirkung, der Sinn für Farbenspiele, Naturschönheit und malerisch Wirksames, wie er sich gern ausdrückte, erschlossen worden war und der seitdem nur noch dies Steckenpferd ritt. Man sah den wohlbeleibten, immer in Schuh und Strümpfen umherspazierenden Herrn meist in Bewunderung versunken, irgend einen Aussichtspunkt durch die hohle Hand, zu Zeiten auch — nicht ohne Anstrengung — über Kopf betrachten und auch jetzt stand der Mann alle zehn Schritte still, um bald mit bewundernden Worten und schräg gehaltenem Kopf das Goldgrün der sanft nach dem Schlosse zu abfallenden Matte zu rühmen, bald das tiefe Dunkelgrün der auf der Schloßrampe seit Kurzem im Freien stehenden Orangenbäume, deren Blüthendüfte eben jetzt sich in den Heugeruch balsamisch mischten, denn ein frischer Hauch aus Osten wehte sie herüber.

Auch Rollenhagen mußte jetzt dem gemüthlichen Manne zu Liebe, bald in dieser, bald in jener Stellung die Natur bewundern, bis dem allzu leidenschaf-

lichen Schüler Notker's ein anderes Opfer in die Hände fiel und Rollenhagen nun das vor seinen Augen ausgebreitete anmuthige Bild frei überblicken konnte.

Das Schloß, mit der zur Front gewordenen Rückseite gegen Nordwesten gelegen, empfing auf dieser Seite eben die ersten Strahlen der dasselbe seitwärts streifenden Nachmittagssonne und seine reichen Simsverzierungen zeigten sich mit den deutlichst abhebenden Schattengliederungen. Rollenhagen hatte lange im Urwalde gelebt und liebte es, im Stillen die Gegensätze der alten und neuen Welt auf sich wirken zu lassen. Er dachte seines Blockhauses, während seine Blicke die schönen Einzelheiten des Schlosses durchmusterten und Jugendeindrücke in ihm wach wurden, welche ihn an manche Ferienwanderung aus der Knabenzeit gemahnten.

Der Anwalt trat hinzu und sagte, indem auch er das Schloß und das lebendige Treiben auf der Capellwiese betrachtete: „Sie freuen sich mit Recht der bunten Gegensätze, die hier friedlich neben einander auskommen. Dennoch hat diese ehrwürdige Scharteke dem alten Neuhold ein gut Theil Noth und Plage bereitet. Allenthalben mußte entweder er oder das Schloß sich incommodiren, und zuweilen wußte er selbst nicht, ob mehr auf seine Gewohnheiten oder auf die des Schlosses Rücksicht genommen werden sollte. So z. B. hatte er

lange überlegt, ob er sich wie andere ehrliche Christen auf dem nächsten Kirchhof ein Grab bestellen solle, oder ob er nicht in die Schloßgruft gehöre, drüben am Ende des linken Schloßflügels. Daß schon ein Dutzend pomphafter Zinnsärge darin standen, störte ihn sehr, denn er mochte sie nicht hinausschaffen, und doch auch ebensowenig sich zwischen Leute betten, die, wer weiß, am jüngsten Tage gegen ihn die Nase rümpfen könnten. Daneben störte ihn auch das Lilien-Wappen, das über der Gruft in Stein ausgehauen war. Ich hatte ihm bedeutet, es sei das Wappen der Bourbons und solle an die bekannte Devise der Vornehmheit erinnern: sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht. Eines Tages mußte ich ihm aber nach der Gruft folgen, und da hatte er nicht nur seiner Freude an beengten Räumen und am Einschieben von Zwischenwänden wieder einmal einen guten Tag bereitet, — aus der einen stattlichen Gruft waren zwei allerliebste Grüftchen geworden und in der einen lagen die Roncanet's übereinander geschichtet, in der andern wollten er und seine Alte sich's dereinst bequem machen, — er hatte auch als Gegensatz zu dem Lilienwappen eins mit einem Bienenkorb aushauen lassen. Das war gar kein übler Einfall."

Rollenhagen stimmte bei. „Auch erinnere ich mich nicht", sagte er, „den Bienenkorb in einem adeligen oder fürstlichen Wappen gesehen zu haben und daß

er jedenfalls zu den seltneren Symbolen des Adels zählt, darin liegt in der That ein tiefer Sinn."

Der Lederhändler kam von neuem heran, diesmal in Begleitung einer der gesetzteren Damen aus dem Molkenbade, Fräulein Klunker, der sogenannten gebildet redenden Wolfenbüttler Parze, einer kernfesten Antipapistin, für deren Silhouetten-Scheere Notker's kunstreiche Hand, wohl nicht ohne Bekehrungshoffnungen, ohnlängst ein elfenbeinernes Futteral geschnitzt hatte. Sie schwärmte denn auch seitdem wenigstens für „die Zeichnung" des Oexle-Schnitzers, womöglich in noch höherem Grade als Baron Krümel für „die Farbe" desselben. Auch wollte sie für letztere überhaupt kein Verständniß haben und der Anwalt mußte, wie schon oft, zur Beilegung eines eben zwischen diesen beiden Schülern Notker's entbrannten Meinungsstreits auf Anlaß des Barons dem Fräulein beweisen, daß ihr Farbensinn im Gegentheil ein sehr ausgebildeter sei.

„Und stört Sie nichts in dieser Farben-Symphonie, bester Baron?" fragte er dann aber, nachdem er sich lange genug der Freundin des Letztern gewidmet hatte; „ich meine in dem vor uns ausgebreiteten Schloß- und Wiesenbilde mit seiner bunten Staffage von Männlein und Weiblein."

Baron von Krümel räumte ein, daß Notker vielleicht hier durch eine grüne, dort durch eine strohgelbe, hier wieder durch eine senfbräunliche Nuance dem in-

stinktiven Farbensinn der Natur auch bei diesem Bilde noch zu Hülfe gekommen sein würde. „Oder meinen Sie etwa das auffallend zahlreiche Goldgelb auf der Seite der Städterinnen?“ setzte er hinzu.

„Alle jungen Damen scheinen sich in der That in dem nämlichen Geschmack begegnet zu sein“, bemerkte Fräulein Klunker.

„Goldgelbe Schleier, goldgelbe Schärpen, goldgelbe Schleifen oder Hutblumen“, zählte der Baron an den Fingern her.

„Ich denke aber“, sagte Fräulein Klunker, „der übrigen Farbenbuntscheckigkeit des Bildes hält das Goldgelb gerade ein erwünschtes Gegengewicht. Doch, wie gesagt, ich verstehe nichts von Farben.“

„Desto besser für mich“, fügte sich der Anwalt.

„Desto besser für Sie?“ mischte sich endlich Rollenhagen ein; „es scheint also, daß Sie die Sache zu verantworten haben?“

„Ich habe keine Gründe, meine Mitschuld zu leugnen“, versetzte der Anwalt lachend; „wie sich dergleichen Naturspiele zu Wege bringen lassen, errathen Sie ja ohne Mühe.“

Weder die Parze, noch Baron von Krümel wollten sich mit dieser Umschreibung abfinden lassen, und Rollenhagen sagte: „Ich habe in meiner Wildniß wohl einmal Hortensien indigoblau gefärbt, aber einen ganzen

Schwarm junger Mädchen goldgelb zu färben, von dem Recepte ist mir nichts bekannt.“

„So haben Sie nie gehört, mein sehr verehrter Hurone“, sagte der Anwalt, „daß hohe Häupter sich Europens übertünchten Unterthanen gegenüber immer zu irgend einer Lieblingsfarbe bekennen, damit man ihnen auch durch das Tragen ihrer Farbe schmeicheln kann?“

„O, wer wüßte das nicht!“ rief Fräulein Klunker, „die Königin Louise liebte Blau, Maria Theresia Maigrün, die Exkaiserin Eugenie Violett ...“

„Und der Mauthgraf, so habe ich neulich einer Dame unter dem Siegel der Verschwiegenheit vertraut“, sagte der Anwalt, „der Mauthgraf liebt Goldgelb.“

Fräulein Klunker musterte ihr buntgeblümtes weißes Kleid. Fast keine Spur von Goldgelb war daran zu entdecken.

„Beruhigen Sie sich“, versetzte der Baron, indem er mit dem Finger hinausdeutete, „Sie sind nicht die Einzige, welche gegen den Geschmack des Schloßherrn verstößt; gleich die bildschöne junge Dame in Weiß, welche jetzt eben drüben aus dem Wagen gehoben wird, trägt eine feuerrothe Schleife.“ Er wies auf Fräulein von Polzic, deren leerer Vierspänner gerade in die Allee zurücklenkte.

„Sie ist Böhmin“, sagte der Anwalt; „und hätte

als solche das Recht, mit ihren Landesfarben zu demonstriren. Uebrigens bekenne ich mich einer Mystification schuldig. Ich sollte um jeden Preis die Lieblingsfarbe des Mauthgrafen verrathen. Was war da zu machen? Man zwang mich, dem guten Peppi eine Liebhaberei anzudichten, und da die Dame, welche mich so aufs Blut quälte, zufällig in Goldgelb vernarrt war, so kam ich nicht eher frei, bis ich ihr als seine Lieblingsfarbe diejenige verrathen hatte, an die sie überhaupt, wie ich wohl einsah, allein glauben wollte."

„Doctor", versetzte Fräulein Klunker mißtrauisch, „Sie gefallen sich darin, dem weiblichen Geschlecht bei jeder Gelegenheit eine Thorheit anzudichten. Es sollte mich nicht wundern, wenn Sie mir jetzt einreden wollten: gerade die Böhmin mit ihrem Feuerroth habe das Rechte getroffen und mein feuerrother En-tout-cas werde dem Mauthgrafen besser gefallen, als alle goldgelben Schleifen und Schleier."

Der Anwalt zuckte die Achseln.

„Gestehen Sie nur", drängte Fräulein Klunker, indem sie ihren Schirm liebevoll beäugelte, „darauf haben Sie's angelegt."

„Verzeihen Sie", sagte der Anwalt, „wenn ich schweige."

„Nein, ich verzeihe es keineswegs. Reden Sie."

„Um Ihnen zu abermaligen Vorwürfen das Recht zu geben?"

„Ich verspreche Ihnen den vollsten Unglauben. Also nicht wahr: Feuerroth ist wirklich die Lieblingsfarbe des Mauthgrafen?“

„Ich betheure Ihnen ...“

„Nur heraus damit!“

„Aber verehrtes Fräulein ...“

„Also Feuerroth?“

„Wenn Sie's denn so wollen ...“

„Ja, ja, ich will es; Sie wären allzu unglücklich gewesen, hätten Sie für den Rest des Tages nicht auch noch eine Geschichte zu erzählen, in der sich eine Dame eine feuerrothe Liebhaberei Ihres Mauthgrafen bestellt. Sie lächeln? O gehen Sie nur, Doctor. Sie sind ein ganz unausstehlicher Mensch.“

Und Fräulein Klunker, sehr überzeugt, daß die Böhmin und ihr eigener En-tout-cas allein auf der richtigen Fährte seien, ließ sich durch Baron Krümel weiter führen.

Uebrigens hatte der Mauthgraf weder eine Liebhaberei für Goldgelb, noch für Feuerroth, noch für irgend eine andere Farbe, und wenn ihm der Anwalt dennoch solche Neigungen nachsagte, so liefen die dadurch Irregeführten wenigstens nicht Gefahr, seine Lieblingsfarbe zu verfehlen. Er hatte nie für dergleichen Dinge ein Auge gehabt.

Um so allseitiger wurde von den Gästen des Neuhold-Hofes das Roth-Weiß Fräulein von Polzic's als

eine kecke Demonstration aufgefaßt. Man hatte bisher von ihr Anderes erwartet. Die panslavistische Colonie ihres Vaters hatten die Meisten als eine Verrücktheit belacht, und das schon Jahre lang dauernde Treiben daselbst zwar wohl als eine Herausforderung betrachtet, aber als eine so kindische, daß man sich füglich um sie nicht zu bekümmern brauche. Man hatte Jindrich Polzic — den Vater — wegen seiner Russen-Manie mit dem Spotttitel „Kosak" abgethan und sich mit Kaca Polzic — der Mutter, eigentlich einer Deutschböhmin — wegen ihres krähenden und zwar undeutsch krähenden Wesens mit dem Namen „Cochinchinesin" abgefunden. Ueber Libussa dagegen war verbreitet worden, sie harmonire weder mit ihrem brutalen und rachsüchtigen Vater, noch mit ihrer ungebildeten, obschon gutmüthigen Mutter und frage auch nicht nach ihren czechischen Landsleuten, weshalb gar Manche die angeblichen Heirathspläne des Mauthgrafen von mehr als einem Gesichtspunkte gebilligt hatten. Das Herauskehren der böhmischen Landesfarben machte als Zeichen einer auch Libussa dennoch beherrschenden czechischen Gesinnung somit sehr viel böses Blut. Auch hatte Herr von Polzic — wie die landesübliche Höflichkeit ihn trotz alledem nun einmal adelte, — schon beim Vorfahren des Wagens seinen Kutscher, da demselben ein anderer vorbeigekommen war, auf gut böhmisch ausgeflucht, was sehr übel vermerkt wurde, und

dann hatte das Aussuchen passender Aussichtsplätze zwischen Herrn und Frau von Polzic wiederum noch eine so große Menge lauter Meinungsaustausche in böhmischer Sprache nöthig gemacht, daß man allgemein die Absicht herauszufühlen glaubte, die Polzic's wollten auch heute das Fremdländische möglichst geräuschvoll herauskehren.

Die Folge war zuerst ein allseitiges spöttisches Umsehen und Lachen gewesen, dann auch wohl ein Nichtausweichen, was Herrn von Polzic mehrfach nöthigte, in seinem gebrochenen Deutsch um Durchlassen seiner Damen zu bitten. Zwei illyrische Husaren-Offiziere aus der nahen Garnison Triebenburg, ein junger und ein älterer, legten sich endlich ins Mittel, schafften, wo nöthig, Platz und wußten für die schöne Böhmin und ihre Eltern demnächst von den für vornehmere Besucher reservirten Sitzen so viele zu erobern, daß auch die beiden Offiziere selbst dabei nicht zu kurz kamen.

Auf der entgegengesetzten Seite der Capellwiese stand Tonerl und zwar trotz des lustigen Treibens und des muntern Sonnenscheins in nichts weniger als fröhlicher Laune. Die Castellanin war nicht zu bewegen gewesen, ihr das Abseitsbleiben zu gestatten. Man solle dem Mauthgrafen nicht nachsagen, er gönne seinen Leuten keinen frohen Tag, hatte sie gesagt.

So war Tonerl denn im Troß des übrigen Ge-

sindes mitgezogen, im Sonntagsstaat, nach Vorschrift mit einem Büschel Lavendel, Krausemünze und Goldlack am Busenlatz, und hatte sich's gefallen lassen müssen, neben dem sonstigen lebendigen Inventar des Neuhold-Hofes von Vorübergehenden gemustert und auch wohl abgeschätzt zu werden.

„Verflixt saubere Kühe hat's auf dem Neuhold-Hof, aber die Kühmenscher, die der gnädige Herr auf-zutreiben weiß, die sein doch noch gustioser", so ungefähr hatten ein Dutzend bäuerischer Aeußerungen in ihrer Nähe gelautet.

Andere Passanten hatten darauf wohl erwiedert, „drum eben!" Dieses zustimmende Witzwort bekam sie drei, vier Mal zu hören. Und wenn ein paar dicht neben ihr stehende Saudirnen auch nicht frech hinzugesetzt hätten, „freili, freili, drum eben braucht der gnädige Herr nit zu freien", so hätte Tonerl doch über den Sinn jener „drum eben!" nicht in Zweifel sein können.

Das Blut stieg ihr einmal über das andere zu Kopf, und sie mußte sich zusammennehmen, um nicht aufzufahren. Daß andere Mägde ihre Freude an solchen Reden hatten, durch Zusammenstecken der Köpfe und heimliches Kichern sie wohl noch gar herausforderten, darüber hätte Tonerl am liebsten ihnen auf der Stelle die schimpflichsten Worte gesagt, und wenn

Tonerl's Miene jemals düster mürrisch ausgesehen hatte, so that sie es heute.

Das wurde dann freilich auch wieder ein Anlaß unerfreulicher Auslegungen.

„Wärst wohl lieber auf dem Stiegenhof verblieben?" fragte Blasel, der Pferdeknecht, dem schon Lisel heute Morgen zu vornehm gewesen war und der Mittags bei der sauren Suppe ein halbes Dutzend Male darauf geflucht hatte, „keine Hochmüthige brauche man „a" nicht auf dem Hof, „solches" heiße nun Lisel oder „sonst wie."

„Um Deinesgleichen willen kam ich zum wenigsten nicht hierher", gab Tonerl kurz zur Antwort und drehte sich um.

Ein angetrunkener Zangenschmied, der als Spaßmacher die Schwemme zu besuchen pflegte und jetzt, die Maserpfeife im schiefen Maul, um das Gesinde herumstrich, fragte die verdrossen Dastehende, „ob er ein Zangerl holen solle? sie habe gewiß einen „schiachen Zahn".

Diesen würdigte sie gar keiner Antwort. Aber der einfältige Witzbold trug seinen Einfall noch eine ganze Weile in Tonerl's Nachbarschaft herum, und Keiner verwies ihm „sein dummes Gewäsch", wie Tonerl es rücksichtslos schalt.

Lästiger noch war ihr das schweigende Herumstehen Anderer. Sie kannte diese Sitte recht wohl. So

fingen manche Bursche die Sache an. Hernach wollten sie „dazumal“ Zudringlichen die Wege gewiesen haben, gegen Unverschämte bei der Hand gewesen sein, wollten zu verstehen gegeben haben, man möge sich vor Prügeln in Acht nehmen.

Mit Niemandem aber, auch nicht mit Beschützern irgend welchen Schlages, mochte Tonerl Berührungen haben, aus Stolz und Unlust sowohl, wie aus Sorge, ihren Verlobten dadurch zu kränken, und sie hätte am liebsten jedem dieser Gaffer sofort bedeutet: Waldersam habe ja schon ihre Zusage und mit Waldersam's Schlagring anzubinden, das wolle sie Niemandem rathen.

Daß manche Gäste des Neuhold-Hofes ihren Vater kannten, auch wohl sie selbst schon gesehen hatten, beklemmte sie aber fast noch mehr. Eine solcher Personen, die Riedbacher Hirschwirthin, glaubte ihr einige Worte des Bedauerns über die Hartnäckigkeit des alten Stiegenbauers sagen zu müssen, um nicht den Schein zu wecken, als halte sie sich für ein Gespräch mit der Dienenden zu gut.

„Ein Jedes von uns wird wohl sein Theil Unrecht dabei haben“, gab Tonerl zur Antwort.

Aber die Hirschwirthin ließ sich dadurch nicht abfertigen, und als nun auch noch der Hirschwirth hinzu kam, der an dem wirthshausscheuen alten Stiegenbauer

kein gutes Haar lassen wollte, verbat sich Tonerl solches geradezu mit kurzen Worten.

„Ei, nun“, sagte die Wirthin, indem sie ihre Zunge wetzte, „steht's so, da kann man sein Mitleid ja für andere Leute im Sack behalten. S'hängt ja ohnehin Manche einen Bußkittel um, und hat darunter ein hochzeitlich Gewand fix und fertig. Auch treiben's Manche so, daß sie vor den Leuten um den Einen sich abhärmen und derweil darf ihnen der Andere schon die Schlafhaube losbinden. Send' uns wenigstens Botschaft, wenn's zum Gratuliren Zeit ist. Ein Wirth versieht's doch nicht gern mit der Höflichkeit.“

Tonerl biß sich auf die Lippen, und als der Wirth beim Weitergehen noch mit jenem abscheulichen „d'rum eben“ seinem Weibe beistimmte, wurde es ihr vor Ingrimm braun und gelb vor den Augen. Nie zuvor hatte sie solches Gerede vernommen. Sie bereute, je den Neuhold-Hof betreten zu haben. Dann aber warf sie die Lippen auf und ihr Trotz gewann die Oberhand.

Endlich gewahrte sie zu ihrer Freude, daß der zur Ceremonie herübergekommene Pfarrer kein Anderer, als der Pfarrer Wögerer selbst war, der noch junge Seelsorger ihres Heimathsdorfes, wo er nicht minder als seine ein gut Theil ältere Schwester sich große Liebe zu erwerben verstanden hatte. Er pflegte alljährlich an diesem Tage seinen Collegen Dragosehovich zu vertreten, wie Tonerl jetzt von der neben ihr stehenden

Küchelmagd des Gesindehauses erfuhr: weil Pfarrer Dragosehovich, zu dessen Pfründe die sogenannte Pfarrer-Alm gehöre, am Sanct Urbanstage selber sein Vieh auf die Alm treibe und sich deshalb mit „Firlefanzereien", wie er die Neuhold-Hofer-Ceremonie in seiner derben Weise einmal bezeichnet hatte, nicht befassen könne.

Tonerl's Sorgen um den alten Vater und ebenso um Waldersam, der sie seit jenem Morgen ganz ohne Nachrichten gelassen hatte, waren der Freude über das Wiedererblicken ihres lieben Ortsgenossen und Pfarrers gar bald gefolgt, und mit Ungeduld paßte sie auf eine Gelegenheit, um sich ihm zu nähern. Noch vor Beginn der Einsegnung des Viehes fand sich eine solche.

„Ei, grüß' Gott, Tonerl", gab Pfarrer Wögerer ihren Gruß freundlich, aber in seiner dennoch fernhaltenden Weise zurück, „womit kann ich Dir dienen? die Zeit drängt."

„Ich will Euch nicht lange aufhalten, geistlicher Herr", sagte Tonerl, „aber wie steht's denn bei mir zu Hause? Könnt Ihr mir von meinem Vater etwas berichten? Mir bangt nicht wenig um ihn."

„Er ist mir gerade in den letzten Tagen zwei Mal in den Weg gekommen", versetzte der Pfarrer; „es scheint ihm nicht schlecht zu gehen. Da mir Zwirtner Deine Bestellung ausgerichtet hatte, wußte ich, wie die Sachen standen. Dein Vater ließ sich

jedoch auf kein Gespräch ein und war ganz so vorsichtig ausweichend wie immer. Das beweist mir, daß Dein Fernsein ihn nicht ganz aus den Fugen gebracht haben kann. Auch schien ihm sein Pfeifchen zu schmecken."

Tonerl fühlte sich um eine große Sorge leichter; sie wollte noch einige weitere Fragen thun, wagte sich jedoch in Gegenwart der vielen Umstehenden nicht damit heraus.

Sie knixte und küßte ihm nach ländlichem Herkommen die Hand.

„Behüt Dich Gott", schloß der Pfarrer und wollte sich zu Andern wenden.

„Und mit des Zwirtner's Dilly, geistlicher Herr, hat's wohl auch nichts weiter auf sich?" hob Tonerl dann aber noch einmal an.

„Wegen des Prangen-Gehens?"

„Oder habt Ihr nachgegeben, geistlicher Herr?"

„Nicht doch; die Sitte über Alles!"

Tonerl zupfte an ihren Aermelknöpfen; sie hatte eigentlich nach Waldersam fragen wollen. „Und mit der Schule ist Alles beim Alten?" sagte sie verlegenen Tons.

„Ist Alles beim Alten", bestätigte der Pfarrer freundlich grüßend, und wendete sich Andern zu, welche schon auf die Gunst eines kurzen Gesprächs mit ihm harrten.

Tonerl dankte und machte den schön geputzten Damen Platz. Dieselben kamen in hellen Haufen heran, um den Blumenschmuck der Capelle und das neue von Notker darin gestiftete Bild des heiligen Antonio zu bewundern; doch gab's unter ihnen auch nicht wenige, welche in der Nähe der Capelle den Mauthgrafen zu Gesicht zu bekommen hofften und einstweilen — denn der Mauthgraf war noch nicht vom Hofe herüber gekommen — den vielbesprochenen und vielbelobten jungen Pfarrer etwas näher ins Auge faßten.

Sechszehntes Capitel.

Ein Zwischenfall.

Während dessen hatte das Treiben auf der Wiese ein immer bunteres Ansehen gewonnen. Was sich dort beengt fühlte oder was für rathsam hielt, der Freigiebigkeit des Mauthgrafen lieber früher als später zuzusprechen, kehrte an den Erfrischungsorten ein, deren in Park, Schloß und Schwemme eine reiche Auswahl vorhanden war. Andere ruderten auf den großen Teichen mit den aufgescheuchten Schwänen um die Wette oder spazierten durch die schönen Pferde- und Kuhställe des Hofs, oder umkreisten das Schloß, oder jagten den Pfau und die Kaninchen des Auffahrthofes, zum nicht geringen Verdruß des Castellans, denn sein Schelten fand heute sehr wenig Beachtung.

Endlich erklang es rings: „sie kommen, sie kommen!" und nun drängte Alles nach der Capell-Wiese, um sich noch irgendwo ein Plätzchen zu sichern. Ballustraden wurden erklettert, Bäume, Gartenvasen, Volieren mußten

sich zu Sitzen und Aussichtspunkten hergeben, und Jeder half sich, wie es eben ging.

Zugleich begann das neue Glöckchen der Capell-Wiese zu läuten, und als sei auch die Sonne nicht Willens, die Ceremonie zu verpassen, trat sie aus dem Gewölk hervor, das sie kurz zuvor noch verhüllt hatte.

Dennoch wußten die Meisten von früheren St. Urbans-Tagen her, daß der Mauthgraf, trotz der bei solcher Gelegenheit von ihm gebotenen unbegrenzten Gastfreiheit, der bloßen Schaulust auch nicht das mindeste Zugeständniß machte. Der gute Zustand des Viehes, das er auf die Alm entsandte, und die Ausrüstung derjenigen, die es oben auf den Almen zu hüten hatten, waren ihm an diesem Tage das einzig Wichtige.

Er hatte den Schwoagerinnen nie verboten, ihre Hüte mit Flitter und ihre Glockenkühe mit Blumen aufzuputzen; aber, als ob Niemand rings mit bloßen Belustigungs-Ansprüchen hierher gekommen sei, pflegte er die Revision sämmtlicher Thiere und aller auf die Almen mitzuführenden Gegenstände mit der geschäftsmäßigsten Genauigkeit vorzunehmen und auch gar wenig darnach zu fragen, ob die gewöhnlich aus freien Stücken dazu aufmarschirten Schneebachthaler Dorfmusikanten ihre Weisen richtig oder falsch bliesen.

Auch heute rückte denn das erste Dutzend der mehr als hundertköpfigen Hornvieh-Heerde des Neuhold-

Hofs unter dem Blechgeschmetter dieser guten Leute von der Seite des Hofs heran.

Ihnen voraus schritt eine handfeste Schwoagerin in ihrem besten Staat, von den schwarzen Bundschuhen und den weißen Strümpfen bis hinauf zum grünen Filzhut, Alles nagelneu und von dauerhaftestem Stoff. Hinterdrein fuhr ein Knecht mit einem mannigfach beladenen Wägelchen, dem ein munterer Hengst vorgespannt war. Daß dieser wie besessen wieherte und daß die Kühe nicht minder ausgelassen brüllten und dabei verwundert umherrannten, war wohl eigentlich das Lustigste an der ganzen Sache. Wenigstens hüteten sich so Knecht wie Schwoagerin, den nun sofort an die strengste Revision gehenden Mauthgrafen durch irgend etwas auf den Gedanken zu bringen, es sei ihnen etwa mehr um das Fest als um die Sache zu thun.

Die Thiere selbst hatte der Mauthgraf schon im Hofe der Reihe nach geprüft. Jetzt waren die Habseligkeiten der Schwoagerin, waren auch besonders das Salz, das Mehl und was sie für die Sommermonde sonst noch mitbekommen, der Gegenstand seiner aufmerksamsten Untersuchung.

Hatte diese ihr Ende erreicht, so begann das Blasen und Pfeifen mit erneuter Vehemenz, und während nun ein zweiter Trupp Vieh unter ähnlichem Geleit von der Seite des Hofs heranrückte, zog die bereits vom Mauthgrafen verabschiedete Abtheilung

brüllend und stampfend vor die Capelle, um dort unter Glockengeläute, Räucherfaß-Schwenken und Weihwasser-Besprengen durch den geistlichen Herrn gegen Almnebel, Blitzschlag, Verklettern, Milchschwund und sonstige unerfreuliche Dinge dem Schutze des heiligen Antonio empfohlen zu werden. In dieser Weise ging es eine ganze Stunde fort, ohne daß übrigens den Leuten die Zeit lang geworden wäre, denn die Einen waren Thierkenner genug, um jedem Stück Vieh ein Interesse abzugewinnen; die Anderen hielten aufmerksame Musterung über die Schwoagerinnen und ließen sich's nicht nehmen, wenigstens einigen der hübscheren, trotz den Gerüchten über die schöne Böhmin, noch allerlei Aussichten auf das große Loos nachzusagen.

Daß der Mauthgraf sich um die schöne Böhmin noch gar nicht bekümmert hatte, machte Vielen dabei das größte Vergnügen, und auch Notker, der zu seiner Betrübniß den Mauthgrafen kurz vor Beginn der Ceremonie in aufmerksamem und angeregtem Beobachten Libussa's überrascht hatte, zweifelte doch fast wieder an dem Zustandekommen dieses wenig harmonischen Bundes und dachte über Mittel und Wege nach, wie der Mauthgraf, wenn am Ende auch nicht für Tonerl, so doch für eine strenggläubige Landsmännin bei heutiger Festveranlassung interessirt werden könne.

Mit Plänen verwandter Art trug sich eine gar erkleckliche Zahl der Mütter und Tanten, welche jetzt

nach Beendigung der Ceremonie mit ihren Schützlingen sich nicht von der allgemeinen Strömung mit fortreißen lassen wollten und wie ein Fels im Meere dastanden, ohne den Mauthgrafen aus den Augen zu lassen. Es bildete sich ein förmliches Spalier von Personen dieser Art, in der Erwartung, der Mauthgraf werde nun sich zu denjenigen seiner Gäste begeben wollen, welche auf seine Einladung erschienen waren, — unter Letzteren vor Allem die Polzic's selbst, — und man werde Gelegenheit haben, sich ihm auf diesem Wege in Erinnerung zu bringen.

Man hatte sich darin auch nicht verrechnet. Da aber ein Geburtstagskind sich schon gefallen lassen muß, zahlreichere und längere Glückwünsche anzuhören, als ihm lieb sind, so sah sich der Mauthgraf genöthigt, statt sich zu jenen seinen Gästen durchzuarbeiten, auf der Stelle, wo er stand, geduldig das Unvermeidliche über sich ergehen zu lassen.

In diese über ihn verhängte Belagerung plötzlich eine Wandlung zu bringen, war dem feuerrothen Schirme Fräulein Klunker's vorbehalten gewesen, mit dem sie allerdings in einer ihr selbst unpassend vorkommenden Weise in dem Gedränge sehr auffällig umherflankirte. Ein junger Stier der zuletzt verabschiedeten Heerde hatte sich nämlich einfallen lassen, die Wolfenbüttler Parze auf jenen wichtigsten Theil ihrer heutigen Toilette scharf anzusehen; sie ihrerseits

war unvorsichtig genug gewesen, für die vermeinte Lieblingsfarbe des Schloßherrn mit einem drohenden Schwenken ihres Schirmes einzutreten; darauf hatte der Stier, unheimlich brummend, mit steilem gen Himmel-Richten seines Schwanzes geantwortet; Fräulein Klunker war nun unter lautem Hülferufen davon gestoben, andere Damen hatten ihr nachlaufen zu müssen geglaubt; man begann zu schreien: „der Stier ist los, der Stier ist los!" Laufen und Schreien ward allgemein und endlich stürmte Alt und Jung, Vornehm und Gering in wilder Flucht durcheinander.

Ob ein Stier oder ein toller Hund oder gar ein wüthender Tiger einen panischen Schrecken dieser Art veranlaßt, gilt in solchen Augenblicken natürlich gleich. Den Wenigsten war bekannt, um was es sich handelte. Man hatte weder Zeit zum Fragen noch zum Ueberlegen, und diejenigen, die das Eine oder Andere versuchten, wurden einfach umgerannt.

Schon in der nächsten Minute war die Festwiese denn auch im tollsten Wirrsal begriffen. Die Einen stürmten in den Park, die Anderen suchten sich auf die Böte des Teichs zu retten; im Hofe, im Schlosse, in den Alleen, überall gab es Geschrei geängstigter Weiber und Kinder, und sogar nicht wenige der ehrbaren Triebenburger Stadtbürger, wie auch der Herren aus dem Molkenbade hielten für rathsam, sich mit

jenen ihren unaufhaltsam flüchtenden Schutzbefohlenen selber in Sicherheit zu bringen.

Aber am wenigsten glimpflich ging es dort zu, wo die geladenen Gäste saßen. Dorthin nämlich hatte Frl. Klunker ihre Flucht genommen. Da man hier nun die Pflicht zu haben glaubte, den Mindergebildeten ein Beispiel muthiger Gefahrverachtung zu geben, waren die Herren sofort mit der Versicherung aufgesprungen, es sei ein blinder Lärm, und die Damen ihrerseits waren in den Schutz der Herren geflüchtet. Dadurch hatte auf dieser Seite der Wiese in der That einige Augenblicke die allgemeine Unklarheit Alles auf der Stelle, wo es stand, gebannt gehalten. Gleich darauf war aber der furchtsamere Theil der Meinung gewesen, es sei doch wohl rathsam, die Pause nun zum Davongehen zu benutzen, und auf einmal hatte dann die gesammte bunte Menge auch hier den Charakter eines Mühlstroms angenommen. Libussa's echter Spitzenbesatz war sofort von dem ungeheuren Schirme einer an ihr vorbeistürmenden Bäuerin auf Nimmerwiedersehen entführt worden und sie selbst hatte nur dadurch sich vor dem Erdrücktwerden geschützt, daß sie, in den Arm des jungen Husaren-Officiers geflüchtet, sich völlig seiner schirmenden Hut überließ. Der andere Krieger, ein wohlbeleibter Herr mit ungeheurem Schnauzbart, war in ähnlicher Weise um Kaca Polzic besorgt gewesen. Herr von Polzic endlich hatte sich vor dieser Doppel-

gruppe als Wellenbrecher der Fluth entgegengestemmt, unter kräftigen böhmischen Flüchen mit seinem Gemskrückenstock Stöße und Schläge ausgetheilt und reichliche Heimzahlung dafür empfangen. Sein weißer Menschikow-Hut war ihm dabei unter die eigenen Füße gekommen; seine ziegelrothen Juchten-Handschuhe hatte er im Abwehren und Angreifen zersprengt; sein fein gefälteltes Petersburger Jabot hing kläglich zerknittert aus der Weste heraus und seine dicke Nishninowgoroder Taschenuhr fühlte sich, als er nach ihr griff, so dünn an, wie ein Kartenblatt.

Als die Ueberschwemmung sich nach geraumer Zeit auch hier verlief und Mutter und Tochter verhältnißmäßig wohlerhalten aus der Obhut ihrer tapfern Beschützer entlassen werden konnten, stand der barhaupte Jindrich von Polzic zwar noch fluchend und wetternd mit erhobenem Krückenstocke da; nicht ohne Grund verglich ihn aber der von weitem seiner ansichtig werdende Dr. Schöffl mit einer Vogelscheuche, die auf den Stoppeln vergessen worden sei, und wer schon wieder lachen konnte, ließ es nicht daran fehlen.

Endlich brachte der Zuspruch des älteren Officiers ihn einigermaßen zur Ruhe, wobei der jüngere und Libussa secundirten. Frau von Polzic richtete ihres Gatten Jabot nach Möglichkeit wieder ein und klappte seinen einen Vatermörder, der traurig abwärts hing, gleich dem andern wieder in die Höhe. Dann wurde

der jüngere Officier zum Herbeiholen der in der Ferne wartenden Polzic'schen Equipage entsandt.

Während dessen hatten sich so ziemlich Alle in Sicherheit gebracht, doch lag, wie sich jetzt zeigte, die halbe Wiese voll von Sonnenschirmen, Damenhüten, Schleifen, Bändern, Schärpen und anderen noch schwerer entbehrlichen Toilettegegenständen. Darüber Empörung, Wehklagen und Verurtheilen derjenigen Leute, „die bei jeder Gelegenheit den Kopf verlieren"; hier und da auch schadenfrohe Repliken, denn einige derjenigen, die am lautesten von „Kopfverlieren" sprachen, hatten wichtige Theile des Hinterkopfes in dem Getümmel eingebüßt, und einige boshafte Freunde riefen ihretwegen laut nach ehrlichen Findern. Nun begann man auch erst zu fragen, wo das wilde Ungethüm, der Stier, denn bleibe? — Von den hohen Boskett-Vasen und den Garten-Kiosk's herab behaupteten Leute, die eben erst mit unglaublicher Anstrengung sich auf jenen Punkten in Sicherheit gebracht hatten, das Ganze sei ihrerseits von vornherein als ein blinder Lärm durchschaut worden und sie säßen einzig deshalb hier oben, um die allgemeine Ausreißerei besser zu überblicken. Der Nabob hatte eine der Rosen-Tüll-Schönen im Augenblick der Gefahr mit der Gewandtheit eines erfahrenen Haussiers auf den Nacken eines Marmor-Tritonen hinaufgeschwindelt und schwor, indem er sein Stöckchen schwang, zwanzig

Molkenkuren hätten ihn nicht so vollständig verjüngen können, wie diese eine Turnerprobe es gethan habe.

Der Piano-Virtuos schaukelte seine niedlich bestiefelten Füßchen im zweiviertel Tact von dem Rücken einer Porphyr-Sphinx herab, und versicherte, er habe so eben das Motiv zu einem gigantischen Stierkampf-Galopp ersonnen.

Nur Fräulein Klunker, welche durch die Fürsorge des Barons von Krümel auf den Deckel einer Wassertonne hinaufgehoben worden war und damit einbrach, hatte den gehabten Schreck noch nicht überwunden, und sie betheuerte Allen, die es hören wollten, unter Thränen: was sie gesehen habe, sei zwar in der Zeichnung ein furchtbar schönes Bild gewesen, aber sie wisse nicht, ob sie ihren Nerven je wieder eine solche Erschütterung wünschen solle.

Uebrigens war die Gefahr in der That keine ganz eingebildete gewesen.

Rollenhagen, noch aus seiner Blockhauszeit mit dem plötzlichen Wildwerden der gutartigsten jungen Stiere nur zu wohl vertraut, hatte sich, um Hülfe zu leisten, gleich Anfangs mit einigen rücksichtslosen Püffen nach der Gegend durchzuarbeiten gesucht, wo der Stier sein Wesen trieb. Er gelangte jedoch erst an Ort und Stelle, als die Bändigung des Thieres den herbeigeeilten Knechten und Mägden schon gelungen war.

Daß man demselben dabei arg mitgespielt hatte, war nicht zu verwundern, denn alle Welt hatte geschrien, man solle es über den Haufen schießen, und zwei Büchsen hatte man in der That schon zur Stelle geschafft. Freilich war auch ein Wachtelhündchen aus dem Molkenbade von dem Stier auf die Hörner genommen und in die Luft geschleudert worden. Zu ärgeren Streichen, hieß es, habe man dem Unthiere keine Zeit gelassen, wohl aber war ihm von seinen Bändigern dann im Uebereifer der Vergeltung das eine Auge fast aus dem Kopfe geschlagen worden.

Rollenhagen sah vor Allem eine Magd — es war die erst spät hinzugekommene Tonerl — sich um das arg geprügelte und gemißhandelte Thier bemühen, und stimmte ihr bei, als sie dasselbe von der ihm um den Hals geworfenen, strangulirenden Kette und ebenso von dem seinen Vorderfüßen angelegten Stricke befreit wissen wollte.

Alle sonst Betheiligten mochten jedoch nichts davon wissen und das Thier mußte bis auf Weiteres daher in seiner grausamen Einschnürung belassen werden, wobei Tonerl durch fortwährendes Streicheln und Zusprechen wenigstens verhinderte, daß sich das zitternd und stöhnend dastehende, mit Schweiß und Schaumflocken bedeckte Geschöpf von neuem auflehnte.

Dann kam auch der Mauthgraf herbei und ließ sich den ganzen Hergang von einem der Knechte genau

berichten, untersuchte die Verletzung des Auges mit Aufmerksamkeit, besprach mit Tonerl, mit welchem Medicament es zu behandeln sei, und gab darauf Befehl, das Thier in den nächsten Stall zu führen, damit es dort aus seiner Einschnürung erlöst und demnächst kurirt werde.

„Und auf die Alm mitziehen darf es nicht?“ fragte Tonerl.

„Das hat es für dies Jahr verscherzt“, antwortete der Mauthgraf.

„Das wäre hart“, sagte Tonerl, und gab nun ihre Meinung dahin ab, daß kein sanfteres Stierlein auf Erden zu finden sei, daß man es arg gereizt habe, und daß man ihm das Alm-Vergnügen nicht verkümmern solle.

Der Mauthgraf war, wie die Leute es bezeichneten, ein Thiernarr. Wer für ein Thier ein gutes Wort bei ihm einlegte, fand immer ein offenes Ohr. Er erkundigte sich daher noch näher, und es ergab sich diesmal durch die nun auch von Rollenhagen gestellten Fragen als ziemlich unzweifelhaft, daß der Stier nur durch die ihm widerfahrene Behandlung in einen so schlimmen Zustand versetzt worden war.

Dennoch mochte der Mauthgraf für heute wenigstens seine Verfügung nicht ändern.

Aber Tonerl gab ihre Fürsprache noch nicht auf. „Ein Thier hat doch auch sein Ehrgefühl, gnädiger

Herr", sagte sie, „und kommt er heut' nicht mit, da möcht' Ihr ihn nur getrost ganz im Stall belassen, denn ein Nachzügler ist auf der Alm das unglücklichste Vieh. Keins läßt ihn für voll gelten. Man sollt's nicht glauben, aber ich hab's mehr als oft beobachtet."

„Ich weiß, ich weiß", sagte der Mauthgraf.

„Ich red' ihm aber ohnehin schon eine ganze Weile vor, daß er die Andern noch einholen wird", sagte Tonerl wieder; „belogen haben möcht' ich ihn doch auch nicht."

„Wie Du nur redest."

„Ich red', wie ichs versteh'."

„Und Du bildest Dir ein, der Stier habe Dich verstanden?"

„Sicher und gewiß hat er's. Das sehet Ihr ihm doch an? Nachher soll man aber solch' armem Tropf noch bös sein, wenn er einen nit mag! Nein, lieber noch einem Menschen nicht das Wort halten, als solch' hülflosem Vieh."

„Du hast gute Maximen. Und was die Hülflosigkeit betrifft, so hat das Hündchen dort zu seinem Schaden erfahren, was es damit auf sich hat."

„Ich denk' ja nur an seine Hülflosigkeit im Rechtsuchen."

Der Mauthgraf prüfte das Aussehen des Stiers noch einmal mit Aufmerksamkeit. „Gut", versetzte er endlich, „ich glaube selber, Du hast Recht."

„So kommt, Leut'", rief Tonerl den am nächsten

stehenden Knechten zu; „helft mir's auf der Stelle freimachen."

„Jetzt, gleich hier?" hieß es. Tonerl bejahte. „Nun, uns kann's eins sein", hieß es abermals.

Der Mauthgraf sah sich nach Rollenhagen um und dieser antwortete mit einem Achselzucken. So gewagt auch das Freigeben des Stiers sein konnte, Tonerl's zuversichtliches Wesen beherrschte zu sehr den ganzen Vorgang, als daß weder er, noch selbst der bedächtige Mauthgraf einen abermaligen Widerspruch erheben mochte.

Während dessen hatte Tonerl rasch ein kleines Mädchen zum Herbeischaffen eines feuchten Umschlags zum Verbinden des Auges fortgeschickt. Sie selbst fuhr aber mit Streicheln und Zusprechen des immer noch stöhnenden Thiers fort, gab gemessene Anweisung, wie die Knechte es am besten losschnüren könnten — was auch geschah — und bot trotz seines widerwillig ablehnenden Kopfschüttelns ihm zwischendurch ihre Hand zum Lecken dar, wobei eine der Mägde ihr, obschon nicht ohne sichtliche Bangigkeit, ab und zu Salz in die Hand streuen mußte.

In der That schaute der zitternd dastehende und unabläßig stöhnende Stier mit seinem theils blutunterlaufenen, theils dickgeschwollenen Auge unheimlich genug drein, und Niemand vermochte zu sagen, in welchem Zustande er sich befand.

Als die letzte Fessel gefallen war, wich denn auch Alles bis auf Tonerl, den Mauthgrafen und den Amerikaner vorsichtig zurück und auch die letzteren Beiden mußten auf Tonerl's Bitte, um das Thier nicht zu reizen, ganz auf die Seite treten.

Sie thaten es, nicht ohne sich der beiden Büchsen versichert zu haben, um im Nothfalle einem größeren Unglück vorbeugen zu können. Und wirklich schien diese Vorsicht nicht überflüssig sein zu sollen, denn sobald der Stier sich wieder bis auf den Kopf, welchen Tonerl schmeichelnd und streichelnd festhielt, im freien Besitz seiner Gliedmaßen fühlte, hob er den Schweif unternehmungslustig in die Höhe, stellte sich dann, als wollte er grasen und gab seinem Kopf dadurch, obgleich Tonerl ihn nicht losließ, jene verdächtige Richtung, die der angreifenden Verwendung der Hörner vorauf zu gehen pflegt. Dabei lugte er nach den in der Ferne ihn Beobachtenden grimmig hinüber.

Tonerl wechselte die Farbe und einen Augenblick versäumte sie, indem sie, wie um zu fliehen, seitwärts spähte, das immer weiter zurückgehende Thier durch unabläßiges Streicheln und Zusprechen in Unfreiheit zu erhalten. Ehe es aber sein augenscheinlich tückisches Vorhaben ausgeführt hatte, duckte sie sich so tief zu ihm nieder, daß sein rothunterlaufenes zorniges Auge ihrem Blick wieder begegnen mußte, und gleichzeitig ihre Liebkosungen verdoppelnd, besänftigte sie den un=

geschlachten Gegenstand derselben allmälig in solchem Grade, daß er zuletzt fast zärtlich werdend, seinen plumpen Hals zutraulich auf ihre Achsel legte und nun mit Brüllen dem aus der Ferne immer noch herübertönenden Ruf seiner Almgenossen antwortete.

Jetzt konnte ihn Tonerl mit beherztem Wort und Handschlag auf den rechten Weg weisen und ohne daß er seinem Groll über die erduldeten Mißhandlungen weiter nachhing, folgte er der ihm Voraufgehenden unter beständigem fröhlichen in die Ferne Brüllen waldein.

Die Knechte und Mägde wollten wieder herankommen, um wenigstens zu zeigen, daß sie sich in der Nähe gehalten hätten. Der Mauthgraf bedeutete ihnen jedoch, ihre Wege zu gehen, da Tonerl mit dem rastlos brüllenden Stier noch immer in Sicht war, und sie zerstreuten sich unter Aeußerungen mannigfacher Art.

Der Mauthgraf und Rollenhagen blieben stehen, bis Tonerl und ihr vierfüßiges Geleit hinter den Tannen und Fichten verschwunden waren.

Beide hatten ihr einen beifälligen Gruß zuwinken wollen, denn die allseitige Spannung war keine geringe gewesen, und wohl Jeder fühlte sich erleichtert.

Aber die immer mürrische Tonerl sah sich nicht um, und als nun Notker herankam, um sich für sein nächstes Bild die Stelle genau anzusehen — denn etwas Malerischeres, als diesen Vorgang, habe er

nie zu Gesicht bekommen — da meinte der Mauthgraf denn doch: „Wenn das Thier ihr den Garaus gemacht hätte, wär' ihr im Grunde nicht zu viel geschehen; sie hat mich durch ihr beharrliches Zureden zu einer großen Unvorsichtigkeit veranlaßt, und ich schäme mich, meinen Leuten ein so schlechtes Beispiel gegeben zu haben."

Als er fort war und Notker auf der zerstampften Stelle grübelnd allein verblieb, gesellte sich ihm auf einen verstohlenen Augenblick der schon zu verschiedenen Malen ihm heute nachgestrichene Bandweber.

„Hab' ich's gut eingefädelt?" fragte er. „Hm?"

„Geht", bat Notker gedämpften Tones, „geht Eurer Wege, Zwirtner. Man darf uns heute weniger denn je zusammen sehen."

„Sagt mir nur", schmunzelte der Bandweber, „ob ich's gut eingefädelt habe?"

„Ihr wollt' wohl den Stier wild gemacht haben?"

„Nein, das will ich nicht. Aber Tonerl hab' ich zugeredet, dem armen Thiere beizuspringen und ich denke, diesmal wird der Mauthgraf herausgefunden haben, daß sie mehr Grütze im Kopfe hat und besser zu seinen Thierliebhabereien taugt, als alle Mädel, die je nach ihm die Hälse reckten."

„Ihr irrt Euch gewaltig", sagte Notker, „aber geht, geht; wir reden schon noch ein anderes Mal über die Sache. Was er zuletzt über Tonerl's Zu-

reden sagte, klang sehr wenig erbaulich. Besser wär's gewesen, Ihr hättet meinen Rath befolgt und Euch um die Sache nicht weiter bekümmert."

Er sah sich um, legte den Finger auf den Mund und ging. Zwirtner holte aber seine Tabacksdose aus der Tasche, redete mit sehr wegwerfender Miene vor sich hin: „Was versteht der Oexle-Schnitzler von Liebes-löffeleien?" und setzte dann speculativ hinzu: „Gerade daß Peppi sich über ihr querköpfiges Gerede beklagt, gerade das gefällt mir; ich wette, sie hat ihm den Kopf schon jetzt halb verdreht."

Ende des ersten Bandes.

Duboc, Charles Edouard,

Schloß Roncanet Roman aus der Gegenwart

Bd.: 1. Band

Hannover 1874